

DIE VATERSPRACHE EUROPAS – HISTORISCHE EINFÜHRUNG IN DIE MITTELLATEINISCHE SPRACHE UND LITERATUR

© Thomas Frenz, Passau 2009

Das Zeichen ⊗ verweist auf Abbildungen, die beim mündlichen Vortrag gezeigt wurden, aber hier aus Copyrightgründen weggelassen sind.

Fassung von 2009, mit einzelnen Ergänzungen bis 2020

Einleitung

1. Kapitel: Bonifatius als Sprachpurist
2. Kapitel: "Si in ius vocat", oder: es gab schon ein Latein vor Cicero
3. Kapitel: "Klostergräber" und ihr Inhalt, oder: Ein Blick auf die antike lateinische Literatur
4. Kapitel: "Sub virga degere": Schule und Universität im Mittelalter
5. Kapitel: "Partes orationis quot sunt?": Lateinunterricht im Mittelalter
6. Kapitel: Ars amoris im Kloster: der Lektürekanon
7. Kapitel: "Arma virumque cano": Vergils Äneis in Antike, Mittelalter und Neuzeit
8. Kapitel: Sprachliche Voraussetzungen des Mittellateins: Spätlatein, Vulgärlatein, Griechisch
9. Kapitel: Ein Wald von Renaissancen: Kulturgeschichte und Latein vom 8. bis 15. Jahrhundert
10. Kapitel: Der wichtigste Text: die Bibel
11. Kapitel: Prosatexte (Weltchroniken)
12. Kapitel: "Der fröhliche Walfisch", oder: Eigenarten der mittellateinischen Orthographie
13. Kapitel: Urkunden und rhythmischer Satzschluß (cursus)
14. Kapitel: Mittellateinische Flexion und Syntax, oder: Warum Sie Ihrem alten Lateinlehrer Abbitte leisten sollten
15. Kapitel: Mittelalterliche Telenovela: Unterhaltungsliteratur
16. Kapitel: Was sich nicht reimt, wird reimend gemacht: Reimprosa, Metrik, rhythmische Dichtung
17. Kapitel: "Der hochberühmte Pfalzgraf Ludwig Rhenus", oder: Wandlungen der Wortbedeutung im Mittelalter
18. Kapitel: Mittellatein in weiblichem Munde
19. Kapitel: Lexika – damals und heute
20. Kapitel: "O fortuna velut luna": mittellateinische Gedichte
21. Kapitel: "Putantne hi homines sese linguam loqui Latinam?" – Beobachtungen zur Aussprache des Lateins im Mittelalter
22. Kapitel: Operation gelungen, Patient tot: humanistisches und Neulatein
23. Kapitel: Strohfeuer, oder: Latein heute
24. Kapitel: Gaudeamus igitur: poetischer Ausklang

M. D. u. H., ich begrüße Sie zur Vorlesung "Die Vatersprache Europas – Historische Einführung in die mittellateinische Sprache und Literatur". Es war ein kluger Entschluß, diese Vorlesung zu wählen, denn Sie erfahren in ihr den historischen Hintergrund der gesamten Kultur-, Sprach- und Literaturgeschichte West- und Mitteleuropas vom Mittelalter bis auf unsere Tage. Das mittelalterliche Latein war nicht nur Kirchenlatein, wie viele Leute glauben, sondern auch Bildungssprache und Umgangssprache, die eine Verständigung über alle Staats- und Sprachgrenzen hinaus möglich machte. Es hat darüber hinaus auch die Volkssprachen geprägt, und zwar nicht nur die romanischen Sprachen, die sich aus dem Latein entwickelt haben, sondern auch die germanischen Sprachen, insbesondere das Deutsche: so ist etwa der heutige deutsche Satzbau ohne das lateinische Vorbild undenkbar. Aus diesem Grunde ist die Kenntnis des Lateins die beste Voraussetzung dafür, gutes Deutsch zu sprechen und zu schreiben.

Bevor wir aber *medias in res* gehen, wie man auf Lateinisch sagen würde, kommen noch die unvermeidlichen technischen Angaben. Zunächst das Wichtigste: Lateinkenntnisse sind für das Verständnis der Vorlesung zwar äußerst nützlich, aber nicht zwingend erforderlich. Alle lateinischen Zitate werde ich übersetzen – und um diesem Vorsatz gleich treu zu bleiben: *medias in res* bedeutet: mitten in die Sache, ohne sich bei Nebensächlichkeiten aufzuhalten. Lateinkenntnisse sind also nicht zwingend erforderlich (auch nicht bei der Klausur); aber es könnte sein, daß Sie sich nach der Vorlesung entschließen, Latein zu lernen, sofern Sie es bisher noch nicht getan haben.

Ich bin Ihnen auch noch eine Erklärung für den Titel der Vorlesung schuldig. Man hat zutreffend gesagt, der gebildete Mensch im Mittelalter sei zweisprachig gewesen. Er habe eine **Muttersprache** gehabt, das Deutsche, Englische, Französische, Italienische, Kastilische, Katalanische, Portugiesische, Tschechische, Slowakische, Polnische, Ungarische, Kroatische usw. – und eine **Vatersprache**: das Latein. Die Rolle des Lateins in der internationalen Gesellschaft und der gelehrten und kultivierten Welt der damaligen Zeit ist mit diesem Bonmot sehr gut getroffen.

Jetzt gehen wir aber wirklich *in medias res* und beginnen mit dem 1. Kapitel.

1. KAPITEL: EINLEITUNG: BONIFATIUS ALS SPRACHPURIST

MIT DATUM VOM 1. Juli 746 erhielt Bonifatius ein Schreiben von Papst Zacharias – das ist derjenige, der Pippin erlaubt hat, den letzten Merowinger abzusetzen – mit folgendem Wortlaut: *Reverentissimo et sanctissimo fratri Bonifatio coepiscopo, Zacharias servus servorum dei.* – "Dem sehr ehrwürdigen und sehr heiligen Bruder, dem Mitbischof Bonifatius, Zacharias, Diener der Diener Gottes." *Vir-*

gilius et Sedonius, religiosi viri apud Baioariorum provinciam degentes, suis nos litteris usi sunt, per quas intimaverunt, quod tua reverenda fraternitas eis iniungeret, christianos denuo baptizare. – "Virgil und Sedonius, zwei Kleriker, die sich in der Provinz der Bayern aufhalten, haben uns einen Brief geschickt, in dem sie uns mitteilen, daß du, ehrwürdiger Bruder, ihnen aufgetragen habest, Christen zum zweiten Mal zu taufen." *Quod audientes nimis sumus conturbati et in admirationem quandam incidimus, si habetur, ut dictum est.* – "Diese Mitteilung versetzte uns in große Verwirrung und auch ein gewisses Erstaunen – vorausgesetzt, es verhält sich tatsächlich so, wie es behauptet wird." *Retulerunt quippe, quod fuerit in eadem provincia sacerdos, qui Latinam linguam penitus ignorabat et, dum baptizaret, nesciens Latini eloquii, infringens linguam diceret: "Baptizo te in nomine patria et filia et spiritus sancti."* – "Sie berichteten nämlich, daß es in jener Provinz einen Priester gab, der überhaupt kein Latein konnte und, wenn er die Taufe spendete, infolge seiner Unkenntnis des Lateins in fehlerhafter Weise folgendes sagte: 'Baptizo te in nomine patria et filia et spiritus sancti.' " [Ich taufe dich im Namen des Vaterlandes und der Tochter und des heiligen Geistes.] *Ac per hoc tua reverenda fraternitas consideravit rebaptizare.* – "Und deshalb habest du, ehrwürdiger Bruder, eine Wiederholung der Taufe angeordnet." *Sed, sanctissime frater, si ille, qui baptizavit, non errorem introducens aut heresim, sed pro sola ignorantia Romane locutionis infringendo linguam, ut supra fati sumus, baptizans dixisset, non possumus consentire, ut denuo baptizentur.* "Aber, hochheiliger Bruder, wenn jener, der sie getauft hat, sonst keinen Glaubensirrtum und keine Häresie mit ins Spiel brachte, sondern aus bloßer Unkenntnis der römischen Sprache die fehlerhaften Wortformen, wie oben angeführt, beim Taufen verwendete, können wir nicht zustimmen, daß noch einmal eine Taufe stattfindet." *Quia, quod tua bene conpertum habet sancta fraternitas, quicumque baptizatus fuerit ab hereticis in nomine patris et filii et spiritus sancti, nullo modo rebaptizari debeat, sed per sola manus inpositione purgari debeat.* "Denn, wie du, heiliger Bruder, wohl wissen dürftest, muß selbst der, der von Häretikern im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes getauft worden ist, keineswegs wiedergetauft werden, sondern ist lediglich durch Handauflegung zu reinigen." *Nam, sanctissime frater, si ita esset, ut nobis relatum est, non amplius a te illis predicetur huiusmodi, sed, ut sancti patres docent et predicant, tua sanctitas studeat conservare.* "Darum, hochheiliger Bruder, wenn es sich so verhält, wie uns berichtet ist, sollst du das von ihnen keineswegs weiterhin verlangen, sondern, wie es die heiligen Väter lehren und verkünden, daran soll sich deine Heiligkeit auch halten." *Deus te incolumem custodiat, reverentissime frater!* – "Gott behüte dich unversehr, sehr ehrwürdiger Bruder!" *Data kalendis Iulii, imperante domno piissimo augusto Constantino a deo coronato magno imperatore anno XXVI, post consulatum eius anno IIII, indictione XIII.* – "Gegeben an den Kalenden des Juli, in der Regierung des sehr frommen und erhabenen Herrn Konstantin, des von Gott gekrönten großen Kaisers, im 26. Jahr, im 4. Jahr nach seinem Konsulat, in der 14. Indiktion." (MGH EE III 336 Nr. 68) (Wir sind noch vor der Kaiserkrönung

Karls des Großen; deshalb datiert der Papst noch nach den Jahren des byzantinischen Kaisers Konstantin V.) Soweit also der Brief des Papstes, eine zwar nicht unfreundliche, aber doch deutliche Zu- rechtweisung des Sprachpuristen Bonifatius. Der Text ist überliefert in der Sammlung der Briefe des großen Missionars, also von unzweifelhafter Echtheit.

Baptizo te in nomine patria et filia et spiritus sancti – das ist genau das, was sich ein durchschnittlicher Altphilologe unter Mittellatein vorstellt: eine barbarische Verfallserscheinung der klassischen Sprache Roms, ein Mönchs- und Küchenlatein, von dem sich der Gebildete mit Grausen abwendet und statt dessen lieber seinen Cäsar zur Hand nimmt. Der Zweck meiner Vorlesung ist es, zu zeigen, daß diese Vorstellung nicht nur ein irriges Geschmacksurteil ist, sondern daß sie von falschen Voraussetzungen ausgeht und somit zu unrichtigen Ergebnissen führen muß, ja, daß unser hypothetischer Altphilologe sogar mit Inbrunst an dem Ast sägt, auf dem er selber sitzt. Warum das so ist, werde ich noch ausführlich erläutern. Hier soll der Hinweis genügen, daß er ohne die Tätigkeit der von ihm verachteten Mönche seinen Cäsar gar nicht lesen könnte, und zwar ganz einfach deshalb, weil die älteste Cäsarhandschrift erst aus dem 9. Jahrhundert stammt. Sie ist also über ein halbes Jahrhundert jünger als der eingangs zitierte Brief an Bonifatius und, beiläufig bemerkt, ein volles Jahrtausend nach dem Autor geschrieben worden.

Wie kommt aber Bonifatius dazu, den beiden Priestern ihr unklassisches Latein vorzuwerfen? Das heißt doch nichts anderes, als daß man im 8. Jahrhundert sehr wohl darauf geachtet hat, eine im Sinne der Antike korrekte Grammatik zu verwenden. Und wie kommt es, daß man – 300 Jahre nach Severin – in Bayern überhaupt Latein gesprochen hat? Sie sehen also bereits, daß unser Thema nicht nur eine philologische Komponente hat, sondern daß auch Fragen der Geschichte, der Kultur, der Religion und der Politik mit im Spiele sind.

Und unter diesem Aspekt steht Bonifatius gar nicht so gut da. Sie wissen, daß es im frühen Mittelalter zwei Phasen der Missionierung des heidnisch-germanischen Deutschland gab: die Aktivitäten der irischen Missionare und die angelsächsische Mission. Die irische Mission, zu der etwa der in Würzburg tätige heilige Kilian gehörte, machte den Anfang. Sie übertrug ganz selbstverständlich das in Irland übliche Organisationsschema der Kirche in ihr Missionsgebiet, d. h. die Klöster bildeten die christlichen Zentren, die Bischöfe waren daneben weitgehend bedeutungslos, um den Papst in Rom kümmerte man sich nicht.

Ganz anders die angelsächsische Mission, zu der Bonifatius gehört: ihr Ziel war es, die römische Organisationsform der Kirche zu vermitteln mit der hierarchischen Gliederung von Papst, Erzbischof, Bischof und Pfarrer. Die Missionare holten sich in Rom einen förmlichen Missionsauftrag. Außerdem arbeitete die angelsächsische Mission eng mit den weltlichen Gewalten zusammen, so Bonifatius mit Pippin und Karl dem Großen. Die anarchische irische Mission lehnte sie ab, und Bonifatius sah – das muß man leider sagen – seine wichtigste Aufgabe gar nicht in der Bekehrung weiterer Heiden, sondern

in der Beseitigung der noch vorhandenen Spuren der irischen Mission. An einer Stelle, in einem Brief vom Dezember 722, formuliert er sogar, die Iren hätten sich "gleichsam unter dem Scheine christlichen Glaubens der Götzenverehrung hingegeben." Um ihren Einfluß zu beseitigen, setzte er auch in den 739 neugegründeten bayerischen Diözesen die Bischöfe, die er dort schon vorfand, weil es schon 709 einen Versuch gegeben hatten, eine bayerische Kirchenprovinz zu errichten, ab und ersetzte sie durch Mitglieder seiner eigenen Seilschaft. Als Begründung für die Absetzung der Bischöfe schob er vor, man wisse nicht so genau, wer sie geweiht habe und ob sie in einer korrekten *successio apostolica* stünden. In Passau allerdings gelang ihm dies nicht, denn der dortige Bischof Vivilo war vom Papst selbst geweiht worden; Bonifatius mußte sich damit begnügen, sich vom Papst beauftragen zu lassen, seine theologischen Kenntnisse zu überprüfen und ihn ggf. zu belehren.

Aber wir wollen Bonifatius doch auch Gerechtigkeit widerfahren lassen: so kleinlich, wie sein Sprachpurismus auf den ersten Blick wirkt, war er nämlich gar nicht. Es gab damals nämlich noch eine andere konkurrierende, nur geringfügig abweichende Taufformel; sie lautete: *Baptizo te in nomine patris per filium in spiritu sancto* – "Ich taufe dich im Namen des Vaters durch den Sohn im Heiligen Geist." Das war aber die Taufformel der Arianer, also jener häretischen Konfession, die auf dem Konzil von Nizäa 325 verurteilt worden war, aber dennoch die gewöhnliche Konfession der neubekehrten Germanenstämme bildete – mit Ausnahme der katholischen Franken.

Und noch ein zweites Problem steht dahinter, wobei ich nicht weiß, ob Bonifatius davon Kenntnis hatte: die Taufformel der östlichen Kirche lautete in lateinischer Übersetzung: *baptizetur N. in nomine patris et filii et spiritus sancti*. So jedenfalls schreibt 1231 Papst Gregor IX. an den Erzbischof von Bari¹ und fügt hinzu, eine Taufe mit dieser Formel sei ungültig.

Noch eine Pointe möchte ich Ihnen nicht vorenthalten: die Briefe des Bonifatius sind hauptsächlich in vier Handschriften überliefert. In drei dieser vier Handschriften lautet der Text der Taufformel so, wie ich ihn zitiert habe. Der vierte Schreiber aber hat die falschen Formen der Taufformel korrigiert, wodurch der ganze Text unverständlich wird.

Wenn wir unseren hypothetischen Altphilologen nun fragen, wie er die Geschichte der lateinischen Sprache untergliedern möchte, wird er uns wahrscheinlich drei Perioden nennen: das Altlatein, das klassische Latein und das Spätlatein. Das **Altlatein** stellt die älteste lateinische Sprachform dar, wie sie während der römischen Republik gesprochen wurde; sie ist nur in wenigen Quellen überliefert.

Das **klassische Latein** ist die Sprachform der ausgehenden Republik und der frühen Kaiserzeit; es wird nochmals unterteilt in die goldene Latinität unter Cäsar und Augustus und die anschließende silberne Latinität während der frühen und mittleren Kaiserzeit. Das

¹ Vatikanisches Archiv, Reg. Vat. 15 fol. 134v.

Spätlatein ist schließlich die Sprache der späten Kaiserzeit bis zum Ende der Antike, also etwa bis zum Jahre 500. Darauf folgt – aber das weiß unser Altphilologe möglicherweise gar nicht mehr – dann das **Mittellatein**, das seinen Namen also vom Mittelalter hat; es dauert so lang wie dieses, also in Italien bis etwa 1400, nördlich der Alpen bis 1500. Danach schließt sich das **Neulatein** an, die Sprache der Humanisten, die unter bewußtem Traditionsbruch auf die Sprache der Antike, genauer: auf die goldene Latinität Ciceros, zurückgreifen wollten. Der Erfolg dieser Aktion läßt sich mit dem Satz beschreiben: Operation gelungen, Patient tot. Tatsächlich ist das Latein erst seit der humanistischen Reform eine tote Sprache, und von den Humanisten stammt die Verachtung des Mittellateins her, die aber, wie ich im Laufe der Vorlesung zeigen werde, durch nichts gerechtfertigt ist. Die Ansicht der Humanisten hat aber Folgen gehabt, denn unser ganzes Schulsystem beruht bis auf den heutigen Tag auf humanistischen Vorstellungen, und die Universitäten nicht minder.

Wenn Sie mitgerechnet haben, ist Ihnen nicht entgangen, daß von den drei Sprachperioden – antikes Latein, Mittellatein, Neulatein – diejenige des Mittellateins die längste ist, mit annähernd 1000 Jahren. Das antike Latein umfaßt nur etwa 700 Jahre, das Neulatein gar nur etwa 500, wenn wir sein Ende auf den Beginn unseres Saeculum definieren. Der Unterschied wird noch deutlicher, wenn wir die Quellenmenge in Rechnung stellen: zu Beginn des Kleinen Pauly sind auf sechs Seiten die antiken Schriftsteller und ihre Werke aufgezählt; für das Mittelalter benötigt man für dieselbe Aufgabe ein mehrbändiges Lexikon, das es übrigens auch gibt, aber erst zum Teil erschienen ist. Es kommt hinzu, daß die antiken Werke fast ausschließlich nur durch mittelalterliche Vermittlung, also in mittelalterlichen Handschriften überliefert sind.

Das gleiche Zahlenverhältnis wie zwischen mittelalterlichem und antikem Latein gilt auch für das Verhältnis von lateinischer und volkssprachlicher Literatur des Mittelalters: die mittelhochdeutschen Dichtungen, um in unserem Sprachraum zu bleiben, bilden nur ein lächerlich kleines Anhängsel der mittellateinischen Literatur. (Seriöse Altgermanisten wissen das natürlich und betrachten die volkssprachlichen Texte immer im Zusammenhang mit den lateinischen.) Im Laufe dieser 1000 Jahre hat sich das Mittellatein selbstverständlich verändert und fortentwickelt; das Mittellatein schlechthin gibt es also gar nicht. Und außerdem gilt für den Gegenstand unserer Vorlesung dasselbe wie für die gesamte mittelalterliche Geschichte, daß sie nämlich um so besser erforscht und erschlossen ist, je älter sie ist; oder anders ausgedrückt: die frühmittelalterlichen Verhältnisse sind recht gut bekannt, die hochmittelalterlichen schon weniger, und im Spätmittelalter sieht es recht trübe aus.

Nach diesen Phänomenen wird Sie der Hinweis nicht mehr wundern, daß es weder ein vollständiges mittellateinisches Lexikon noch eine maßgebende mittellateinische Grammatik gibt. Es gibt einige lesenswerte Einführungen, so die Arbeit von Langosch, die sie im Literaturverzeichnis finden. Das dort genannte Buch von Snell behandelt hauptsächlich das antike Latein, ist aber ebenfalls lesenswert. Die erwünschte Gesamtdarstellung scheint zu bieten: →

- Peter Stolz, Handbuch zur lateinischen Sprache des Mittelalters, 5 Bde. (München 2000); Handbuch der Altertumswissenschaft 2, 5)

Ich kann Ihnen dieses Buch nicht empfehlen; Sie würden es ohnehin nach spätestens fünf Minuten aus der Hand legen, Der Autor, ein reiner Sprachwissenschaftler, bedient sich einer unerträglich belehrend-herablassenden Diktion im Stile des 19. Jahrhunderts, von weiteren, auch inhaltlichen Mängeln ganz zu schweigen. Angesichts des Reihentitels ist dies auch nicht anders zu erwarten. Wie man die fehlende Grammatik und das fehlende Lexikon in der Praxis ersetzen kann und muß, werden Sie im Verlauf dieser Vorlesung sehen. Dieser Verlauf vollzieht sich in 24 Kapiteln, von denen wir das 1. schon beinahe geschafft haben. Es gibt dabei streng sprachliche Kapitel, solche zum kulturgeschichtlichen Hintergrund und solche, in denen ich Ihnen einfach eine Reihe mittellateinischer Texte und Autoren vorführe. Dies geschieht nach dem Grundsatz *variatio delectat* (Abwechslung macht Freude) nicht stur gruppenweise, sondern miteinander vermischt; hinter dem Ganzen steht aber eine chronologische Grundstruktur. Wir betrachten im anschließenden 2. Kapitel das Altlatein, also die Sprachstufe vor dem sog. klassischen Latein, unter dem Titel "Si in ius vocat", oder: es gab schon ein Latein vor Cicero. Das 3. Kapitel "Klostergräber" und ihr Inhalt, oder: ein Blick auf die antike lateinische Literatur befaßt sich kurz mit den klassischen Autoren wie Caesar, Cicero, Ovid usw. und fragt, welche Rolle die Humanisten bei der Überlieferung dieser Texte gespielt haben. In den beiden folgenden Kapiteln lernen wir kennen, wie man im Mittelalter Latein gelernt hat. Dazu betrachten wir zunächst den Unterricht als solchen: 4. Kapitel: "Sub virga degere": Schule und Universität im Mittelalter, sowie speziell den Unterricht der lateinischen Sprache: 5. Kapitel: "Partes orationis quot sunt?": Lateinunterricht im Mittelalter. Dann fragen wir, welche Autoren man damals tatsächlich gelesen hat: 6. Kapitel: Ars amoris im Kloster: der Lektürekanon. Der wichtigste Schulautor war Vergil, der Dichter des römischen Nationalepos, der Äneis. Dieser Text, aus dem jeder, der im Mittelalter Latein lernte, längere Passagen zitieren konnte, hatte eine interessante Geschichte und Vorbildcharakter auch noch in der frühen Neuzeit. Ich habe ihm deshalb ein eigenes Kapitel reserviert. Dieses 7. Kapitel heißt: "Arma virumque cano" – "As armas e os barões": Vergils Äneis in Antike, Mittelalter und Neuzeit. Wir bleiben sodann noch in der Literatur- und Kulturgeschichte. Man pflegt das verstärkte Interesse an den antiken lateinischen Texten im Italien des 15. Jahrhunderts als Renaissance, *rinascimento* zu bezeichnen. Die Forschung hat ähnliche Tendenzen auch für frühere Jahrhunderte festgestellt, mit durchaus inflationärer Tendenz. Uns begegnet daher im 8. Kapitel: Ein Wald von Renaissancen: Kulturgeschichte und Latein vom 8. bis 15. Jahrhundert. Anschließend wenden wir uns wieder der Sprache selbst zu: 9. Kapitel: Sprachliche Voraussetzungen des Mittellateins: Spätlatein, Vulgärlatein, Griechisch. Dann folgt das 10. Kapitel: Der wichtigste Text: die Bibel. Mittellateinische Texte sind durchsetzt von direkten und indirekten Bibelzitatzen, und auch die Grammatik dieses Buches, mit dem die Autoren ständigen Umgang hatten, mußte das

Mittellatein beeinflussen. Nun ist es Zeit, daß wir einige mittelalterliche Autoren und ihre Werke kennenlernen: 11. Kapitel: Prosatexte (Weltchroniken). Dann folgt ein trockenes Thema mit einer feuchten Überschrift: 12. Kapitel: "Der fröhliche Walfisch", oder: Eigenarten der mittellateinischen Orthographie. Im 13. Kapitel wenden wir uns einer weiteren Textsorte zu, den Urkunden und betrachten dabei ein für die Urkunden charakteristisches Phänomen, mit dessen Hilfe man sogar Fälschungen entlarven kann, den rhythmischen Satzschluß oder *cursus*. Das 14. Kapitel befaßt sich mit der Grammatik; es handelt über Mittellateinische Flexion und Syntax, und Sie erfahren auch, Warum Sie Ihrem alten Lateinlehrer Abbitte leisten sollten. Danach ist wieder etwas Entspannung geboten: 15. Kapitel: Mittelalterliche Telenovela: Unterhaltungsliteratur. Nicht immer unterhaltend, aber sehr typisch für das Mittellatein ist das, womit wir uns 16. Kapitel befassen: Was sich nicht reimt, wird reimend gemacht: Reimprosa, Metrik, rhythmische Dichtung. Dann schlägt wieder die allgemeine und Kulturgeschichte zu: 17. Kapitel: "Der hochberühmte Pfalzgraf Ludwig Rhenus", oder: Wandlungen der Wortbedeutung im Mittelalter. Das 18. Kapitel bringt eine Fragestellung, die heute als modern gilt (ob zurecht, lasse ich dahingestellt): Mittellatein in weiblichem Munde. Danach wird es wieder ganz banal und gleichermaßen nützlich und frustrierend: 19. Kapitel: Lexika – damals und heute. Gemäß dem Gesetz der *variatio* muß jetzt wieder richtige Literatur kommen: 20. Kapitel: "O fortuna velut luna": mittelalterliche Gedichte. Anschließend wenden wir uns der Frage zu, die gerne unter den Teppich gekehrt wird: wie wurde das Latein in Antike und Mittelalter überhaupt ausgesprochen? Sie kennen die Kontroversen um Caesar und Kikero, aber das Problem sitzt tiefer; deshalb das 21. Kapitel: "Putantne hi homines sese linguam loqui latinam?" (Glauben diese Leute etwa, das sei Latein, was sie da sprechen?) – Beobachtungen zur Aussprache des Lateins im Mittelalter. Die folgenden beiden Kapitel widmen sich dann dem Latein der Neuzeit: 22. Kapitel: Operation gelungen, Patient tot: humanistisches und Neulatein, sowie: 23. Kapitel: Strohfeuer, oder: Latein heute. Warum, ich dabei von "Strohfeuer" spreche, werden Sie im Lauf des Kapitels erfahren. Nun fehlt nur noch ein schönes Kapitel zum Abschluß: 24. Kapitel: Gaudemus igitur: poetischer Ausklang.

**2. KAPITEL:
"SI IN IUS VOCAT",
ODER:
ES GAB SCHON EIN LATEIN VOR CICERO**

SI IN IUS VOCAT, ITO! Ni it, antestamino! Igitur em capito! (Wenn er vor Gericht ruft, soll er gehen! Wenn er nicht geht, soll er Zeugen rufen! Dann soll er ihn ergreifen!) Mit diesen Sätzen beginnt das Zwölftafelgesetz, die Basis des römischen Rechtes, das der Sage nach um 450 v. Chr. von zehn Gesetzgebern aufgezeichnet, anschließend auf zwölf Bronzetafeln graviert und auf dem Forum aufgestellt wurde. Der Text ist schwer verständlich, was außer an der extrem knappen

Diktion hauptsächlich daran liegt, daß das Subjekt in Haupt- und Nebensatz ständig wechselt, ohne daß dies angegeben ist. Eine verständliche Übersetzung könnte wie folgt lauten: "Wenn der Kläger den Beklagten vor Gericht ruft, dann soll der Beklagte dorthin gehen! Wenn der Beklagte nicht geht, soll der Kläger Zeugen herbeirufen! Dann soll der Kläger ihn, den Beklagten, ergreifen und gewaltsam vorführen!" Die Form *em* statt *eum* im dritten Satz haben Sie wahrscheinlich noch nie gehört; sie ist aber logisch aus dem Nominativ *is* abgeleitet.

Mit dieser altertümlichen Sprache hatte man schon im 1. Jahrhundert v. Chr. seine Schwierigkeiten: Cicero berichtet, wie er sich damit abmühte, als er im Rahmen seiner Juristenausbildung diesen Text auswendig lernen mußte. Aber gehen wir noch ein ganzes Stück weiter zurück und fragen wir, wie sich das Latein in der europäischen Sprachlandschaft positioniert. Es ist, wie Sie wissen dürften, eine **indogermanische Sprache**, gehört also zu jener Sprachengruppe, an der auch noch das Keltische, Germanische, Griechische, Slawische, Hethitische, Persische und Altindische teilhaben, um nur die wichtigsten zu nennen. "Indogermanisch" benannte man sie im 19. Jahrhundert in der Absicht, die östlichste und die westlichste Sprachfamilie anzugeben. Manche Leute bevorzugen statt dessen "indoeuropäisch", weil das Keltische noch weiter westlich gesprochen werde als das Germanische, aber dann fällt z. B. das Hethitische unter den Tisch; belassen wir es also bei "indogermanisch".

Das Indogermanische ist eine sog. flektierende Sprache, d. h. die Wörter werden in sich selbst verändert – z. B. durch den Ablaut – und erhalten Vorsilben und Endungen, um die grammatischen Beziehungen auszudrücken. Dabei kann dieselbe logische Funktion mit ganz unterschiedlichen Mitteln bezeichnet werden. Nehmen wir als Beispiel die Vergangenheitsbildung im Deutschen:

ich gehe	ich bin gegangen
ich spaziere	ich bin spaziert

Also im ersten Fall eine Vorsilbe (*ge-*), eine Vokalveränderung (*e* zu *a*), ein eingeschobener Nasal (*n*) und eine Endung (*-en*). Im zweiten Fall nur die Endung (*-t*), und zwar eine andere Endung als im ersten Fall. Es ist also notwendig, die Wörter in Flexionsklassen einzuteilen, die man bei den Nomina Deklinationen, bei den Verben Konjugationen nennt.

Es geht auch ganz anders, so etwa bei den isolierenden Sprachen wie dem Chinesischen: dort sind die Wörter völlig unveränderlich; die Grammatik entsteht durch ihre Reihenfolge und Zusammenstellung. In den arabischen Sprachen liegt die Wortbedeutung in den Konsonanten; die Beziehungen werden dadurch ausgedrückt, daß das Konsonantengerüst in unterschiedlicher Weise durch Vokale aufgefüllt wird. Schließlich gibt es noch die agglutinierenden Sprachen, die die grammatischen Beziehungen ausschließlich durch Vor- und Nachsilben ausdrücken, wobei für dieselbe logische Funktion immer dieselbe Silbe verwendet wird. Agglutinierende Sprachen sind in Europa das Finnische, das Ungarische und das Baskische, ferner

das Türkische sowie in Amerika die Sprachen der Ureinwohner wie etwa das Nahuatl in Mexico oder das Quechua im Inkareich.

Zurück zum Lateinischen. Es ist eigentlich nur der lokale Dialekt Roms, der aus politischen Gründen überregionale Bedeutung erlangt und die übrigen Sprachen Italiens wie etwa das Oskische, das Umbrische, das Faliskische usw., verdrängt hat. Die nächste Verwandtschaft dieser italischen Sprachen besteht innerhalb des Indogermanischen mit dem Griechischen. Einfluß auf das Lateinische hat aber auch noch eine andere, ganz seltsame Sprache genommen, die bis heute nicht enträtselt ist, das Etruskische. Wir können das Etruskische lesen, aber wir wissen nicht, was die Wörter bedeuten und in welcher grammatischen Beziehung sie zueinander stehen; leider ist die etruskische Sprachlehre, die Kaiser Claudius verfaßt haben soll, nicht überliefert.

Dieser etruskische Einfluß schlägt sich auch in der Schrift nieder, auf die wir einen kurzen Blick werfen wollen. Die lateinische Schrift leitet sich aus der griechischen Schrift ab. Die griechische Schrift gibt es in zwei Varianten, der ostgriechischen Schrift, auf der die heute übliche griechische Schrift beruht, und der westgriechischen, von der die lateinische Schrift abstammt. Der hauptsächliche Unterschied der Varianten liegt in der Bedeutung der Zeichen H und X sowie darin, daß die Zeichen F und Q im Ostgriechischen nur noch als Zahlen, nicht mehr als Buchstaben verwendet werden.

	Ostgriechisches Alphabet	Westgriechisches Alphabet
H	langes e	Hauchlaut
X	ch	ks
F	(nur Zahlenbedeutung)	w
Q	(nur Zahlenbedeutung)	k

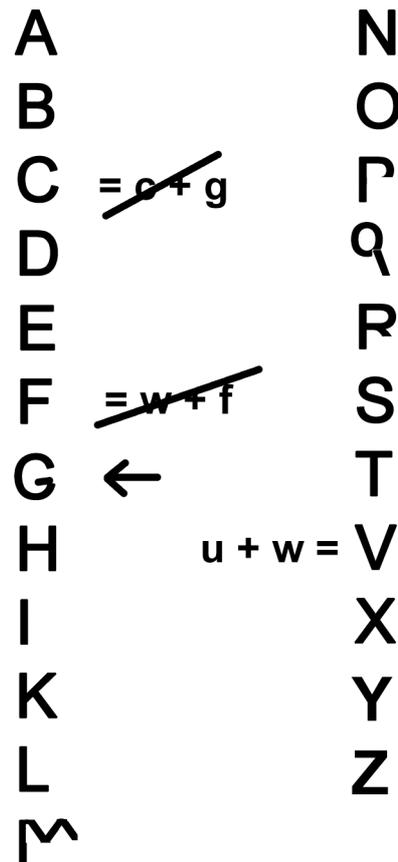
Die ältere Form des lateinischen Alphabets sah etwa so aus:

A	N
B	O
C	P
D	Q
E	P
F	S
Z	T
H	V
I	X
K	
L	
M	

Der dritte Buchstabe, der im Griechischen die Media g bedeutet, übernimmt im Lateinischen zusätzlich die Bedeutung der Tenuis. Dies wird so erklärt, daß es im Etruskischen den Unterschied zwischen Mediae und Tenuis nicht gegeben habe. Die Doppelbedeutung des C hinterläßt ihre Spuren in der Abkürzung der Vornamen Gaius und Gnaeus, die auch in klassischer Zeit noch C. bzw. CN. lautet. Das Gleiche gilt für den 6. Buchstaben, der zusätzlich zum griechischen w auch das f vertritt. Der siebte Buchstabe ist das stimmhafte s. Sie sehen auch, daß es drei Varianten für den stimmlosen Guttural gibt, nämlich c, k und q; das wird später noch wichtig.

A		N
B		O
C	= c + g	P
D		Q
E		R
F	= w + f	S
Z	= stimm- haftes s	T
H		V
I		X
K		
L		
M		

Im weiteren Verlauf wird zunächst der 7. Platz frei: das stimmhafte s wandelt sich zum r, der sog. Rhotazismus, an den Sie sich vielleicht aus dem Schulunterricht erinnern. Im Laufe der Zeit empfand man die uneindeutige Schreibung von C und F dann doch als störend. Deshalb erhielt das C für die stimmhafte Bedeutung einen kleinen Zusatzstrich; eingeordnet wurde dieses neue Zeichen auf dem freigewordenen 7. Platz. Für das stimmhafte w verwendete man das u, so daß der Lautwert des f eindeutig wurde. Schließlich übernahm man zur Zeit des Kaisers Augustus für griechische Fremdwörter noch das Y und das Z, die ans Ende des Alphabetes gesetzt wurden:



Damit ist das klassische lateinische Alphabet fertig. Die Unterscheidung von I und J sowie von U, V und W entsteht erst im Mittelalter.

Betrachten wir nun die phonetische Ausstattung des Lateinischen. Sie ist, was die Konsonanten angeht, sehr einfach:

T	D	N	S	
				L
P	B	M	F	
				R
K	G	NG	H	

Aspiratae gibt es keine; wenn griechische Wörter mit Aspirata als Lehnwörter ins Lateinische übernommen werden, erscheint statt der Aspirata die Tenuis. Erst zur Kaiserzeit wird es üblich, solche Wörter auch a la Greca, also mit *ch*, *ph*, *th* zu schreiben, um seine Bildung zu beweisen. Für das k gibt es, wie wir im Alphabet sahen, drei Schreibweisen, nämlich *c*, *k* und *q*, wobei das *c* ursprünglich wohl vor *e* und *i*, das *k* vor *a* und das *q* vor *o* und *u* stand. Dies dürfte auch auf eine etwas unterschiedliche Artikulation hindeuten. Wie Sie wissen, entwickelt sich das *c* vor hellem Vokal in den romanischen Sprachen zum Zischlaut. Diese Entwicklung hat sicher schon in klassischer Zeit

eingesetzt; wir kommen im 21. Kapitel noch einmal darauf zu sprechen. Das d scheint ein etwas schwacher Buchstabe gewesen zu sein. Es kann zum l werden, so etwa in *lacrima*, was dem griechischen $\delta\alpha\kappa\rho\nu$ entspricht, oder auch dem deutschen Wort "Zähre", englische *tear*; die Germanisten unter Ihnen werden das t bzw. z mühelos durch die Lautverschiebungen aus dem d ableiten können. In gleicher Weise entsprechen sich Diana, die Göttin der Jagd und des Mondes, und luna, der Mond. Wenn auf das d ein halbvokalisches u folgt, können beide gemeinsam zum b werden:

duellum	→	bellum
duis	→	bis

Das s ist immer stimmlos. Das stimmhafte s ist, wie wir schon hörten, ja zum r geworden. Es gibt deshalb auch keinen Grund, es in Wörtern wie z. B. *esse* doppelt zu schreiben; in der Tat ist dies in alten Texten auch nicht geschehen, wie wir gleich noch sehen werden.

Komplizierte Konsonantengruppen werden gern vereinfacht. So gibt es von *iugum* (das Joch) abgeleitet ein Wort *iugumentum* (das Vieh, das unter dem Joch geht). Dieses *iugumentum* wird vereinfacht zu *iumentum* →. Ferner gab ein alt- oder vorlateinisches Wort *stlis*, im Genitiv *stlitis*. Es wird vereinfacht zu *lis*, *litis*. Wenn man in der ursprünglichen Form das l durch ein r ersetzt, erkennt man problemlos das mittelhochdeutsche Wort *stريت*, neuhochdeutsch Streit, und das bedeutet *lis* ja auch.

Etwas schwieriger liegen die Verhältnisse bei den Vokalen. Um sie zu verstehen, muß ich eine Bemerkung über die Betonung, den Akzent, vorausschicken. Wir lernen heute, daß mehrsilbige lateinische Wörter auf der vorletzten Silbe betont werden, wenn diese Silbe lang ist, sonst auf der drittletzten Silbe. (Wenn Sie vornehm sein wollen, können Sie auch von *paenultima* und *antepaenultima* sprechen.) Diese Betonungsmanier kam aber erst zur Kaiserzeit auf, vielleicht unter griechischem Einfluß. Das Altlatein betont dagegen immer die erste Silbe des Wortes, und zwar offenbar ziemlich heftig. Die unbetonten Vokale, besonders wenn es kurze Vokale waren, gerieten dadurch ins Schwimmen, wurden abgeschwächt und unpräzise ausgesprochen. Sie kennen das von der Bildung der Komposita:

cadere	accidere
facere	efficere
factus	affectus

Ebenso von der Perfektbildung:

canere	cecini
--------	--------

Das a verblaßt also zu e oder i. Ebenso verschwimmen i und u. Für das vorhin erwähnte Wort *lacrima* gibt es auch die Form *lacruma*, oder vergleichen Sie *exul* und *exilium*. Noch Kaiser Claudius, der ein aufmerksamer Sprachbeobachter war, hat vorgeschlagen, für diesen Zwischenlaut einen eigenen Buchstaben einzuführen; er sollte aus-

sehen wie ꝛ. Schwammig wurde auch die Aussprache des kurzen o, das sich dem u näherte. Vielleicht haben Sie sich als Schüler gefragt, warum die O-Deklination **O**-Deklination heißt, obwohl die Substantive auf *-us* und *-um* enden. Diese Endungen wurden übrigens noch lange Zeit auch *-os* und *-om* geschrieben; erst die spätantiken Grammatiker haben die heutige einheitliche Schreibung mit u durchgesetzt.

Das Latein hat fünf Vokale: a e i o u, und zwar in kurzer oder langer Form. Die langen Vokale wurden durch Doppelschreibung bezeichnet, wie dies auf republikanischen Inschriften zu beobachten ist, oder man setzte über sie einen *apex*, einen Strich oder Haken. Erst im Laufe der Kaiserzeit begann man, diese Lesehilfe wegzulassen. Außerdem gibt es Diphthonge mit i und u:

ai	au
ei	(eu)
oi	ou

Davon ist oi ganz selten; eu kommt nicht vor, es wird durch ou ersetzt. Diese Diphthonge haben nun die Neigung, sich in einfache Vokale zu verwandeln. Und zwar wird das ou zum ū, das ei zum ī, das ai über ae zum ē, ebenso das oi, schließlich das au über ao zum ō. Die Schrift hinkt dabei der Aussprache hinterher. Nur das u statt ou wird konsequent geschrieben. Die Schreibung ei ist noch in der Mitte des 1. vorchristlichen Jahrhunderts üblich. Als im Jahre 46 die republikanischen Nostalgiker Cäsar ins Jenseits beförderten, hielten sie ihre Heldentat auf einer eigens geprägten Goldmünze fest: *EID. MART.* (idibus martii) heißt es auf deren einer Seite. Die Schreibung ae und oe hält sich sogar bis über die Antike hinaus bis etwa zur Jahrtausendwende. Das au ist bis heute nicht verschwunden.

Die feinen Römer hielten es aber für gebildet und vornehm, die Diphthonge "nach der Schrift" zu sprechen, und manche heutigen Philologen tun es ihnen nach. Dazu gibt es eine nette Anekdote über Kaiser Vespasian, dessen bäuerliche Herkunft manchen piekfeinen Senatoren ein Dorn im Auge war. Sueton schreibt in seiner Biographie des Kaisers (Kap. 22): "Den Konsularen Mestrius Florus, der ihn ermahnte, *plaustra* zu sagen und nicht *plostra*, begrüßte er am nächsten Tag als Flaurus." – *Mestrium Florum consularem, admonitus ab eo plaustra potius quam plostra dicenda, postero die Flaurum salutavit.*

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Quellen, die uns für die altlateinische Sprachstufe tatsächlich zur Verfügung stehen. Ich greife die zwei interessantesten heraus. In Rom mitten auf dem Forum stand und steht der *cippus antiquissimus*, die uralte Säule, besser bekannt als Schwarzer Stein, *Lapis niger*:



Hier eine Nachzeichnung der erhaltenen Buchstaben:

Der Text verläuft βουστροφεδον, so wie die Rinder den Pflug wenden, d. h. immer abwechselnd eine Zeile von links nach rechts, die nächste von rechts nach links usw. Man hat auf dem Lapis Niger einige Wörter herausgefunden bzw. konjiziert, darunter *RECEI* (= klassisch *regi*, dem König), *SAKROS EZED* (= *sacer erit*, er soll verflucht sein) und auch das vorhin erwähnte *IOVXMENTA* (= *iumenta*, Vieh). Der Lapis niger stammt aus dem 6. oder 5. Jahrhundert vor Christi Geburt.

Einen durchgehenden Text bietet das *Senatusconsultum de Bacchanalibus* von 186, das die Durchführung einer solchen religiösen Veranstaltung von der Erlaubnis des Senates abhängig macht, also ein typisches römisch-humorloses Verbot einer Sache, die sich nicht lückenlos kontrollieren ließ. Der Senatsbeschuß ist im Original erhalten; es handelt sich um eine Bronzetafel, die folgendermaßen aussieht:



Hier eine Transkription des Anfangs:

Marcius L. f. S. Postumus L. f. cos. senatum consoluerunt n. Octob. apud aedem Duelonai sc. arf. M. Claudi. M. f. L. Valeri. P. f. Q. Minuci. C. f. De bacanalibus quei foideratei esent, ita exceidendum censuere: Neique eorum bacanal habuise velet; seiques esent, quei sibi deicerent necesus ese bacanal habere, eeis utei ad pr. urbanum Romam venirent, deque eeis rebus, ubei eorum utr. a audita esent, utei senatus noster decerneret dum ne minus senatoribus C adesent
...

Sie erkennen das typische *ei* in *quei, foideratei, sibi, eeis, utei* usw., ferner das einfache *s* in *habuise, esent, necesus, ese* usw.

3. KAPITEL: "KLOSTERGRÄBER" UND IHR INHALT, ODER: EIN BLICK AUF DIE ANTIKE LATEINISCHE LITERATUR

IM SPÄTHERBST DES JAHRES 1416 BESUCHTE der päpstliche Sekretär Poggio Bracciolini das Kloster St. Gallen, um die dortige Klosterbibliothek zu benutzen. Er tat dies, weil er ohnehin in der Gegend war: er war nämlich seinem Herrn, Papst Johannes (XXIII.), zum Konstanzer Konzil gefolgt, das dort von 1414 bis 1418 stattfand. Das Konzil ging bekanntlich für den Papst schlecht aus – er wurde abgesetzt –, aber Poggio schaffte es, in die Dienste seines Nachfolgers, Martin V., überzutreten und auch bei ihm als Sekretär zu arbeiten. Es war aber keine dienstliche Aufgabe, die Poggio nach St. Gallen führte, sondern der Wunsch, dort Handschriften mit den Texten klassischer antiker Autoren zu finden. Poggio gehörte zur Gruppe der Florentiner Humanisten im Umkreis des dortigen Staatskanzlers Coluccio Salutati, des reichen Privatgelehrten Niccolò Niccoli usw.

Poggio war kein besonders origineller Geist. Er ist hauptsächlich dadurch bekannt, daß man ihn gewissermaßen als den Erfinder der humanistischen Minuskel bezeichnen kann. Diese Schriftform, von der sich unsere heutige Schrift – insbesondere die Drucktypen – ableitet, ist bekanntlich die Wiederaufnahme der karolingischen Minuskel, die, wie ihr Name sagt, die zur Zeit Karls des Großen übliche Schrift. Poggio war nun in der Lage, diese Schrift so genau nachzuahmen, daß es oft beinahe unmöglich ist, zu entscheiden, ob wir ein Exemplar des 9. oder des 15. Jahrhunderts vor uns haben:



Poggio unternahm von Konstanz aus vier Bücherreisen, im Herbst 1414 nach Cluny, dann im Herbst 1416 nach St. Gallen, im Spätwinter 1417 wiederum nach St. Gallen und im Sommer 1417 nach Basel, Langres und Köln.

Wie es ihm 1416 in der St. Galler Bibliothek erging, beschreibt er in einem Brief an seinen Freund, dem er empört berichtet, er sei genötigt gewesen, 54 Tage lang eine eigenhändige Abschrift des Textes von Quintilians *Institutio oratoria* anzufertigen. Bei den späteren Reisen nahm er dann einen Lohnschreiber mit.

Man fragt sich unwillkürlich: worüber regt er sich eigentlich auf? Er hat die Handschrift sofort gefunden, er durfte sie benutzen, obwohl sie alt und kostbar war, sie stand ihm wochenlang zur Verfügung, er durfte sie kopieren – alles Dinge, die selbst in einer heutigen Bibliothek nicht immer so glatt ablaufen. Der Grund für seinen Zorn war ein anderer: es gelang ihm das nicht, was die Humanisten sonst in kleineren Bibliotheken zu tun pflegten, nämlich die Handschrift einfach mitzunehmen oder, weniger diskret ausgedrückt, zu stehlen. Der St. Galler Klosterbibliothekar ließ sich auch von dem päpstlichen Titel Poggios nicht beeindrucken, der sonst mitunter gute Dienste tat. Um ihre Diebstähle zu bemänteln, erfanden die Humanisten das

Märchen von den "Klostergräbern": sie hätten die Handschriften aus den völlig in Verfall geratenen Bibliotheken retten müssen, um sie vor dem sicheren Untergang zu bewahren. Die deutschen Bibliothekare seien so unwissend und ungebildet gewesen, daß die Bibliotheken mehr Büchergräbern als Stätten der Wissenschaft geglichen hätten.

Das Märchen zeigte Wirkung bis ins 19. und 20. Jahrhundert hinein; es paßt ja auch so gut zur These vom "finsternen" Mittelalter. So lesen wir etwa in einer 1914 erschienenen Biographie des vorhin erwähnten Poggio Folgendes: "Denn diese (die Mönche) ließen das herrliche Erbe gleichermaßen verkommen wie die eigene Ordensregel. Wie schon Boccaccio aus der verfallenen Bücherei von Montecassino den Tacitus entführt hatte, so zogen Poggio und seine Genossen aus dem Klosterturm von St. Gallen oder unter dem Kehrlicht französischer Abteien manch edlen Gefangenen hervor. ... Sie fanden dort (in St. Gallen) die herrliche Bibliothek in einem festen Turm untergebracht, doch vom Moder übel zugerichtet. Der Abt Heinrich von Gundelfingen und seine wenigen Mönche waren völlig roh und ungebildet." (Ernst Walser, Poggius Florentinus [Leipzig 1914] S. 49, 52) Selbst heute ist das Märchen manchmal noch zu lesen, obwohl es längst widerlegt ist. Die wirkliche Leistung der Humanisten – um das gleich hier zu sagen, aber wir kommen später noch einmal darauf zurück –, ihre wirkliche Leistung bestand darin, verschiedene Handschriften desselben Textes zusammenzutragen und miteinander zu vergleichen, was die Voraussetzung der wissenschaftlichen Textkritik und Editionstechnik ist.

In diesem Kapitel wollen wir einen kurzen Blick auf die wichtigsten antiken Autoren und die Überlieferung ihrer Werke werfen. Sie setzt, und das dürfte Sie wohl doch überraschen, nicht vor dem 5. Jahrhundert n. Chr. ein, in der Regel sogar noch viel später. Das hängt damit zusammen, daß der gewöhnliche Beschreibstoff der Antike der Papyrus (*παπυρος*) war. Beiläufig eine sprachliche Zwischenbemerkung: das *y* in Papyrus kann schon im Griechischen lang oder kurz sein; im Lateinischen darf man es deshalb sowohl auf der 1. als auch auf der 2. Silbe betonen.

Papyrus wird aus den Fasern der Papyrusstaude hergestellt, die nur in Ägypten und teilweise auch auf Sizilien wächst. Das Material ist vergänglich und überlebt längere Zeit nur unter günstigen klimatischen Bedingungen, z.B. im Wüstensand. Das feuchte Klima in Europa, v.a. nördlich der Alpen, erträgt es nur begrenzte Zeit. Deshalb mußten die Handschriften immer wieder durch Abschriften ersetzt werden. Die islamische Eroberung Ägyptens im 7. und Siziliens zu Beginn des 9. Jahrhunderts schnitten die Handelswege ab, so daß man, sobald die Vorräte aufgebraucht waren, auf einen anderen Beschreibstoff wechseln mußte, das Pergament. Pergament ist, wenn man es sorgfältig herstellt und einigermaßen vernünftig aufbewahrt, praktisch unverwüstlich; 2000 Jahre überdauert es problemlos. Es ist allerdings wesentlich teurer als Papyrus, da es aus Tierhäuten, v.a. von Ziegen, Schafen und Kälbern, hergestellt wird. Pergament wurde auch in der Antike gelegentlich verwendet, hauptsächlich aber im Mittelalter, bis es dann vom 14. Jahrhundert an Konkurrenz durch das Papier bekam, das allerdings wiederum wesentlich

empfindlicher ist. Den Übergang vom Papyrus zum Pergament und dann weiter zum Papier kann man sehr schön an den genau datierbaren Urkunden verfolgen.

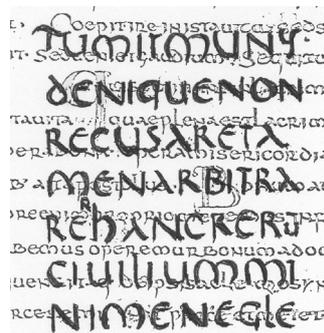
In der ganz späten Antike und im frühen Mittelalter begann man also, die brüchig gewordenen Papyrushandschriften auf Pergament zu übertragen. Diese Abschreibetätigkeit nahm einen bedeutenden Aufschwung zur Karolingerzeit, als, wie wir noch hören werden, die äußeren Bedingungen dafür günstig geworden waren. Deshalb setzt die Überlieferung der Texte fast aller antiken Autoren erst im 9. Jahrhundert ein.

Schauen wir uns das an ein paar Beispielen an. Cäsars Gallischer Krieg ist erstmals in einer Handschrift aus dem 9. Jahrhundert überliefert. Es folgt eine weitere Handschrift aus der Wende vom 9. zum 10. Jahrhundert, dann drei aus dem 10., zwei aus dem 11., zwei aus dem 12., eine aus dem 13. Jahrhundert. Ähnlich sieht es bei Cicero aus: 'De Oratore' ist erstmals durch zwei Handschriften aus dem 9. und eine aus dem 10. Jahrhundert überliefert, die 'Philippica' durch je eine aus dem 9. und 10. Jahrhundert; ebenso setzen Horaz, Ovid und Sallust erst im 9. Jahrhundert ein. Von Plautus gibt es Bruchstücke bereits aus dem 5. Jahrhundert (als Palimpsest), dann Handschriften ab dem 10. Jahrhundert.

Nur als Palimpsest ist auch Ciceros Abhandlung 'De re publica' erhalten. Ein Palimpsest oder lateinisch *codex rescriptus* ist eine Handschrift, die, weil ihr Inhalt uninteressant geworden war, später abgewaschen und neu beschrieben wurde. Man kann durch chemische oder heute fotografische Methoden den ursprünglichen Text wieder sichtbar machen. Hier ein Beispiel aus eben jener Handschrift mit Ciceros Text unter einer spätern Augustinushandschrift:



Wenn man die alten Buchstaben nachzeichnet, werden sie besser lesbar:



Interessant ist auch die Überlieferung der römischen Geschichte des Livius. Im Jahre 401 hat ein römischer Grammatiker mit Namen Q. Aurelius Symmachus eine "Edition" seiner Werke veranstaltet, d.h. die bisherige Überlieferung zusammengefaßt und gereinigt, will sagen: nach den Regeln der Grammatik auf Vordermann gebracht, damit die Kinder in der Schule kein falsches Latein zu lesen bekommen. Von dieser "Edition" stammt die gesamt spätere

Überlieferung ab, die dann im 10. Jahrhundert einsetzt – ausgenommen nur eine Handschrift, die aus dem 5. Jahrhundert stammen soll.

An dieser Stelle noch eine etwas bissige Bemerkung zur Datierung der Handschriften. Es ist grundsätzlich schwierig, eine Handschrift nur aufgrund graphischer Merkmale zu datieren. Jede Bibliothek setzt natürlich seinen Stolz darein, möglichst wertvolle – und das heißt: möglichst alte – Handschriften zu besitzen. Sie wird also im Zweifel immer das höhere Alter angeben; und es wurden um die Datierung schon erbitterte Kontroversen geführt. Es gibt ein Publikationsunternehmen, die sog. Manuscripts datés, die gezielt Handschriften aufsuchen und abbilden, die anhand äußerer Merkmale, wie konkreten Datumsangaben usw. zeitlich eingeordnet werden können. Die Datierung von Urkunden ist wesentlich leichter, aber die Philologen pflegen diese Quellengattung nur selten heranzuziehen.

Ich habe die Überlieferung der erwähnten Autoren in einer – zugegeben vorläufigen – Tabelle zusammengefaßt:

	5. Jh.	8. Jh.	9. Jh.	10. Jh.	11. Jh.	12. Jh.	13. Jh.
Caesar, De bello gallico			A	B C D R T	M	U b λ	A
Cicero, De oratore			A H	E	...	...	...
Cicero, Philippica			V	s	N t	V	B c
Horaz			B δ	D V a π φ ψ	C E M	...	...
Livius	V			F P	M R U	D L	...
Ovid, Amores etc.			O P R b		Y P' S' ε	A K S	...
Plautus	A [Pa- limpsest]			P	B D	...	...
Sallust, Catilina			A P V		B C D F H K N Q	M T R	...
Vergil	M P R (Fragmente: A F G V)	p	13 Hss.	...	...	...	...

Die Handschriften sind, so wie es in der Philologie üblich ist, mit Siglen bezeichnet, die sich gewöhnlich auf die heutige Bibliothek be-

ziehen. So bedeutet V in der Regel Vatikan, M München, P Paris usw. Das System ist ursprünglich für die Bibelhandschriften entwickelt worden. Wenn die großen Buchstaben nicht ausreichen, nimmt man kleine oder griechische Buchstaben. Es ist also etwas anders als bei den Urkunden, bei denen man immer mit A für das Original beginnt und mit B C usw. die Abschriften folgen läßt.

Noch nicht gesprochen haben wir über Vergil. Die Überlieferung der Werke dieses römischen Staatsschriftstellers beginnt tatsächlich noch in der Antike, im 5. Jahrhundert. Mit seiner *Äneis* werden wir uns im 7. Kapitel noch ausführlich befassen, und Sie werden dann auch sehen, warum er ein Sonderfall ist. Die ganz alten Vergilhandschriften sind Prachtausgaben, die also schon im 5. Jahrhundert auf dem teuren Pergament geschrieben wurden. Hier ein Beispiel einer solchen Prachtausgabe:



In einigen dieser Luxusausgaben wird sogar die Schrift der Steinschriften nachgeahmt, so daß man eher sagen muß, sie seien gemalt als geschrieben worden. Aber selbst für Vergil muß man festhalten, daß zwischen der ältesten Handschrift und dem Autor an die fünfhundert Jahre liegen. Es gibt allerdings in Pompeji einige Wandinschriften, die aus Zitaten aus Vergil bestehen.

4. KAPITEL: "SUB VIRGA DEGERE": SCHULE UND UNIVERSITÄT IM MITTELALTER

LASSEN SIE MICH DIESES Kapitel mit einem Zitat aus Goethes *Faust* beginnen. Der berühmte Monolog, der den ersten Akt des ersten Teiles eröffnet, fängt folgendermaßen an:

"Habe nun, ach!, Philosophie,
Juristerei und Medizin,
Und leider auch Theologie!
Durchaus studiert, mit heißem Bemühn.
Da steh' ich nun, ich armer Tor!
Und bin so klug als wie zuvor;
Heiße Magister, heiße Doktor gar,
Und ziehe schon an die zehen Jahr
herauf, herab und quer und krumm
Meine Schüler an der Nase herum."

Ich halte seit über dreißig Jahren akademischen Unterricht. Aber nicht darauf kommt es mir an, sondern auf die ersten drei Verse: in ihnen beschreibt Goethe nämlich exakt den klassischen Aufbau einer mittelalterlichen Universität mit ihren vier Fakultäten: der philosophischen, der juristischen, der medizinischen und der theologischen, wobei auch die Reihenfolge der Fakultäten eine Rolle spielt, wie wir noch sehen werden.

Vor dem Besuch der Universität steht aber auch im Mittelalter zunächst einmal der Besuch der Schule; dies gilt vor allem für die Zeit, in der es noch gar keine Universitäten gab, also bis ins 12. Jahrhundert. Den Anfang machte dabei selbstverständlich der Lese- und Schreibunterricht. Hier stellt sich aber sogleich ein Problem: die schriftliche Kultur des Mittelalters war, wie wir bereits zur Genüge gehört haben, eine lateinische Kultur; deutsche Texte wurden gar nicht oder nur selten geschrieben, und es machte den frühen Schreibern unendliche Mühe, die barbarischen Laute dieser Sprache mit dem lateinischen Buchstabenvorrat wiederzugeben. Mancher Schreiber ist nachweislich darüber verzweifelt. Das bedeutet aber nicht weniger, als daß das Lesen und Schreiben anhand lateinischer Texte gelernt wurde, und zwar von Schülern, die diese Sprache noch gar nicht beherrschten. Es scheint tatsächlich so gewesen zu sein, daß die Schüler zunächst lateinische Texte auswendig lernten, ohne sie grammatisch zu verstehen, und sie anhand dieser Texte dann lesen und schreiben lernten. Dieser Elementarunterricht dauerte etwa zwei Jahre. Geeignete Texte waren etwa das Vaterunser oder der Psalter; noch im sechzehnten Jahrhundert gibt es Tafeln in Schreibmeisterbüchern, in denen das lateinische Vaterunser silbenweise abgeteilt ist.

Ganz so schlimm, wie das auf den ersten Blick aussieht, war das aber nun doch nicht. Noch bis in die 50er Jahre des 20. Jahrhunderts erwartete man von jedem Katholiken, daß er gewisse Gebete lateinisch auswendig konnte, auch ohne sie inhaltlich zu verstehen. Der gesamte Gottesdienst wurde in lateinischer Sprache gehalten, nach dem sog. Tridentinischen Ritus, um den es in jüngster Zeit einigen Wirbel gibt. Erst die sog. Liturgiereform im Gefolge des 2. Vatikanischen Konzils hat die deutsche Liturgiesprache eingeführt. Außerdem muß man beachten, daß die frühmittelalterlichen Schulen in aller Regel Klosterschulen waren, in denen die Schüler am Chor- gebet teilnahmen. Nun ist das benediktinische Stundengebet so eingerichtet, daß im Laufe einer Woche einmal der gesamte Psalter gebetet wurde. Die Schüler hörten also fortlaufend die Texte, die sie zu lernen hatten, und da sie durch andere Dinge wie Fernsehen, Computer usw. weniger abgelenkt waren, prägte sich das Gehörte ihrem Gedächtnis viel stärker ein, als wir das heute nachvollziehen können.

Der Elementarunterricht verlief so, daß der Schüler bzw. die Schülerin (es gab da keinen Unterschied) zunächst das Lesen erlernte und dann zeitlich versetzt das Schreiben; auch das ist also anders als beim heutigen Verfahren. Dazu kamen das elementare Rechnen und der Gesangsunterricht. Letzterer vollzog sich so, daß der Lehrer die Melodie vorsang und die Schüler sie nachsingen mußten. Das Ganze wurde solange wiederholt, bis die Kinder die Melodie intus hatten, also unter Umständen dutzende Male. Schriftliche Hilfsmittel für den Gesangsunterricht gab es zunächst nicht, da erst im 11. Jahrhundert die Notenschrift erfunden wurde. Der Unterricht war also äußerst nervenaufreibend und mündete regelmäßig in Zornesausbrüchen des Lehrers, wenn die Bauernschädel es immer noch nicht kapiert haben.

Dies gibt mir Anlaß, die Methode zu erwähnen, mit der in der Klosterschule die Disziplin gewahrt wurde. Sie ist in der Überschrift dieses Kapitels bereits genannt: *sub virga degere* – unter der Rute leben. Die Rute ist geradezu das Symbol des Lehrers, wie Sie etwa auf dieser Darstellung eines mittelalterlichen Schulanfängers sehen können:



Volo studere, pie magister – ich möchte etwas lernen, du zuverlässiger Lehrer, sagt er. Die Rute war ständig in Betrieb, und zwar nicht nur bei Disziplinproblemen, sondern auch bei einfachen Fehlern.

Mitunter konnte ihr Gebrauch allerdings verhängnisvolle Folgen haben wie etwa im Jahre 937 in Sankt Gallen. Damals wird der Lehrer der Klosterschule am 26. April daran erinnert, daß vom Vortag her noch eine Bestrafung ausstehe, die wegen des Feiertages aufgeschoben worden war. Daraufhin (jetzt wörtlich aus der Klosterchronik): "ward allen befohlen, sich auszuziehen. Einen der Jungen schickte man in die oberen Räume des (Schul)hauses, um die dort verwahrten Ruten herunterzuholen. Der aber riß in der Absicht, sich und seine Kameraden zu befreien, blitzschnell ein brennendes Holz-scheit aus dem Ofen, steckte es in das trockene Holz nächst dem Dach und fachte es an, soviel Zeit ihm noch blieb. Wie ihm aber die Aufseher zuriefen, weshalb er säume, schrie er lauthals zurück, das Haus brenne. Die trockenen Ziegel aber fingen Feuer, und dazu wehte der Nordwind, und so ging das ganze Gebäude in Flammen auf." Das Feuer greift dann auch auf die benachbarte Kirche und die übrigen Gebäude über, so daß am Schluß das halbe Kloster in Schutt und Asche liegt.

Auf den Elementarunterricht folgte dann der Unterricht in den berühmten sieben freien Künsten, den *septem artes liberales*. Diese sind: Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie.



Der Unterricht erfolgt in zwei Stufen, die man als den dreifachen und den vierfachen Weg bezeichnet hat. Der dreifache Weg (lateinisch: *trivium*) umfaßt also Grammatik, Rhetorik und Dialektik; auf ihm baut der vierfache Weg (lateinisch: *quadrivium*) auf mit Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie. Von der unteren Stufe, dem *trivium*, leitet sich übrigens unser Wort "trivial" ab, und die Grundschulen hießen lange Zeit auch "Trivialschulen."

Allerdings bedeuten die Fächer nicht ganz dasselbe, wie das, was wir heute unter diesen Begriffen verstehen und was man auch noch in der Antike darunter verstand. Unter Rhetorik verstand man in der Antike die Kunst der öffentlichen Rede, vor allem der Gerichtsrede. Solche Reden wurden im Mittelalter nicht mehr gehalten. Sie vertragen sich schlecht mit dem klösterlichen Schweigegebot. Deshalb verlagert sich die Rhetorik auf die schriftliche Ebene, also zur Abfassung von Briefen und Urkunden. Unter Dialektik verstand man die

Lehre von den logischen Schlüssen, entsprechend den wenigen Texten zu diesem Thema, die über den Zusammenbruch der Antike gerettet worden waren. Die Dialektik nimmt vom 12. Jahrhundert an einen gewaltigen Aufschwung; aus ihr gehen Philosophie und Scholastik hervor und sprengen schließlich das System der *artes liberales*.

Die drei Fächer des Triviums befassen sich mit der Sprache. Im Quadrivium steht die Beschäftigung mit den Zahlen im Mittelpunkt. Zur Geometrie gehört auch die Geographie, also die Beschreibung der Erde nach den drei Erdteilen usw. Die Astronomie enthält auch die Astrologie, die im Mittelalter eine ganz ehrenwerte, wenn auch etwas verschlafene Wissenschaft ist, sowie den *computus*, die Lehre von der Berechnung der Festdaten. Die Mathematik ist vor allem Zahlentheorie; das elementare Rechnen beherrschen die Schüler ja schon. Die Musik vermittelt ursprünglich die Kenntnis der nach Zahlenverhältnissen geordneten Harmonie der Welt. Diese Sphärenharmonie oder Sphärenmusik ist also keine hörbare Musik, sondern eine Ordnung viel höherer Vollkommenheit, die die ganze Welt umfaßt; entsprechend heißt das griechische Wort Kosmos ja auch Schmuck oder Schönheit. Die hörbare Musik ist nur ein Sonderfall dieser Ordnung, denn ihre Harmonie läßt sich an den einfachen Zahlenverhältnissen der Länge einer Saite demonstrieren. Allerdings verblaßt im Mittelalter der kosmologische Hintergrund zunehmend, und es bleibt nur noch die Beschäftigung mit der praktischen Harmonielehre.

Neben den *artes liberales* gibt es übrigens noch die *artes mechanice* oder *sordide*, also das Handwerk, und die *artes incerte*, die verbotenen Künste, z.B. die Zauberei. Interessant ist auch, daß die Geschichte in diesem System keinen Platz findet, ein Problem, das den mittelalterlichen Systematikern viel Kopfzerbrechen bereitet hat.

Für die *artes liberales* gibt es zahlreiche Beschreibungen, z.B., um nur eine zu nennen, von **Honorius Augustodunensis** *De animae exsilio et patria*; der Autor, der vermutlich in Regensburg tätig war, schildert die Reise der Seele zum himmlischen Vaterland, die durch eben so viele Städte führt wie es *artes* gibt. In der Regel beruhte der Unterricht in den *artes* im Mittelalter aber auf zwei Autoren: **Boethius** und **Martianus Capella**. **Boethius** war der, wenn man so will, Premierminister des Gotenkönigs Theoderich, der um 500 Italien beherrschte und dort eine letzte Nachblüte der antiken Kultur herbeiführte. Allerdings geriet Boethius in den Verdacht des Hochverrates, wurde eingekerkert und schließlich hingerichtet. Im Gefängnis schrieb er eine Abhandlung über seine Lage mit dem Titel *De consolatione philosophiae*, der "Trost der Philosophie". Die Rahmenhandlung besteht darin, daß die personifizierte Philosophie ihn im Gefängnis besucht und mit ihm über seine Situation diskutiert, wobei dies ganz in den Formen der heidnischen Philosophie geschieht, obwohl der Autor bereits Christ war. Während seiner glücklicheren Jahre hat Boethius Abhandlungen zu den einzelnen *artes* geschrieben, die im Mittelalter zwar nicht mehr alle bekannt waren, aber teilweise durch neue Texte ersetzt wurden, die man unter seinem Namen verbreitete. Das Wort *liberalis* hat man übrigens nicht von *liber* im Sinne von "frei", also die "freien Künste", abgeleitet, sondern von

liber im Sinne von "Buch". Entsprechend deutete man das Buch, das die den Boethius im Gefängnis besuchende Philosophie in der Hand trägt, als die *artes*; so etwa Notker der Deutsche um das Jahr 1000 – und ich habe jetzt das Vergnügen, ein althochdeutsches Zitat zu bringen –: *An dero zeseuuûn truog si buoh, târ liberales artes ana uuâren*, "in der rechten Hand trug sie ein Buch, in dem die liberales artes drinnen waren".

Der zweite Autor **Martianus Minneus Felix Capella**, gewöhnlich als "Martianus Capella" bezeichnet, lebte in Karthago zur Zeit der Vandalenherrschaft, also im späteren 5. Jahrhundert. Sein Werk trägt den kuriosen Titel: *De nuptiis philologiae et Mercurii* – "Über die Hochzeit des Merkur mit der Philologie". Der Titel läßt Schlimmes erwarten, und diese Erwartung wird in reichem Maße erfüllt. Der ebenso abstruse Inhalt ist folgender: im antiken Götterhimmel wird, unter dem allerhöchsten Protektorat von Jupiter und Juno, eine Ehe arrangiert zwischen Merkur und der Philologie, da sich herausstellt, daß ihre Namen arithmetisch harmonieren. Im Verlauf der Hochzeitsfeierlichkeiten werden der Braut sieben Dienerinnen zugeteilt, die sich der Reihe nach selbst vorstellen. Diese Dienerinnen sind eben die sieben freien Künste.

Uns interessiert hier natürlich die Grammatik. Von ihr heißt es in Buch III § 229: "Daraufhin legte jene, damit sie auf vertraute Weise ihre Grundzüge darlegen konnte und leicht das lehren konnte, was von ihr verlangt wurde, mit der rechten Hand mit Bescheidenheit und Sittsamkeit ihr Obergewand ab und begann: Grammatik nennt man mich in Griechenland, weil dort γραμμη die Zeile und γραμματα die Buchstaben heißen; und mir ist die Aufgabe zugeteilt, mit eigenen Händen die Buchstabenformen auf die Zeile zu setzen." Etwas später belehrt sie uns in § 234 wie folgt: "Denn zunächst einmal gesellt sich das *a* den Buchstaben *u* und *i* auf beiden Seiten zu, denn es heißt *aurum* und *uarus* sowie *lanus* und *Aiax*. Von einer Seite her empfängt es das *e*, wie in *Eneas*, von keiner Seite her das *o*. Es beendet die Feminina, wie *dea*; Maskulina, wie *Iugurtha*; Neutra im Singular nur bei griechischen Wörtern, wie *toreuma*, *peripetasma*, im Plural aber auch lateinische Wörter, wie *monilia*. Bei den Verben kommt es im Imperativ vor, wie *canta*, *salta*." In diesem Stil geht das Ganze über fast hundert Paragraphen, und anschließend werden genauso die anderen sechs *artes* durchgehechelt.

Der Unterricht in den *artes* ist nun nicht so zu verstehen, daß er streng in dieser Reihenfolge vor sich geht, also mit der Grammatik beginnt, wenn die Grammatik völlig abgehandelt ist, zur Rhetorik übergeht usw., sondern es gibt in jeder *ars* Elementares und Fortgeschrittenes, wie wir beispielsweise im Kapitel über die Grammatiklehrbücher sehen werden. Wer eine gewisse Vollkommenheit in den *artes* erlangt hat, kann dann allerdings zu drei weiteren Fächern übergehen, zur Juristerei, Medizin und Theologie. Von diesen hängt die Juristerei noch am ehesten mit den *artes*, genauer: mit der Rhetorik, zusammen. Die Medizin hat Berührungspunkte mit der Astronomie, während die Theologie Ziel und Krone der mittelalterlichen Wissenschaft ist und alle anderen Fächer nur als Einführungen und Vorstufen ansieht.

Ort der Ausbildung sind zunächst die Klosterschulen. In der Sekundärliteratur können Sie oft lesen, man müsse eine innere und eine äußere Schule unterscheiden: die innere für die Mönche des eigenen Klosters, die äußere für jedermann, d.h. zumindest in der Karolingerzeit auch für junge Adlige. Ob diese Unterscheidung wirklich bestanden hat, ist nicht endgültig geklärt. Möglicherweise ist sie nur durch eine mißverständliche Interpretation der St. Galler Chronik in die Wissenschaft geraten. Es gibt aber noch andere Argumente, die hier vorzuführen indes zu lange dauern würde. Meine eigene Meinung zu dem Thema hat sich im Laufe der Zeit mehrfach geändert. Seit der Ottonenzeit treten daneben die Kathedralschulen in den Bisthofsstädten hervor, während sich gleichzeitig die Klosterschulen zunehmend von der Welt abschließen.

Der *artes*-Unterricht wird selbstverständlich in allen Schulen geboten; einige erringen aber dadurch besonderes Ansehen, daß sie sich darüber hinaus auf eines der drei anderen Fächer spezialisieren. Die angesehenste *artes*-Schule war im späten 11. und 12. Jahrhundert wohl die Kathedralschule von Chartres, an spezialisierten Schulen wäre zu nennen für die Medizin Salerno, für die Juristerei Bologna und für die Theologie Paris. Die beiden letzteren verdanken ihren Ruhm nicht zuletzt zwei überragenden Persönlichkeiten: *Irnerius* und *Abälard*.

Über den Juristen Irnerius weiß man nicht sehr viel: er wurde wohl zunächst von der berüchtigten Markgräfin Mathilde von Tuszien gefördert, ging aber später auf die kaiserliche Seite über; er war der erste, der dem Rechtsunterricht das vollständige *Corpus Iuris Civilis* zugrundelegte, während man vorher je nach Bedarf einzelne Stücke herausgegriffen hatte. Irnerius ist also gewissermaßen der Erfinder des Einheitsjuristen.

Abälard (1079–1142) ist einem größeren Publikum weniger als Wissenschaftler, sondern als Held einer Romanze mit traurigem Ausgang bekannt. Abälard war hochintelligent, aber maßlos arrogant und verstand es, mit aller Welt in Streit zu geraten. Sein besonderes Vergnügen bestand darin, Vorlesungen zu besuchen und dem Dozenten fortlaufend Fehler nachzuweisen. Unter seinen Schriften ist *Sic et non* hervorzuheben: in ihr stellt er widersprechende Aussagen von Autoritäten gegenüber, die Lösung des Widerspruchs überläßt er allerdings dem Leser. Jetzt aber zur Romanze: es fiel seinen eigenen Schülern auf, daß er von einem gewissen Zeitpunkt an in seinen Beispielen nicht mehr, wie es üblich war, sagte: *Platon instruit Aristotelem* (Platon lehrt den Aristoteles), sondern *philosophus amat puellam* (der Lehrer liebt das Mädchen). Er hatte sich nämlich in Héloise, die Nichte seines Vermieters, eines Pariser Domherrn, verliebt, und schließlich entführte und heiratete er sie. Ein gemeinsamer Sohn erhielt den Namen *Astrolabius*. Der Domherr nahm dies allerdings nicht tatenlos hin, sondern ließ Abälard überfallen und in einer Weise behandeln, daß seine Liebe zu Héloise hinkünftig nur noch platonisch sein konnte. Beide, Abälard und Héloise, traten in Klöster ein und wechselten traurige Briefe. All dies hat Abälard in seiner *Historia calamitatum* selbst beschrieben. Wenn Sie sich näher über ihn und seine Freundin Héloise informieren wollen, können Sie das Nützliche

mit dem Angenehmen verbinden und das Buch von Mariateresa Fumagalli, Heloise und Abaelard (München 1986) lesen.

Salerno, Bologna und Paris sind, wie Ihnen kaum entgangen sein dürfte, die Orte, aus deren Schulen sich die drei ältesten Universitäten entwickelt haben. Salerno können wir im Folgenden beiseite lassen; es ist für die Entwicklung ohne Bedeutung. Bologna und Paris dagegen repräsentieren die beiden klassischen Typen der mittelalterlichen Universität. Zunächst ist allerdings eine Warnung fällig: *universitas* bezieht sich im Mittelalter nicht auf die Gesamtheit der Wissenschaften im Sinne einer *universitas litterarum*; diese Bedeutung kommt erst im 19. Jahrhundert auf, und an ihr gemessen wären gerade die berühmtesten Universitäten des Mittelalters gar keine Universitäten gewesen. (In Paris gab es lange Zeit keine medizinische, in Bologna keine theologische Fakultät.) Auch die Gesamtorganisation der Hochschule heißt nicht *universitas*; sie nennt man eher *studium generale*. Die *universitas* ist vielmehr der Zusammenschluß der Studenten oder der Dozenten, um den Lehrbetrieb zu organisieren und gegenüber den kirchlichen und weltlichen Autoritäten das durchzusetzen, was man bis heute als die Freiheit von Forschung und Lehre bezeichnet und was die Politiker auf dem Umweg über Modularisierung und "Kerncurricula" wieder einmal abschaffen wollen. Es gab dabei zwei Modelle: die *universitas scholarium*, also den Zusammenschluß der Studenten – dies ist der Typus von Bologna –, und die *universitas magistrorum*, also den Zusammenschluß der Dozenten – dies ist die Pariser Variante.

Das Entstehen dieser *universitates* markiert den Übergang von den normalen Schulen des Früh- und Hochmittelalters zu den Universitäten des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit. Die Universitäten hatten ihre Spezialgebiete – eben Salerno die Medizin, Bologna das Recht, Paris die Theologie –, aber sie boten natürlich weiterhin den Unterricht in den *artes* an. Man wird annehmen dürfen, daß die damaligen Studenten die grundlegende Ausbildung in den *artes* bereits hinter sich hatten, wenn sie an die Universität kamen, aber sie waren insgesamt weitaus jünger als die jetzigen Studenten. Ihre ersten Semester lassen sich vielleicht mit der heutigen Kollegstufe vergleichen. Die Studienzeiten waren aber wesentlich länger als heute; 7 Jahre galten als durchaus normal.

Vom 13. Jahrhundert an werden die Fakultäten organisatorisch greifbar. Man unterschied die höheren Fakultäten der Juristen, Mediziner und Theologen von der unteren Fakultät, in der die *artes* gelehrt wurden, der Artistenfakultät, aus der schließlich die heutige philosophische Fakultät hervorgeht. So abwegig es erscheinen mag, etwa die Juristen über die Philosophen zu stellen, so sinnvoll ist der Gedanke, daß auch Juristen, Mediziner und Theologen über eine gründliche Allgemeinbildung verfügen sollten. Der mittelalterliche Student begann sein Studium nämlich grundsätzlich in der Artistenfakultät. Das Studium spielte sich so ab, daß in den Vorlesungen bestimmte vorgeschriebene Lehrbücher vorgetragen und erklärt wurden; der Dozent war dabei verpflichtet, so schnell zu sprechen, daß es unmöglich war, den Text Wort für Wort mizuschreiben, denn der Stoff sollte ja mit dem Verstande begriffen werden und nicht mit der

Feder. Man unterschied Hauptvorlesungen (*lectiones ordinarie*) und ergänzende Vorlesungen (*lectiones extraordinarie* oder *cursorie*); daneben gab es noch Disputationsübungen.

Nach einer Reihe von Studienjahren konnte der Student eine Prüfung ablegen, die man *determinatio* nannte, und dann die Erlaubnis erhalten, selbst Vorlesungen zu halten, wobei die Hauptvorlesungen allerdings den Professoren vorbehalten blieben. Durch diese Erlaubnis wurde er zum *baccalaureus artium*. Das Bakkalaureat läßt sich also mit unserer Zwischenprüfung vergleichen, und die *baccalaurei* entsprechen etwa heutigen studentischen Tutoren. Nach weiteren Studienjahren erfolgt die Abschlußprüfung. Sie besteht aus zwei Schritten, einem internen und einem öffentlichen. Die interne Prüfung – wie alle mittelalterlichen Prüfungen ein mündliches Examen, schriftliche Prüfungen gab es nicht – hieß *temptamen* (Versuchung), die Prüfer entsprechend *temptatores*. Nach erfolgreichem Examen erteilte der Kanzler der Universität – das war in Bologna der Archidiakon, in Paris der Kanzler des Domkapitels oder auch der Kanzler des Klosters Ste. Geneviève – dem Kandidaten die *licentia*. Auf die *licentia* folgte ursprünglich sofort der öffentliche Teil der Prüfung, die *inceptio*. Dies war eine öffentliche Vorlesung oder öffentliche Disputation. Durch die bestandene *inceptio* wurde der Lizentiat zum *magister artium*. Später vergrößerte sich der Abstand zwischen den beiden Prüfungen, und mancher Lizentiat verzichtete ganz auf den zweiten Prüfungsteil, blieb also sein Leben lang Lizentiat; ich komme auf die Frage gleich zurück.

Die bestandene Magisterprüfung hatte für den Studenten zwei Effekte: erstens wurde er durch sie in die Gemeinschaft der Dozenten der Artistenfakultät aufgenommen und hatte jetzt das Recht, selbst *lectiones ordinarie* zu halten und Prüfungen abzunehmen; und zweitens eröffnete sie ihm die Möglichkeit, das Studium in einer der höheren Fakultäten aufzunehmen. Dieses verlief ungefähr genauso wie in der Artistenfakultät, und es gab auch die gleichen Prüfungen. Nur nannte man hier den abschließenden Grad nicht *magister*, sondern *doctor*. Analog zum *magister artium* gab es also den *doctor theologie* und den *doctor medicine*. Bei den Juristen gibt es zwei Studiengänge, im weltlichen und im geistlichen Recht; entsprechend gibt es den *doctor legum* (weltliches Recht) und den *doctor decretorum* (Kirchenrecht). Man konnte auch beide Fächer studieren, nebeneinander oder nacheinander, und erwarb dann den Titel eines *doctor utriusque iuris*, eines Doktors "beider Rechte". Ein solcher Student hatte dann, zusammen mit dem Studium in der Artistenfakultät, so an die zwanzig Jahre an der Universität verbracht.

Auch in den oberen Fakultäten verzichteten viele Lizentiaten auf das Doktorat. Dies hatte vornehmlich finanzielle Gründe: eine mittelalterliche Promotion war nämlich mit enormen Kosten verbunden. Das begann mit den Geschenken für die Prüfer, z.B. Pelzmäntel und ähnliches. Die Geschenke wurden später in Geldzahlungen umgewandelt und bildeten einen wesentlichen Teil des Einkommens der Professoren. Diese Promotionsgebühren wurden übrigens erst in jüngster Zeit abgeschafft; ich selbst habe sie noch zahlen müssen. Die Geschenke waren aber erst der Anfang: der neue Doktor mußte

sowohl seinen Prüfern als auch seinen Studienkollegen ein feierliches Bankett geben, die ihrerseits ihren ehemaligen Mitstudenten im Triumph nach Hause zu führen hatten. In Spanien mußte der frischgebackene Doktor einen Stierkampf veranstalten. Auf diese Weise kamen leicht enorme Summen zusammen, und ein unbemittelter Student hatte nur die Alternative, auf die Promotion zu verzichten oder sich zu verschulden. Die Höhe dieser Schulden entspricht übrigens in peinlicher Weise ziemlich genau der Summe, bis zu der im Laufe eines heutigen Studiums die Bafög-Darlehen anwachsen können.

Die vier Fakultäten haben übrigens auch ihre jeweils eigene Farbe, in der der Talar der Professoren gehalten ist. Dazu gibt es folgende Erklärung: die Farbe der Juristen ist Rot, weil Rot die Farbe des Blutes ist; die Mediziner haben Grün, weil ihre Opfer der grüne Rasen deckt; die Philosophen haben Blau, weil sie das Blaue vom Himmel herunterlügen; und die Theologen haben Schwarz, weil die Unschuld weiß ist. Ob Sie diese Erklärungen akzeptieren, bleibt Ihnen überlassen; die Farbuweisungen stimmen jedenfalls.

Ich habe dieses Kapitel mit einem Hinweis auf Goethes Faust begonnen; ich will es auch so schließen. Gegen Ende des ersten Aktes führt uns Goethe nämlich die Szene einer Studienberatung vor. Faust läßt sich dabei durch Mephisto vertreten. Dieser macht dem Scholaren der Reihe nach die Philosophie, Juristerei und Theologie madig und empfiehlt ihm schließlich das Studium der Medizin. Die Medizin ist bekanntlich das Fach, das man an unserer Universität **nicht** studieren kann.

5. KAPITEL: "PARTES ORATIONIS QUOT SUNT?": LATEINUNTERRICHT IM MITTELALTER

WIR HABEN IN EINEM FRÜHEREN Kapitel gehört, daß der Lese- und Schreibunterricht in den Klosterschulen anhand zunächst unverständlicher lateinischer Texte erfolgte. Bei vielen Schülern hatte es damit auch sein Bewenden, und sie drangen nie bis zu einem eigentlichen Sprachunterricht vor. Ein Schulmeister sagt direkt, er setze die Schüler, bei denen im Sprachunterricht wenig zu erwarten sei, lieber zum Abschreiben von Büchern ein – mancher sonst unverständliche Schreibfehler dürfte auf diese Praxis zurückgehen. Wie sah es aber für die Schüler aus, die nun wirklich Latein lernten? Für sie stand, wie im Grund auch heute noch, am Anfang der reine Grammatikunterricht, auf den dann nach mehreren Jahren die Lektüre folgte, aber auch diese weniger, um den Inhalt kennenzulernen, sondern um die grammatischen Regeln weiterzupauken.

Die beiden grammatischen Standardautoren des Mittelalters sind der Donat und der Priscian. Von diesen beiden ist der Donat mehr für den Anfängerunterricht geeignet, Priscian für die Fortgeschrittenen. Genauer gesagt: geeignet ist eigentlich keiner von beiden, denn es handelt sich um Grammatiken für Leute, deren Muttersprache bereits Latein ist, und entsprechend sind sie auch in lateini-

scher Sprache verfaßt – also das Problem, das wir schon kennen. Mittelalterlicher Lateinunterricht ging nun so vor sich, daß der Lehrer den Donat oder Priscian Satz für Satz vortrug und Satz für Satz, notfalls Wort für Wort erklärte. Das muß ungeheuer langweilig gewesen sein, und doch bildete der Lateinunterricht die Voraussetzung für jede mittelalterliche Bildung.

Donatus Aelius lebte um die Mitte des 4. Jahrhunderts; er war der Lehrer des hl. Hieronymus. Bei seinen grammatischen Werken ist zu unterscheiden zwischen der *ars minor* und der *ars maior*, dem kleinen und dem großen Donat. (Bitte betonen Sie Herrn Donat auf der zweiten Silbe.) Die *ars minor* ist eine kurze Zusammenfassung der lateinischen Grammatik in Form eines Frage- und Antwortspiels. Sie umfaßt auf 12 modernen Druckseiten die gesamte Laut- und Formenlehre, wobei von den mittelalterlichen Schülern selbstverständlich erwartet wurde, daß sie dieses Werk auswendig konnten. Ich gebe Ihnen eine kurze Probe, und zwar gleich den Anfang:

Partes orationis, quot sunt? Octo. Quae? Nomen, pronomen, verbum, adverbium, participium, coniunctio, praepositio, interiectio. – "Wieviele Satzteile gibt es? Acht. Welche? Nennwort, Fürwort, Zeitwort, Umstandswort, Mittelwort, Bindewort, Verhältniswort, Empfindungswort." *De nomine.* – "Über das Nennwort." *Nomen, quid est? Pars orationis cum casu corpus aut rem proprie communiterve significans.* – "Was ist ein Nennwort? Ein Satzteil mit einem Fall, der ein Lebewesen oder eine Sache besonders oder allgemein bezeichnet." *Nomini, quot accidunt? Sex. Quae? Qualitas, comparatio, genus, numerus, figura, casus.* – "Wieviele Eigenschaften hat ein Nennwort? Sechs. Welche? Wesen, Steigerung, Geschlecht, Zahl, Gestalt, Fall." *Qualitas nominum, in quod est? Bipertita est: aut enim unius nomen est et proprium dicitur, aut multorum et appellativum.* – "Worin besteht das Wesen des Nennwortes? Es ist zweigeteilt: entweder bezeichnet es nämlich einen, und dann heißt es Eigennamen, oder viele, und heißt Rufwort." *Comparationis gradus, quot sunt? Tres. Qui? Positivus, ut doctus, comparativus, ut doctior, superlativus, ut doctissimus.* – "Wieviele Stufen der Steigerung gibt es? Drei. Welche? Die Grundstufe, wie 'gelehrt'; die Vergleichsstufe, wie 'gelehrter'; die Höchsthöhe, wie 'am gelehrtesten'." *Quae nomina comparantur? Appellativa dumtaxat qualitatem aut quantitatem significantia.* – "Welche Nennwörter kann man steigern? Nur die, die eine Eigenschaft oder Menge ausdrücken." *Comparativus gradus, cui casui servit? Ablativo sine praepositione: dicimus enim "doctior illo".* – "Mit welchem Fall wird die Steigerungsform verbunden? Mit dem bloßen Ablativ: wir sagen nämlich 'gelehrter als jener'." *Superlativus cui? Genetivo tantum plurali: dicimus enim "doctissimus poetarum".* – "Mit welchem Fall die Höchsthöhe? Nur mit dem Genetiv Plural: wir sagen nämlich 'der Gelehrteste der Dichter'." *Genera nominum, quot sunt? Quatuor. Quae? Masculinum, ut hic magister; femininum, ut haec Musa; neutrum, ut hoc scamnum; commune, ut hic et haec sacerdos.* – "Wieviele Geschlechter hat das Nennwort? Vier. Welche? Das männliche, wie der Lehrer; das weibliche, wie die Muse; das sächliche, wie das Bänkchen; das gemeinsame, wie der und die Priester/in." *Est praeterea trium generum, quod omne dicitur, ut hic et haec et hoc fe-*

lix. – "Es gibt außerdem dasjenige aus drei Geschlechtern, welches das allgemeine heißt, wie der und die und das Glückliche." *Est epicoenon, id est promiscuum, ut passer, aquila.* – "Es gibt außerdem das ἀπο κοινοῦ, d.h. das vermischte, wie Spatz oder Adler." *Numeri nominum, quot sunt? Duo. Qui? Singularis, ut hic magister; pluralis, ut hi magistri.* – "Wieviele Zahlen des Nennwortes gibt es? Zwei. Welche? Die Einzahl, wie der Lehrer; die Mehrzahl, wie die Lehrer." *Figurae nominum, quot sunt? Duae. Quae? Simplex, ut decens, potens; composita, ut indecens, impotens.* – "Wieviele Gestalten des Nennwortes gibt es? Zwei. Welche? Die einfache, wie passend, kräftig; die zusammengesetzte, wie unpassend, unkräftig."

In diesem Stil geht es noch etwa 20mal so lang weiter, wobei jede Wortart zuerst definiert und dann nach ihren *accidentia*, also ihren verschiedenen Zuständen, abgehandelt wird. Diese Abhandlung der Satzteile bildet auch das zweite Buch des großen Donat, nur daß dort ein fortlaufender Text steht, der nicht ständig durch die albernen Fragen unterbrochen wird. Das erste Buch des großen Donat handelt über die Sprachbestandteile, die unterhalb der Wortebene liegen, also über Buchstaben, Silben, Versfüße usw. Das dritte Buch handelt zunächst über zwölf verschiedene Sprachfehler, nämlich *barbarismus, soloecismus, acyrologia, cacenphaton, pleonasmus, perissologia, macrologia, tautologia, eclipsis, tapinosis, cacosyntheton und amphibolia*. Es folgen vierzehn Typen von Lautveränderungen im Vers und dreißig Redefiguren, deren Aufzählung Sie mir erlassen wollen. Der große Donat umfaßt 36 Druckseiten, also das Sechsfache des kleinen.

Daß es sich beim Donat, vor allem beim kleinen Donat, wirklich um das Standardschulbuch für den Lateinunterricht handelte, läßt sich beweisen. Zum ersten gibt es kaum einen Katalog einer mittelalterlichen Bibliothek, in der der Donat **nicht** genannt – häufig sind sogar mehrere Exemplare angeführt. Auch fürstliche Schulkinder begannen mit dem kleinen Donat. Ich zeige Ihnen eine Abbildung eines solchen Prinzenschulbuchs, und Sie sagen mir, um welches Land es sich handelt:



Zum zweiten war der kleine Donat der erste etwas längere Text, der gedruckt wurde (wahrscheinlich noch vor der 42zeiligen Bibel), und zwar gleich in vier Auflagen mit unterschiedlicher Zeilenzahl. Auch davon ein Beispiel:



Auch wenn man sich über die Auflagenhöhe von Inkunabeln keinen Illusionen hingeben soll – die Zahl der Exemplare war so gering, daß davon keine mediengeschichtliche Revolution ausgehen konnte –, zeigt es doch, daß der Druck eines Donat wirtschaftlich interessant war.

Zum dritten sind die Texte des Donat dann wiederum von anderen Autoren kommentiert worden, Satz für Satz, Wort für Wort.

Zum Beispiel von *Marius Servius Honoratus*; ich greife ihn heraus, weil sein Kommentar in der Edition zufällig hinter dem Donat steht. Der Kommentar beginnt gleich mit dem ersten Wort der Überschrift, also mit *ars*. Servius meint dazu: "ars heißt dieses Buch entweder *απο της αρετης*, d.h. von der Tugend, womit die Griechen die Kenntnis einer jeglichen Sache bezeichnen, oder es heißt deshalb "*ars*", weil es alles durch die Regeln der Kunst in sich begreift." –*Ars dicta est vel απο της αρετης, id est a virtute, quam Graeci unius cuiusque rei scientiam vocant; vel certe ideo ars dicitur, quod artis praeceptis cuncta concludat*. Der weitere Kommentar ist dann etwas sinnvoller, aber so ungefähr muß man sich den Grammatikunterricht in den höheren Schulklassen und auch auf den Universitäten der damaligen Zeit vorstellen.

Der zweitwichtigste Grammatikautor ist **Priscian**. Priscianus stammt aus Caeseraea in Mauretanien, 96 km westlich von Algier, wirkte dann aber bis in die ersten Jahrzehnte des 6. Jahrhunderts in Konstantinopel. Hier sehen Sie ihn in trauter Gemeinsamkeit mit seiner Herrin:



Sein Werk mit dem Titel *Institutiones* ist entschieden für die Fortgeschrittenen gedacht, denn er breitet diesen Stoff auf über 950 Druckseiten aus. Von den 18 Büchern nennt man im Mittelalter die ersten 16 den *Priscianus maior* und die beiden letzten den *Priscianus minor*. Neben Donat und Priscian gab es eine größere Zahl anderer Grammatikautoren, darunter einen irischen Grammatiker, der sich auch Donat nannte, aber sie haben alle nur lokale Bedeutung. Interessant ist, daß auch Bonifatius eine Lateingrammatik verfaßt hat.

Im Spätmittelalter wird Priscian als Grammatik für die Oberstufe von zwei anderen Werken zurückgedrängt. Das eine ist das *Doctrinale* des **Alexander de Villa Dei**, der im 13. Jahrhundert in Avranches lehrte und – beiläufig bemerkt – die Goldene Zahl erfunden hat. (Die "Goldene Zahl" ist ein Hilfsmittel der Chronologie, um den Termin der Neumonde festzustellen, also nützlich für die Berechnung des Osterdatums und von Sonnenfinsternissen.) Das zweite Werk ist der *Grecismus* des **Eberhard von Béthune**, der etwas früher tätig war. Der Ausdruck "Gräzismus" ist abgeleitet von einem Kapitel *De nominibus exortis a Greco* ("Über die Nomina, die aus dem Griechischen kommen"); dieses Kapitel stammt aber gar nicht von Eberhard, sondern ist erst nachträglich eingefügt worden. Der Gräzismus behandelt wie Donat, Priscian und *Doctrinale* die lateinische Grammatik. *Doctrinale* und *Grecismus* sind übrigens in Hexametern verfaßt.

6. KAPITEL: ARS AMORIS IM KLOSTER: DER LEKTÜREKANON

AUF DEN FORMALEN Grammatikunterricht folgte in den Kloster-, Cathedral- und Stiftsschulen – immer noch im Rahmen der *ars*

grammaticae – die Lektüre zusammenhängender Texte. Und zwar begann man mit den Fabeln des Avian. **Avianus** lebte im 4. oder 5. Jahrhundert n. Chr. und hat 42 Fabeln in lateinischen Distichen verfaßt. (Ein Distichon ist bekanntlich ein Doppelter, der aus einem Hexameter und Pentameter besteht.) Die Fabeln sind in mehr als 100 Handschriften seit dem 9. Jahrhundert, vorwiegend aber aus dem Spätmittelalter überliefert. Es gibt auch Kommentare zu Avian, darunter einen von Alkuin, dem Kultusminister Karls des Großen. Die Texte folgen dem Vorbild Aesops, auf den sich der Autor im Vorwort ausdrücklich beruft, und bildeten den Stoff späterer Dichter, etwa im 17. Jahrhundert für LaFontaine. Ich nenne aufs Geratewohl einige Titel: Nr. 2 "Die Schildkröte und der Adler", Nr. 5 "Der Esel in der Löwenhaut", Nr. 13 "Stier und Ziegenbock", Nr. 15 "Kranich und Pfau", Nr. 31 "Maus und Ochse", Nr. 34 "Ameise und Grille", Nr. 37 "Hund und Löwe", Nr. 41 "Regen und Tonkrüge" usw. Eine Textprobe aus der 14. Fabel "Die Äffin":

*Iuppiter ín totó quondám quaesíverat órbe,
Múnera nátorúm quís melióra darét.*

"Jupiter erforschte einst auf dem ganzen Erdkreis, wer die besten Nachkommen hervorgebracht habe."

*Cértat(im) ád regém currít genus ómne ferárum,
Pérmixtúmqu(e) homíní cógitur íre pecús.*

"Um die Wette liefen alle Arten von Wildtieren zu dem König (der Götter), und gemeinsam mit den Menschen mußten auch die Haustiere antreten."

*Séd nec squámigerí desúnt ad iúrgia písces,
Vél quidquíd volucrúm púrior áura vehít.*

"Aber auch die schuppigen Fische fehlten nicht bei dem Verhör und was an Vögeln die reinere Luft dahinträgt."

Unter den zahlreichen Kandidaten erscheint auch eine Affenmutter mit ihrem Sohn, der bereits größer ist als sie selbst – ein groteskes Gespann, das selbst Jupiter in Gelächter ausbrechen läßt. Zur Erklärung muß man hinzufügen, daß in Antike und Mittelalter der Affe als Karikatur des Menschen galt, gewissermaßen als mißlungenes Probestück der Schöpfung. Das hindert die Äffin aber nicht daran, laut auszurufen:

*Iúppiter hóc norít, maneát victória sí quem,
Iúdició superést ómnibus íste meó.*

"Jupiter soll wissen, wenn überhaupt eines von allen Kindern den Sieg verdient, dann meines!"

Auf Avian folgten die **Dicta** oder **Disticha Catonis**, moralische Lebensregeln, ebenfalls in Versen. Sie sind im 3. Jahrhundert nach Christus entstanden und wurden dem alten Cato zugeschrieben, wo-

bei man die verschiedenen Catones im Mittelalter wohl nicht mehr so genau zu unterscheiden wußte. Auch davon eine kurze Kostprobe. Zunächst Distichon 8 aus dem ersten Buch:

*Níl temer(e) úxorí de sérvís créde querénti:
Sémp(er) ením muliér, quem cóniux díligit, ódit.*

"Glaube deiner Ehefrau nicht ohne weiteres, wenn sie sich über die Sklaven beklagt; denn die Frau haßt immer denjenigen, den der Mann liebt."

Oder Nr. 14b aus demselben Buch:

*Díssimulá laesús, si nó(n) datur últio praésens:
Quí celáre potést odiúm, post laédere, quém vult.*

"Mach gute Miene zum bösen Spiel, wenn du nicht sofort rächen kannst. Wer seinen Haß verhehlen kann, kann sich später rächen, an wem er will."

Auf diese Anfängerlektüre, die in ihrem moralischen Tonfall für etwa 10jährige Knaben sicher sehr spannend gewesen sein muß – und in ihren Empfehlungen, wie wir am zweiten Beispiel sahen, un-
gemein charakterbildend –, folgte nun endlich ein literarisch hochwertiger Text, der Schulautor schlechthin: **Vergil**. Und zwar schon allein deshalb, weil aus ihm die meisten Beispiele in den Grammatik-Lehrbüchern entnommen waren; gleich das erste Beispiel Priscians lautet: *Arma virumque cano*, also der Anfang des Äneis. Das war schon in der Antike so, und so blieb es im Mittelalter.

Wir haben also das erstaunliche Phänomen vor uns, daß als Übungslektüre im christlichen Mittelalter die heidnischen Autoren dienten. Das war zwar bei Vergil noch nicht so schlimm, denn er ließ sich gewissermaßen christlich eingemeinden: in der 4. Ekloge steht nämlich der berühmte Vers:

*Última Cúmaeí venít iam cárminis aétas.
Mágnus ab íntegró saeclórum náscitur órdo.
Iám redit ét virgó, redeúnt Satúrní(r)ia régna;
Iám nova prógeniés caeló demíttitur álto.
Tú modo náscení pueró ...
cásta favé Lucína ... –*

"Nun kommt das letzte Zeitalter gemäß der Verkündigung der Sibylle von Cumae. Eine große Ordnung der Jahrhunderte entsteht völlig neu. Schon kehrt auch die Jungfrau wieder, kehrt wieder die Herrschaft Saturns; schon steigt ein neues Geschlecht vom hohen Himmel hernieder. Du keusche Lucina, sei gnädig dem eben geborenen Knäblein ..." Dieser Vers wurde als Prophezeiung der Geburt Christi gedeutet, und diesem Umstand verdankt Vergil es auch, daß er im 14. Jahrhundert Dante in der Divina Comedia durch das Jenseits führen darf, allerdings nur durch Inferno und Purgatorio. Auf Vergils Hauptwerk, die Aeneis, kommen wir im nächsten Kapitel ausführlich zurück..

Vergil ist also gewissermaßen ein christlicher Autor. Aber zur Schullektüre der etwas fortgeschrittenen Schüler gehörte auch Ovid, dessen *Metamorphosen* und dessen *Ars amoris* usw. nun nicht eben jugendfrei sind. Wie war eine solche Lektüre in Kloster- und Kathedralschulen mit dem christlichen Gewissen zu vereinbaren? Um es kurz zu machen: sie war nicht zu vereinbaren, und es gibt eine ganze Reihe von Berichten über die Gewissenskonflikte, die daraus entstanden. Das Problem selbst ist alt: es hat schon die ersten Christen bewegt, und zwar nicht nur in Bezug auf die Lektüre und die Grammatik, sondern ganz allgemein auf die sieben *artes liberales*. Darf ein christlicher Mensch sich überhaupt mit weltlicher Wissenschaft befassen? Die Einsiedler in der ägyptischen Wüste versuchten, ihre weltliche Bildung möglichst zu vergessen. Den Ausweg hat dann Cassiodor gefunden: das Studium der weltlichen Wissenschaft ist zulässig, insofern es dem besseren Verständnis der Heiligen Schrift dient. Die Bibel hat ja nicht nur einen geistigen Sinn, sondern auch eine ganz konkrete historische Bedeutung, die im Mittelalter mit großem Ernst und Eifer studiert worden ist. Allzuviel Interesse an weltlicher Wissenschaft blieb aber doch suspekt: Thietmar von Merseburg berichtet über die Vision eines Priesters, der ins Jenseits geschaut habe und dort gesehen habe, wie Erzbischof Brun von Köln wegen zu eifriger wissenschaftlicher Tätigkeit vor dem Gericht Christi verklagt und erst auf die Verteidigung durch den hl. Paulus hin freigesprochen worden sei (Buch 2 Kap. 16).

Den klassischen Fall dieses Konfliktes bildet der heilige Hieronymus; seine Erlebnisse sind bei allen derartigen Berichten mitzudenken, denn spätere Autoren, auch der eben erwähnte Thietmar von Merseburg, kannten sie und haben ihren Text bewußt oder unbewußt danach stilisiert. **Sophronius Eusebius Hieronymus** lebte von 347/8 bis zum 30.9.419. Aus wohlhabendem, bereits christlichem Elternhaus stammend, kam er zum Studium nach Rom, wo er sich für die heidnische Antike begeisterte. Er vagabundierte dann im römischen Reich umher, wobei er unter anderem nach Trier und Aquileja kam, dann aber in den Orient abreiste und sich als Wüsteneinsiedler versuchte. Das klappte aber nicht so ganz; deshalb finden wir ihn 382 wieder in Rom, wo er Papst Damasus auffiel und dessen Sekretär wurde. Dieser Papst beauftragte ihn mit einer Neuübersetzung der Bibel ins Lateinische, der sog. Vulgata; dazu mehr im 10. Kapitel. Hieronymus machte sich aber bei seinen römischen Kollegen unbeliebt, mußte deshalb nach dem Tode seines Gönners die Stadt verlassen und landete schließlich in Bethlehem. Dort blieb er bis zu seinem Tode. Er hinterließ neben der Vulgata eine größere Anzahl von Briefen, vornehmlich an weibliche Empfänger, eine Serie theologischer Traktate und eine lateinische Übersetzung der Weltchronik des Eusebius. Im Mittelalter wird er gewöhnlich als Kardinal dargestellt, was zwar anachronistisch ist, aber irgendwie auf ihn paßt.

Über seine Probleme, seinen christlichen Glauben mit seiner Bewunderung der antiken Kultur in Einklang zu bringen berichtet er in einem Brief an Eustochius: *Cum ante annos plurimos ... Hierosolymam militaturus pergerem, bibliotheca, quam mihi Romae summo*

studio ac labore confecerem, carere non poteram. – "Als ich mich vor vielen Jahren ... auf die Abreise nach Jerusalem vorbereitete, mochte ich dennoch der Bibliothek, die ich mir in Rom mit viel Eifer und Mühe erworben hatte, nicht entbehren." *Itaque miser ego lecturus Tullium ieiunabam.* – "Also fastete ich Armer und las dann Cicero." *Post noctium crebras vigiliis, post lacrimas, quas mihi praeteritorum recordatio peccatorum ex imis visceribus ernebat, Plautus sumebatur in manibus.* – "Nach zahlreichen Nachtwachen, nach Tränen, die mir die Erinnerung an vergangene Sünden aus dem Innersten hervorpreßte, fiel mir dann wiederum Plautus in die Hände." *Si quando in memet reversus prophetam legere coepissem, sermo horrebat incultus et, quia lumen caecis oculis non videbam, non oculorum putabam culpam esse, sed solis.* – "Wenn ich dann aber wieder in mich ging und begann, einen Propheten zu lesen, dann stieß mich die ungehobelte Sprache ab, und, weil ich mit blinden Augen das (wahre) Licht nicht sah, glaubte ich, daran seien nicht die Augen schuld, sondern die Sonne."

Hieronymus erkrankt dann schwer, und während seine Umgebung bereits sein Begräbnis vorbereitet, hat er eine Vision: *...subito raptus in spiritu ad tribunal iudicis pertrahor ...* – "Ich wurde plötzlich im Geiste hinweggetragen und vor das Tribunal des (ewigen) Richters geschleppt." *Interrogatus condicionem Christianum me esse respondi.* – "Nach meinem Stande befragt, antwortete ich, ich sei ein Christ." *Et ille, qui residebat: "Mentiris", ait, "Ciceronianus es, non Christianus; 'ubi thesaurus tuus, ibi et cor tuum.' "* – "Und jener, der (auf dem Richterstuhl) saß, erwiderte: 'Du lügst! Du bist Ciceronianer, kein Christ; denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz.' " Dann läßt der Richter ihn auspeitschen, bis ihm schließlich gegen das Versprechen, niemals mehr heidnische Autoren zu lesen, Gnade gewährt wird. Die Ekstase endet, und Hieronymus erwacht auch aus seiner Krankheit. "Und seither habe ich mich mit solchem Eifer der Lektüre der Heiligen Schrift hingegeben, wie nie zuvor den weltlichen", schließt er seinen Bericht. *Et tanto dehinc studio divina legisse, quanto mortalia ante non legeram.*

Ähnliche Bekehrungen von der heidnischen zur christlichen Lektüre werden öfter berichtet. So erinnert sich Arnold von St. Emmeram, wie er durch die Erschütterung über den plötzlichen Tod eines gleichaltrigen Mitbruders die Schönheit der christlichen Autoren zu erkennen begann: "Damals begann ich zu erkennen, welcher Abstand zwischen Licht und Finsternis liegt, zwischen dem Herrn und Belial."

Noch interessanter und für die psychologische Verfassung des Mittelalters noch aufschlußreicher ist aber der Bericht des Otloh von St. Emmeram – wir sind jetzt im 11. Jahrhundert – in seinem *Liber visionum* im 3. Kapitel: "Ich ließ also (in Freising) alle meine Bekannten zurück und begab mich in die Stadt Regensburg und bat dort den ehrwürdigen Abt Burchard vom Kloster St. Emmeram um Gastfreundschaft. Diese erhielt ich ohne weiteres." Man verspricht sich dort nämlich einiges von seinen wissenschaftlichen Kenntnissen; Otloh wohnt außerhalb des Klosters, denn er ist ja kein Mönch und gehört nicht zum Konvent. Er fährt dann fort: "Eines Tages geschah es,

daß ich vor der Tür meiner Wohnung saß und mit der Lektüre Lukans beschäftigt war." (Marcus Annaeus Lucanus war ein Neffe Senecas; er lebte von 39–65 n. Chr. bis Kaiser Nero ihn zum Selbstmord zwang. Sein wichtigstes Werk, das Othlo hier gelesen haben dürfte, waren die *Pharsalia*, ein Epos in Hexametern über Cäsars Bürgerkriege, also eine reichlich heidnische Angelegenheit.) Unser Gelehrter fährt fort: "Als ich also dort las, erhob sich plötzlich ein heißer und heftiger Ostwind, der mich dreimal dermaßen schüttelte, daß ich mich nach dem dritten Mal nicht mehr traute, außerhalb des Daches sitzen zu bleiben, sondern mein Buch nahm und ins Haus ging." Dort verfällt er in eine unerklärliche Müdigkeit und erkrankt schließlich; zwischendurch liest er aber immer noch weiter in seinem Lukan. Nach einer Woche hat er eine Vision: "Mir schien, daß ein Mann mit einem ungeheuer drohenden Antlitz und furchtbarem Aussehen neben mir stand und mich derart mit einer Geißel züchtigte, daß mir angesichts einer solchen Grausamkeit und Strenge nichts Menschliches mehr an ihm zu sein schien." Das geht so die ganze Nacht hindurch, und als Otloh schließlich am nächsten Morgen aufwacht, glaubt er, er habe den Verstand verloren. Hören wir ihn wieder selber: "Aber von dieser Meinung kam ich wieder ab und erinnerte mich, einst gelesen zu haben, daß auch der Hl. Hieronymus im Traume geprügelt worden sei; da meinte ich, mir sei das Gleiche passiert. Aber auch von dieser Deutung bin ich wieder abgekommen, und zwar deshalb, weil es abwegig wäre, zwischen mir Verworfenem und jenem heiligen Mann eine Ähnlichkeit zu konstruieren." Im weiteren Verlauf stellt sich dann aber doch heraus, daß die Deutung zutrifft, und nach etlichen Irrwegen sagt Otloh der Welt Adieu und wird Mönch in St. Emmeram. Lukan wird er dort wahrscheinlich nicht mehr gelesen haben.

Trotz diesen Gewissensproblemen wurden in den Schulen aber doch die heidnischen Autoren gelesen, und zwar um so häufiger, je weiter das Mittelalter fortschreitet. In der Karolingerzeit spielen nämlich noch die christlichen Dichter der Spätantike und der Merowingerzeit die wichtigste Rolle. Mehrere Lektürelisten des 8. und 9. Jahrhunderts nennen übereinstimmend dieselben Namen, so finden wir etwa bei Alkuin: *Sedulius*, *Iuvenius*, *Avitus*, *Prudentius*, *Prosper*, *Paulinus*, *Arator* und *Fortunatus*. Ich weiß nicht, ob Ihnen diese Namen schon einmal begegnet sind; es ist eher unwahrscheinlich. Ich will sie deshalb kurz charakterisieren. **Sedulius** lebte in der 2. Hälfte des 5. Jahrhunderts; sein Hauptwerk ist das *Carmen paschale*, ein fünfbandiges Bibelesos. *Gaius Vettius Aquilinus Iuvenius* war ein spanischer Priester zur Zeit Konstantins des Großen; sein Epos *Libri evangeliorum* schildert in vier Büchern zu je 800 Hexametern die Lebensgeschichte Jesu, also eine poetische Evangelienharmonie. *Alcimus Ecdicius Avitus* war von 494-518 Bischof von Vienne; er schrieb ein Epos über die Weltschöpfung (*De mundi initio*) →. *Aurelius Prudentius Clemens* stammte aus Spanien und machte in der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts zusammen mit Kaiser Theodosius eine bedeutende politische Karriere. Er verfaßte zahlreiche Gedichte, von denen er im Jahre 405 selbst eine Gesamtausgabe veranstaltete. Im Mittelalter war seine *Psychomachia* am beliebtesten, in der die 7

Hauptlaster gegen die 7 Haupttugenden um die Seele streiten. **Prosper Tiro** lebte im 5. Jahrhundert; er stellte aus Augustinus Sentenzen zusammen, die er in die Form von Epigrammen brachte. Auch hat er die Chronik des Hieronymus fortgesetzt, was in unserem Zusammenhang aber weniger wichtig ist. Paulinus ist entweder *Meropius Pontius Paulinus*, der im 4. Jahrhundert zunächst eine politische Karriere machte, dann aber aus Verehrung für den hl. Felix von Nola der Welt entsagte und schließlich Bischof von Nola wurde; gelesen hat man seine Gedichte zum Fest des hl. Felix, die *Natalicia* →. Oder es handelt sich um Paulinus von Périgueux, einen gallischen Priester, der nach 460 ein sechsbändiges Epos auf den hl. Martin von Tours verfaßte. **Arator** schrieb als Subdiakon in Rom ein zweibändiges Epos über die Apostelgeschichte, das er vom 13. – 16. April 544 in S. Pietro in Vincoli öffentlich rezitierte. **Venantius Fortunatus**, mit vollem Namen *Venantius Honorius Clementianus Fortunatus* ist um 530 in Oberitalien geboren, ging dann aber über die Alpen, wobei er vielleicht auch durch Passau kam, und zog ins Merowingerreich, wo er der Reihe nach die verschiedenen Höfe abklapperte und auch Kontakt mit Gregor von Tours hatte. Er verfaßte zahlreiche panegyrische Gedichte, aber auch Heiligenleben und Hymnen, darunter einen besonders schönen Kreuzeshymnus:

*Vexilla regis prodeunt,
Fulget crucis mysterium
Quo carne carnis conditor
Suspensus est patibulo.*

"Die Fahnen des Königs gehen voran; es erstrahlt das Geheimnis des Kreuzes. Im Fleische ist der Schöpfer allen Fleisches an diesem Galgen aufgehängt worden." Diesen Hymnus singen übrigens die Büsser in Dantes *Divina Commedia* auf dem Berg der Läuterung. Für Bischof Gregor von Tours, den wir im 9. Kapitel als schlechten Latinisten und im 11. Kapitel als Weltchronisten kennenlernen werden, hat Venantius mehrere Gelegenheitsgedichte verfaßt, z.B. das Folgende zum Jahrestag seiner Bischofsweihe:

*Mártiní meritís per témpora lónga, Gregóri,
Tóronicúm foveás pástor in úrbe gregém.*

"Durch die Verdienste des heiligen Martin mögest du, Gregor, für lange Zeit in seiner Stadt die Herde von Tours hüten!"

*Cónciliís sacrís sis nórm(a), et víta piórum,
Exemplóque tuó créscat adéptus honór.*

"Den heiligen Synoden und dem Lebenswandel der Frommen seist du Richtschnur, und an deinem Beispiel wachse die Ehrbarkeit deiner Schüler!"

*Lúmen apóstolicúm populís tua língua mínístret,
Et coelí donúm, té radiánte, micét.*

"Deine Zunge bereite den Völkern das Licht der Apostel, und die Gabe des Himmels erglänze durch deine Strahlen!". Wie Sie sehen, liebte man es damals, sich diskret und zurückhaltend auszudrücken.

Von regionaler Bedeutung sind zwei Verse in der Darstellung einer Pilgerreise vom Rhein nach Italien: "Du kommst nach Augsburg, wo Wertach und Lech zusammenfließen. Dort verehrst du die Gebeine der heiligen Märtyrerin Afra. Wenn dann der Weg frei ist und dir nicht der Bayer entgegentritt ..., so ziehe über die Alpen."

Der Liste Alkuins sind noch *Proba*, *Symphosius* und *Aldhelm* hinzuzufügen. Von **Proba**, der Frau des römischen Stadtpräfekten des Jahres 351, stammt ein *Cento Virgilianus*. Unter einem Cento versteht man ein Gedicht, das aus Versen bereits vorhandener Dichtungen sekundär zusammengesetzt wird. Probas Cento setzt also aus Vergil-Versen Szenen der Bibel zusammen; Ähnliches hat man im Griechischen auch mit Homer gemacht. **Symphosius**, von dem man nichts Näheres weiß, gilt als Autor einer Sammlung von 100 hexametrischen Rätseln. Ebenfalls 100 Rätsel stammen von **Aldhelm**, einem angelsächsischen Mönch und Bischof des 7. Jahrhunderts.

Nehmen wir jetzt eine Liste des 12. Jahrhunderts zur Hand, beispielsweise diejenige des Konrad von Hirsau, so finden wir folgende Schulautoren: *Aesop*, *Avian*, *Boethius*, *Cato*, *Cicero*, *Donat*, *Homer*, *Juvenal*, *Lukan*, *Ovid*, *Persius*, *Prosper*, *Prudentius*, *Sallust*, *Sedulius*, *Stadius* und *Vergil*. Von diesen gehören *Donat*, *Cato* und *Avian* in den Elementarunterricht, *Vergil* versteht sich von selbst, *Sedulius*, *Prudentius* und *Prosper* waren in Alkuins Liste enthalten. Dagegen sind *Iuvenalus*, *Avitus*, *Paulinus*, *Arator*, *Fortunatus*, *Proba*, *Symphosius* und *Aldhelm* verschwunden. Von den neuen Autoren ist nur *Boethius* mit seinem Trost der Philosophie dem christlichen Bereich zuzuordnen. *Aesop* und der moralisierende Satiriker *Persius* sind von christlichen Vorstellungen nicht allzuweit entfernt. *Cicero*, *Homer*, *Juvenal*, *Lukan*, *Ovid*, *Sallust* und *Stadius* sind aber rein heidnisch-antike Autoren. Von **Stadius**, einem Neapolitaner des 1. Jahrhunderts, gibt es eine Sammlung von Gelegenheits-, vorzüglich Hochzeitsgedichten, *Silvae* (also Wälder) genannt, sowie ein Epos *Thebais* →, in dem es sehr mythologisch zugeht; die übrigen Autoren dürften Sie kennen. Das sind aber nun praktisch schon dieselben Schriftsteller, die in der Renaissance gelesen werden, nur daß dann das eine oder andere Einzelopus noch hinzukommt. Cäsars Schriften scheinen im Mittelalter keine Rolle zu spielen; ihn kennt man eben aus Lukan, und nicht aus seinen eigenen Machwerken.

Nun stellt sich aber die Frage nach der Spannung zwischen Theorie und Praxis. Diese Autorenlisten, die im Grunde schon mit Cassiodors Vorschriften für sein Kloster Vivarium beginnen, sind ja mit den heutigen Lehrplänen vergleichbar, die ja auch nicht unbedingt mit der Schulwirklichkeit übereinstimmen. Wir müssen also weitere Quellen hinzuziehen. Dafür gibt es drei Möglichkeiten. Die erste sind die mittelalterlichen Bibliothekskataloge, die, wie Sie wissen, systematisch gesucht und ediert werden. Daß ein Buch in einer Klosterbibliothek vorhanden ist, bildet ja die Voraussetzung dafür, daß es in der Klosterschule gelesen werden kann. Nehmen wir als Bei-

sie die Liste der Bücher, die der Passauer Chorbischof Madalwin im Jahre 903 der Dombibliothek überlassen hat. Dort finden wir unter einer eigenen Überschrift *De arte grammatica* folgende Titel: *Donatum minorem et maiorem et opus Albini in Donatum* – "den kleinen und den großen Donat und den Kommentar des englischen Abtes Albinus zum Donat"; ... *opus Boecii de consolatione philosophiae bene glosatum* – "Das Werk des Boethius über den Trost der Philosophie mit ausführlichem Kommentar"; ... *libros Martiani Minei Felicis Capelle pleniter in VII liberales artes* – "die Bücher des Martianus Capella zu allen sieben freien Künsten"; *carmen paschale Sedulii in vetus et novum testamentum* – "das Carmen paschale des Sedulius zum alten und neuen Testament"; ... *carmen Aratoris subdiaconi in actus apostolorum* – "das Epos des Subdiakons Arator über die Apostelgeschichte"; *et libri Catonis IIII et fabulae Aviani* – "und vier Bücher Distichen des Cato und die Fabeln des Avian"; ... *epigrammata Prosperi et psychomachia Prudentii* – "die Epigramme des Prosper und die Psychomachie des Prudentius"; *enigmata Symphosii et Althelmi* – "die Rätsel des Symphosius und des Aldhelm"; ... *decem eglogae et georgicon Virgilii, liber Servii plenissimus in totum Virgilium* – "die zehn Eklogen und die Georgika des Vergil, den vollständigen Kommentar des Servius zum ganzen Vergil". Im Verzeichnis der Dombibliothek von 1259 finden wir noch dieselben Autoren, aber es sind viele hinzugekommen, so Martial, Horaz, Terenz, Makrobius, Statius, Cicero (in mehreren Exemplaren), Persius. Die Bücher von Sedulius und Prosper sind bezeichnenderweise als *antiquus* (alt) bzw. *villis* (unscheinbar) gekennzeichnet.

Neben den Katalogen haben wir noch zwei Argumente: zum einen die Kommentare zu diesen Büchern, die bei der Aufzählung zum Teil ja schon genannt waren – ein Buch, das man nicht liest, kommentiert man nicht. Und zum zweiten etwas, das noch deutlicher auf den Unterricht mit Schülern hinweist: deutsche Glossen in den Handschriften. Aus solchen Glossen beziehen übrigens die Germanisten ein Gutteil ihres Wissens über das Althochdeutsche.

7. KAPITEL: "ARMA VIRUMQUE CANO" – "AS ARMAS E OS BARÕES": VERGILS ÄNEIS IN ANTIKE, MITTELALTER UND NEUZEIT



*ARMA VIRUMQUE cano, Troyé qui primus ab óris
Italiám fató profugús Lavináque vénit
Littora. Múlt(um) ill(e) ét terrís iactátus et álto
Vi superúm sevę memorém Iunónis ob íram.
Multa quoqu(e) ét belló passús, dum cónderet úrbem
inferrétque deós Latió genus únde Latínium
Albaníque patrés atqu(e) áltę ménia Rómę.*

Mit diesen Versen beginnt der (nach der Bibel) wichtigste lateinische Text, die Äneis des Publius Vergilius Maro, des Hofdichters des Kai-

sers Augustus. Eigentlich hätte ich den Text gar nicht vorlesen müssen, denn die Schrift auf der Abbildung ist klar und gut zu entziffern; warum das so ist – die Handschrift stammt aus dem 15. Jahrhundert und ist für den ungarischen König Matthias Corvinus geschrieben worden – warum das so ist, werden wir im 22. Kapitel noch einmal erörtern. Dennoch dürfte die Übersetzung willkommen sein: "Von den Waffentaten und dem Mann singe ich, der als erster die Küste Trojas verließ und durch sein Schicksal als Flüchtling an den Strand von Lavinium kam. Unablässig trieb göttliche Gewalt ihn um über Länder (und Meere), denn noch war der Zorn der grimmigen Juno nicht erloschen. Vieles auch litt er im Kriege, bis er die Stadt gründete und in Latium den Göttern eine neue Heimat gab, die Stadt, aus der das Volk der Latiner und die Vorfäter von Alba und schließlich die hochragenden Mauern Roms hervorgingen."

Wir wollen uns in diesem Kapitel mit dem Inhalt des Epos befassen und es in die literarische Tradition einordnen, und zwar in beide Richtungen. D.h. wir fragen nach seinen möglichen Vorlagen, und wir beobachten, wie spätere – konkret: frühneuzeitliche – Autoren sich an ihm orientiert haben. Natürlich ist auch ein Blick auf seine Funktion zu seiner Entstehungszeit sinnvoll. Die Äneis nimmt immer wieder Bezug auf die griechische Heldensage, so wie sie vor allem in den beiden Epen Homers, der Ilias und der Odyssee, berichtet wird. Deshalb ist es vielleicht nützlich, deren wichtigste Ereignisse ganz kurz zu rekapitulieren.

Das Ganze beginnt mit einer ungeschickten Gästeliste. Bei einem Bankett zu Ehren der Götter ist Eris, die Göttin der Zwietracht, übersehen worden. (Daß so etwas Ärger bringt, wissen wir auch aus Dornröschen.) Um sich zu rächen, wirft Eris einen goldenen Ball in die Festgesellschaft, mit der Aufschrift: "Der Schönsten!" Sofort beginnt ein Streit um diesen Titel – Eris versteht ihr Handwerk! – zwischen Hera, Athene und Aphrodite. Schließlich einigt man sich auf ein Schiedsgericht: Paris, der Kronprinz von Troja, soll entscheiden. Vor ihm versuchen sich die drei Göttinnen ins rechte Licht zu setzen, indem sie ihm Versprechungen machen: Hera verspricht ihm Macht und Ruhm, Athene Weisheit, Aphrodite aber die Hand der schönsten Frau auf Erden. Und diesem Angebot kann der junge Mann nicht widerstehen. Das trägt ihm und Troja den unversöhnlichen Haß der beiden anderen ein, aber das wäre bei jeder anderen Entscheidung auch der Fall gewesen: so sind die Frauen nun einmal. Hier sehen Sie die Szene im Bild:



Diese schönste Frau ist natürlich Helena, die Königin von Sparta. Aber Helena – und das ist der Haken an der Sache, den Aphrodite ihm verschwiegen hat – ist bereits verheiratet. Paris muß sie also aus Griechenland entführen, was wiederum den Rachezug der Griechen gegen Troja auslöst. Troja wird zehn Jahre lang belagert, dann durch eine List – das berühmte Trojanische Pferd – erobert und vollkommen zerstört.

Aus dem brennenden Troja rettet sich Äneas, wobei er seinen Vater Anchises auf dem Rücken trägt und auch seine Hausgötter, die Penaten im römischen Sprachgebrauch, mitnimmt. Er flieht mit einigen anderen Trojanern zu Schiff nach Westen. Schließlich landet er nach etlichen Schiffbrüchen und Irrfahrten an der nordafrikanischen Küste bei Karthago; Anchises ist allerdings unterwegs bereits gestorben, aber er greift auch als Toter in die Ereignisse ein. Übrigens ergeht es den heimfahrenden Griechen kaum besser: der Anführer des Zuges nach Troja, Agamemnon, wird zu Hause von Frau und Liebhaber umgebracht; Odysseus braucht volle zehn Jahre, bis er wieder nach Ithaka zurückkehren kann. Nur Helena kommt glimpflich davon und nimmt ihre Stelle in Sparta wieder ein, als ob nichts gewesen wäre.

Die Aeneis knüpft aber nicht nur inhaltlich an die griechischen Sagen an, sondern hat die Ilias und die Odyssee auch ganz deutlich formal zum Vorbild. Ehe wir darauf eingehen, möchte ich Ihnen aber zunächst den Inhalt der 12 Gesänge vorführen. (Ich vermute, daß keiner von Ihnen die Äneis vollständig gelesen hat, und ich gebe zu, daß auch ich es erst für diese Vorlesung getan habe.)

Der erste Gesang beginnt äußerst dramatisch: Äneas gerät in einen fürchterlichen Seesturm, der ihn schließlich an der nordafrikanischen Küste stranden läßt. Eigentlich sollte er ja nach Italien fahren, um dort – so ist sein von Jupiter vorbestimmtes Schicksal – der Stammvater der Römer zu werden. Aber Juno möchte das verhindern; sie ist nämlich, so belehrt uns der Dichter gleich zu Anfang, die Schutzgöttin Karthagos. Deshalb schickt sie den Sturm und wirft Äneas auch sonst ständig Knüppel zwischen die Beine. Den Gegenpart hält Venus, die beiläufig auch die Mutter des Äneas ist. Sie hat dafür gesorgt, daß er in dem Seesturm nicht umgekommen ist, und sie ist es, die ihm verkleidet den Weg nach Karthago zeigt. Dabei fragt sie ihn auch nach seinem Namen. Der Held antwortet mit einem berühmten Vers:

Sum pius Aeneas, qui ex hoste penates Classe veho.

"Ich bin der getreue Äneas, der die aus Feindeshand geretteten Penaten übers Meer mitführt."

Gestatten Sie mir an dieser Stelle einen kleinen Exkurs in die Renaissance. Von 1458 bis 1464 regierte in Rom Papst Pius II. Er war bekennender Humanist und hieß mit bürgerlichem Namen *Enea Silvio Piccolomini*. Es besteht kein Zweifel, daß er seinen Papstnamen Pius nach genau dem Vers aus der Äneis gewählt hat, den wir soeben zitiert haben. Die Humanisten an der Kurie und in Rom waren allerdings nicht sehr zufrieden mit ihm, denn das erhoffte großzügige Kultursponsoring blieb aus, weil Pius II. seine ganze Energie und alle verfügbaren Geldmittel auf die Vorbereitung eines Kreuzzuges gegen die Türken verwandte, die wenige Jahre zuvor, 1453, Konstantinopel erobert hatten. Der Ärger über den Papst macht sich z. B. in einer Karikatur Luft, die ich im Register des Papstes gefunden habe: (Reg. Vat. 360 fol. 10^v)



Der doppelköpfige Drache läßt uns wissen: *Sum pius enneas, enneas, raptos qui ex hoste penates Classe veo.*

Aber zurück zur Inhaltsangabe. In Karthago wird Äneas von der dortigen Königin Dido gastlich aufgenommen, und beim abendlichen Mahl fragt sie ihn nach seinen Erlebnissen. Diese Schilderung dauert den ganzen 2. und 3. Gesang an. Der Bericht beginnt ebenfalls mit einem berühmten Vers:

Infandum, regina, iubes renovare dolorem.

"Unsäglichen Schmerz heißt du mich, Königin, wieder aufzurühren." Der Vers zeigt sehr schön, wie zögernd und mit wieviel Selbstüberwindung Äneas seinen Bericht beginnt. Wir werden uns noch zu fragen haben, ob Vergil ein großer Dichter war; in diesem Vers ist er es.

Äneas überwindet seine Befangenheit aber sehr schnell und schildert nun wortreich seine Erlebnisse, zunächst also die Geschichte vom Trojanischen Pferd und der Eroberung der Stadt. Dabei ist er voll auf dem Ego-Trip: abwechselnd bejammert er sich und sein Schicksal, und dann wieder berichtet er, wie toll er sich verhalten hat. Damit ist er den ganzen 2. Gesang beschäftigt. Im 3. Gesang sind die Flüchtenden dann unterwegs. Drei Ansiedlungsversuche an den griechischen Küsten bzw. auf Kreta scheitern, bis Äneas schließlich erfährt, das ihm zugedachte Ziel liege in Italien, und zwar auf der Griechenland abgewandten Küste; dies sei nämlich ihre Urheimat, aus der sie einst nach Troja gekommen seien. Auf dem Weg dorthin machen sie auf Sizilien Station, genau unterhalb des Ätna. Dort stößt ein Grieche aus der Mannschaft des Ulysses zu ihnen, der vergessen worden ist, als dieser vor den Zyklopen Polyphem floh, dem Odysseus ja bekanntlich das eine Auge ausgestochen hat. Polyphem, dessen Höhle ganz in der Nähe liegt, taucht dann auch selbst auf und wir erhalten eine Schilderung seiner Tischmanieren, aber Äneas und seine Mannschaft können rechtzeitig vom Ufer ablegen. Allerdings geraten sie dabei in einen Nordwind, der sie von Italien weg an die Küste Afrikas treibt, wo Dido sie gastlich aufnimmt.

4. Gesang: Dido hat sich unsterblich in Äneas verliebt, und auch dieser kann sich vorstellen, den Rest seines Lebens in Karthago zu verbringen. Dies widerspricht aber den Plänen Jupiters, und deshalb zwingt er Äneas zu einem hastigen Aufbruch. Äneas versucht, Dido dies zu erklären, wobei er es schafft, die Situation so darzustellen, als trage sie die Schuld daran. Als er dann tatsächlich abgefahren ist, bringt sie sich um.

5. Gesang: Äneas ist wieder auf Sizilien gelandet und veranstaltet pompöse Wettkämpfe zu Ehren seines Vaters Anchises, dessen Tod sich gerade zum ersten Mal jährt. Während die Männer feiern, stiftet Juno die Frauen an, die Schiffe zu verbrennen, damit die Irrfahrt ein Ende hat und, so ist Junos Kalkül, Rom nicht gegründet wird. Der Plan glückt aber nur teilweise. Zwar bleiben viele der Flüchtlinge auf Sizilien zurück, aber Äneas fährt weiter. Freilich ist es eine bereits sehr dezimierte Mannschaft, die erneut in See sticht.

6. Gesang: Äneas hat nun endlich das italienische Festland erreicht, und zwar landet er in Cumae, unmittelbar westlich von Neapel. Dort ist die Cumäische Sibylle zu Hause, eine der berühmten weissagenden Frauen, für die man sich auch im Mittelalter noch interessierte; Michelangelo hat sie an der Decke der Sixtinischen Kapelle abgebildet. Sie führt, natürlich auf olympisches Geheiß, Äneas in die Unterwelt, wo er einen Vater Anchises trifft, der ihm die Zukunft voraussagt. Gut zweitausend Jahre später wird Vergil selbst der Führer durch die Unterwelt sein, der Dante durch Inferno und Purgatorio geleitet. Die Ähnlichkeiten zwischen Vergils und Dantes Darstellung bis in einzelne Détails hinein sind kaum zu übersehen.

Anchises ist in seiner Voraussage äußerst präzise: er nennt die sieben römischen Könige mit Namen, auch die Einführung der Republik, und dann, jetzt wörtlich: "Dies ist Cäsar und die gesamte Nachkommenschaft des Julus, die einmal zum weiten Gewölbe des Himmels aufsteigen soll, dies der heldenhafte Mann, von dem du wieder und wieder künden hörst, Cäsar Augustus, aus dem Stamm des vergöttlichten Cäsar. Er wird für Latium ein goldenes Zeitalter wiedererrichten in Gebieten, wo Saturn voreinst herrschte. Über die Länder der Garamanten und Inder hinaus wird er das Reich erweitern, bis über unsere Sternbilder hinaus wird die Erde unterworfen sein, außerhalb der jährlichen Bahnen der Sonne, wo Atlas, der Träger des Himmels, auf seiner Schulter das Gewölbe trägt, an dem die funkelnden Sterne haften. Vor seinem Kommen erzittern schon jetzt die kaspischen Reiche, weil Göttersprüche es künden, und die Erde Mäotiens, und in Unruhe erschauert die siebenarmige Mündung des Nils." Über die Zeit des Augustus reicht die Seherkraft des Anchises freilich nicht hinaus; man hätte so gerne gehört, was er etwa über Kaiser Nero, über Konstantin oder über Karl den Großen sagt ...

Im 7. Gesang fährt Äneas weiter und gelangt nun endlich nach Latium. In Gaeta geht er an Land, etwa 100 km südöstlich von Rom. Der dort herrschende König Latinus will seine Erbtochter Lavinia mit ihm verheiraten und ihn zum Erben einsetzen, wodurch auf denkbar friedliche Weise die Prophezeiungen erfüllt wären. Wir sind aber erst im 7. von 12 Gesängen, deshalb fährt erneut Juno dazwischen und hetzt die Latiner gegen die Trojaner auf, so daß es zum Krieg kommt, insbesondere den König Turnus, der bereits mit Lavinia verlobt ist. Die inneritalischen Gegner der Latiner treten dabei auf Äneis' Seite, darunter König Euander, den Äneas persönlich aufsucht. Euander hat justament dort seine Hauptstadt, wo später Rom stehen wird; darüber berichtet der 8. Gesang.

9. Gesang: während Äneas noch unterwegs ist, greift Turnus das Lager der Trojaner an. Zwei offensichtlich homosexuelle junge Trojaner, Euryalus und Nisus, versuchen, sich zu Äneas durchzuschlagen, werden aber, nachdem sie viele schlafende Feinde getötet haben, entdeckt und ihrerseits massakriert. Der Kampf um das Lager, zu dem auch Äneas wieder zurückkehrt, dauert den ganzen 9. Gesang und 10. Gesang. Nur zu Beginn des 10. Gesanges findet auf dem Olymp eine Götterversammlung statt, in der Venus und Juno sich gegenseitig angiften, aber Jupiter erklärt sich für unzuständig. Äneas schlägt den Angriff ab und rückt dann im 11. und 12. Gesang,

ebenfalls siegreich, zur Stadt des Latinus vor, wo er schließlich Turnus im Zweikampf besiegt. Damit endet ziemlich abrupt das Epos. Ob weitere Gesänge geplant waren – immerhin ist Rom noch nicht einmal gegründet! –, ob Vergil die Arbeit bewußt abgebrochen oder ob, um es poetisch zu formulieren, der Tod ihm die Wachstafel aus der Hand genommen hat, muß dahingestellt bleiben. Vergil starb im Jahre 19 v. Chr.; es blieb ihm also auch erspart, die Schlacht im Teutoburger Wald in seine Darstellung mit einbauen zu müssen.

Vergil war nämlich nicht zum Hofdichter des Augustus prädestiniert. Er war der Sohn eines Freigelassenen, stammte also aus gesellschaftlich ganz einfachen Verhältnissen, wenn er auch nicht unbegütert war. Geboren am 15. Oktober 70 v. Chr., wuchs er in Norditalien auf und begann zu dichten, vor allem Hirtengedichte gemäß der damaligen Mode. Im Jahre 42 v. Chr. nimmt sein Schicksal eine dramatische Wende, denn Augustus beschlagnahmt seinen Besitz, um seine Anhänger zu belohnen. Vergil braucht jetzt also einen Gönner. Er geht nach Rom, wird mit Horaz bekannt, der ihn seinerseits Maecenas empfiehlt, dem sprichwörtlichen Kunstmäzen. Maecenas wiederum stellte den Kontakt zu Augustus her, der ihn förderte, aber von ihm ein staatstragendes Epos wünschte.

Das sind keine idealen Voraussetzungen für ganz große Kunst, und damit sind wir wieder bei der Frage angelangt, wie die Qualität der Äneis einzuschätzen ist. Vergleichen wir sie mit ihrer Vorlage, der Odyssee Homers. Diese beginnt wie folgt:

Ἀνδρα μοι ἔννεπε, Μοῦσα, πολυτροπον, ὅς μαλα πολλὰ
 Πλαγχθῆ, ἐπεὶ Τροίης ἱερὸν πτολιετρον ἔπερσε.
 Πολλῶν δ' ἀνθρώπων ἰδὲν ἀστεα καὶ νοὸν ἐγνώ.
 Πολλὰ δ' ὅ γ' ἐν πόντῳ πάθεν ἀλγέα ὄν κατὰ θυμόν.
 (Andra moi ennepe, Mousa, polytropon, hos mala polla
 Planchthe, epei Troies hieron ptolietron eperse.
 Pollon d'anthropon iden astea kai noon egno.
 Polla d'ho g'en ponto pathen algea hon kata thymon.)

Übersetzt: "Den Mann mir singe, Muse, den Vielgewandten, der viel Schlimmes erduldet, nachdem er Trojas heilige Stadt zerstört hatte. Vieler Menschen Städte und Gesinnung lernte er kennen. Viele Schmerzen auch erlitt er auf dem Meere." Die Anfangsverse der Äneis lehnen sich daran an, wie jeder Gebildete sofort erkannte und erkennen sollte; auch von Irrfahrten und Leid des Helden ist die Rede. Ein Unterschied besteht allerdings: Vergil führt gleich mit dem ersten Wort die militärische Komponente ein: *Arma virumque cano*. Die Inszenierung des Stoffes ist ähnlich: beide Helden schildern ihre Meeresabenteuer in direkter Rede, Äneas bei Dido, Odysseus bei den Phäaken. Die Odyssee ist nach meinem Geschmack aber deutlich aufregender: es ist zwar klar, daß Odysseus alle seine Abenteuer besteht, aber es ist doch jedesmal aufs neue spannend, wie er sich denn diesmal herauswindet. Äneas dagegen macht keinen Fehler und weicht keinen Schritt von seinem vorbestimmten Weg ab. Die homerischen Götter sind in den etwa 700 Jahren, die zwischen bei-

den Autoren liegen, zu bloßen Staffagefiguren herabgesunken, zu theatermäßigen *dei ex machina*.

Auffällig ist, wie Vergil mit äußerster Akribie die ständigen Kulthandlungen beschreibt. Man könnte die Rinder addieren, die im Laufe des Epos ihr Leben lassen müssen; es ergäbe eine stattliche Herde; und man fragt sich außerdem, woher der soeben nach einem Orkan gestrandete Held gleich darauf zwölf Opferstiere hernimmt. Der belehrende Tonfall dabei ist durchaus störend und gerinnt mehrfach zu sprichwortartigen Sentenzen, so etwa Buch 2 Vers 49:

Quidquid id ést, timeó Danaós, et dóna feréntes.

"Was es auch sei, ich fürchte die Griechen, auch wenn sie Geschenke bringen." Oder Buch 3 Vers 56f.:

*Quid nón mortália péctora cógis,
Aúri sácra famés!*

"Wozu bringst du die Herzen der Sterblichen nicht, verfluchter Hunger nach Gold?" Oder ganz ähnlich Buch 4 Vers 412:

Ímprob(e) Amór, quid nón mortália péctora cógis?

"Ruchloser Amor, wozu bringst du die Herzen der Sterblichen nicht?" Oder, besonders treffend, Buch 4 Vers 69f.:

*Vari(um) ét mutábile sémp(er)
Fémina.*

"Vieldeutig und wetterwendisch ist das Weib." In der italienischen Oper des 19. Jahrhunderts heißt das dann: *La donna è mobile* ... Oder der Gipfel römischen Selbstbewußtseins:

Tú reger(e) ímperió populós, Románe, meménto!

"Du, Römer, gedenke stets durch dein Geheiß die Völker zu leiten!" Auch dazu gibt es eine zeitgenössische Variante: *Rule, Britannia! Britannia rule the waves!* (So wird am Ende der berühmten Promenadenkonzerte in London gesungen.)

Solche Sentenzen liebte man im Mittelalter. Man verwendete sie bei Lese- und Schreibunterricht, wenn sie mit begrenztem Zeichenvorrat auskommen – für den Vers über die römische Weltherrschaft braucht man nur 13 verschiedene Buchstaben –, und sie ließen sich effektiv in die eigenen Werke einflechten. Wie oft Vergils Äneis tatsächlich gelesen wurde, zeigt sich an der großen Zahl der überlieferten Handschriften: 179 insgesamt. Heinrich von Veldeke hat sie zudem um 1190 ins Mittelhochdeutsche übersetzt. Er bedient sich dabei, wie es üblich war, einer französischen Vorlage, hat aber auch das lateinische Original ergänzend herangezogen. In Vers 156–167 werden wir über den Anlaß von Äneas' Flucht und Irrfahrt unterrichtet:

*Do was div gotinne Ivno
 Enease vil gihaz
 Unde tet ez umbe daz,
 Daz si in minnern wolde
 Durch den aphel von golde,
 Den Paris fron Venuse gap.
 Da quam al der nit abe,
 Daz Troie wart zebrochen.
 Da mite ward daz girochen,
 Daz saget uns Uirgilius,
 Des gihalf frôve Venus
 Daz Paris Elenam nam.
 Da groz ubel vone cham.*

"Die Göttin Juno war aber Äneas sehr feind, und zwar deswegen, weil sie ihn schädigen wollte wegen des goldenen Apfels, den Paris an Frau Venus vergeben hatte. Das war der Ursprung des ganzen Streites, der zu Trojas Zerstörung führte. Das war die Vergeltung dafür. Virgilius berichtet uns, daß Frau Venus dazu half, daß Paris Helena raubte. Damit begann das große Unglück."

Der Bezug auf Karthago und die Punischen Kriege, den Vergil dem Sagenstoff aufgepfropft hatte, ist also entfernt; der Dichter ahmt nicht sklavisch die Vorlage nach, sondern geht souverän mit ihr um. Die Formulierungen sind manchmal ganz witzig, wie etwa der folgende Dialog. Die Boten haben nach dem Schiffbruch die Umgebung erkundet und berichten Äneas, was sie gefunden haben. Zitat (gleich in neuhochdeutscher Übertragung: "Was habt ihr gefunden?" – "Nur Gutes." – "Was?" – "Karthago." – "Was ist das?" – "Das ist eine prächtige Stadt." – "Bei Gott, erzähl weiter! Seid ihr dem König begegnet?" – "Da gibt es keinen König." – "Wieso?" – "Dort regiert Dido." – "Habt ihr sie gesprochen?" – "Ja." – "Wie war sie?" – "Wohl begütert." – "Was entbietet sie uns?" – "Alles Gute." – "Meint sie es ernst?" – "Ja. Sie nahm uns auf und möchte Euch übermitteln, daß Ihr willkommen seid." Wie Sie sehen, gab es schon im Mittelalter Leute, denen man jede Information buchstäblich aus der Nase ziehen mußte.

Auch der Besuch in der Unterwelt findet statt, aber diese Unterwelt ist schon weitgehend zur Hölle mutiert, die sich von Dantes Inferno kaum noch unterscheidet. Anchises, der Vater des Äneas, prophezeit auch hier die Zukunft, aber er ist wesentlich wortkarger; der penetrante Bezug auf Cäsar und Augustus ist ausgelassen. Die Abhängigkeit des Autor von Vergil zeigt sich darin, daß mit dem Tod des Turnus ebenfalls Schluß ist und die Gründung Roms nur in zwei Versen erwähnt wird. Ganz am Ende werden ebenfalls in wenigen Versen Cäsar und Augustus und, was bei Vergil natürlich fehlt, die Geburt Christi erwähnt. Ganz witzig ist noch die Schlußbemerkung:

*Div buch heizent Eneide,
 Div Virgilius da uon schreip,
 Von dem vns div rede beleip,*

*Der tot ist uber manich iar.
Vnd enlög er nicht, so ist es war,
Daz Hainrich gemaht hat dernach.*

"Die Bücher heißen Äneis. Vergil hat sie geschrieben. Von ihm ist uns die Geschichte überkommen. Er ist schon viele Jahre tot; und wenn er nicht gelogen hat, dann ist auch das wahr, was Heinrich daraus gemacht hat."

Schließlich verschob sich auch die Person des Autors. Vergil galt im Mittelalter als Zauberer, um dessen Grab sich ein gewisser Kult entwickelte. Und man kann mit der Äneis auch das machen, was man auch mit der Bibel machen kann, nämlich sie für Weissagungen verwenden. Sie kennen vielleicht die Technik des "Bibelstechens": man formuliert eine Frage und schlägt dann zufällig die Bibel auf; aus dem aufgeschlagenen Text erhofft man sich die Antwort. Damit man wirklich zufällig aufschlägt, sticht man mit einem Messer zwischen die Seiten der geschlossenen Bibel, deshalb "Bibelstechen". Dasselbe machte man mit der Äneis. Vergils Ansehen zeigt sich auch darin, daß man seinen Namen, vor allem im frühen Mittelalter, gerne als Eigennamen wählte, z. B. ganz hier in der Nähe Bischof Virgil von Salzburg. Als typischer Schulautor erscheint er auch in folgendem Vierzeiler, der in der Neuzeit als Übungstext im Schreibunterricht diente (es gab solche Vierzeiler durch das ganze Alphabet):

Y ist ein griechisch ypsilon.
Da hielt Pythagoras vil vonn.
Vergilius der hoch Poet
beschreibt vns, was darinnen steht.

Die Wirkung der Äneis erschöpfte sich aber nicht in ihrer Rolle als Schullektüre und Weissagemittel, sondern nach ihrem Vorbild sind vor allem im 16. Jahrhundert andere Epen entstanden, deren Qualität die der Vorlage übertreffen kann, aber nicht muß. Das interessanteste dieser Epen sind die **Lusiaden** des portugiesischen Nationaldichters Camões. Luis de Camões lebte von 1525–1580. Er entstammte einer wenig vermögenden Adelsfamilie, die ihm aber immerhin eine klassische Bildung ermöglichen konnte. Danach aber mußte er seinen Lebensunterhalt selbst verdienen, und das bedeutete während des gesamten Ancien Regime für einen unbegüterten Geisteswissenschaftler: er wurde Hofmeister, d.h. Lehrer, Reisebegleiter und Aufseher junger Herrn aus reichem Hause. Als er etwa in Ihrem Alter war, kam es zu einem Skandal wegen einer Hofdame: Camões wird zu langjähriger Haft verurteilt, dann aber unter Bedingung freigelassen, als Soldat in die Kolonien zu gehen.

1553 finden wir ihn in Goa in Indien. Um diese Zeit hat er bereits begonnen, an den Lusiaden zu arbeiten, schreibt aber auch Theaterstücke und eine Satire, die den Statthalter verärgert, der ihn daraufhin noch weiter weg expediert, nach Macao an der chinesischen Küste. Auch dort handelt er sich zwei Jahre später Ärger ein, und so geht es dann noch zehn Jahre weiter, wobei er ziemlich weit herumgekommen ist. Er muß also kein besonders angenehmer Zeit-

genosse gewesen sein. Wie es sich für einen seefahrenden Schriftsteller gehört, erlebte er auch einen Schiffbruch, wobei er als einziges Besitztum das Manuskript der Lusiaden rettete.

1569 oder 1570 kehrt er nach Lissabon zurück. Er erlangt zunächst ein königliches Druckprivileg für die Lusiaden: das bedeutet, daß niemand das Werk ohne Erlaubnis des Autors drucken oder nachdrucken darf, wie das bis ins 19. Jahrhundert hinein noch allgemein üblich war und heute, wenn es nach Google geht, wieder üblich werden soll. 1572 erscheint das Buch und bringt ihm seitens des romantischen Königs Sebastião ein dreijähriges Gnadengehalt ein, das 1575 und 1578 erneuert wird. Am 10. Juni 1580 stirbt er, d.h. genau in dem Jahr, in dem König Philipp II. von Spanien Portugal seinem Reich einverleibte. Als Philipp nach Lissabon kam, soll er den Wunsch geäußert haben, den Nationaldichter kennenzulernen, aber man mußte ihm sagen, er sei gerade gestorben – wahrlich noch im Tode eine pathetische Inszenierung.

Die Lusiaden beginnen:

*As armas e os barões assinalados
Que, da Ocidental praia Lusitana
Por mares nunca de antes navegados ...
Cantando espalharei por toda parte,
Se a tanto me ajudar o engenho e arte.*

"Die Waffen und der Herrn erlauchte Scharen,
Die aus dem West von Lusitanerstrande
Auf Meeren zogen, die noch nie befahren ...
Will ich, in alle Welt verkündend sagen,
Genügt nur Geist und Kunst zu solchem Wagen."

Die Ähnlichkeit zur Äneis und damit indirekt zur Odyssee ist offenkundig und selbstverständlich beabsichtigt. Camões nimmt aber auch ganz offen auf diese beiden Epen und ihre Sagengestalten Bezug:

"Schweigt von des Troers Fahrten und den Bahnen
Des klugen Griechen über weiten Meeren,
Schweigt von den Alexandern und Trajanen,
Von ihren Siegen, ihren ruhmesschweren:
Ich sing' die hehre Brust des Lusitanen,
Den Mars und den Neptun gehorsam ehren.
Versinke, was die Muse sang den Alten,
Ein größrer Mut will sich vor uns entfalten!"

Auf einen formalen Unterschied zu Äneis und Odyssee möchte ich Sie hinweisen: die antiken Epen bestehen aus Hexametern, die beliebig häufig aneinandergereiht sind; Camões verwendet statt dessen achtzeilige gereimte Strophen mit dem Reimschema abababcc, sog. Stanzen. Die Lusiaden beschreiben die Fahrt Vasco da Gamas nach Indien. Aber parallel zu den Fahrten findet, wie in Äneis und Odyssee, eine Handlung im antiken Götterhimmel statt: Jupiter, Mars und

Venus stehen auf Seiten der Portugiesen; der opponierende Gott ist diesmal, da Juno in der Äneis verbraucht ist und Poseidon (wie in der Odyssee) als Gegner einer Seefahrernation doch nicht ganz passend wäre, Bacchus. Die Kommunikation zwischen den beiden Ebenen erfolgt in Form von Träumen.

Die Lusiaden dauern 10 Gesänge lang. Canto I beginnt mit einer Götterversammlung und schildert dann, ebenso wie Canto II, die Fahrt da Gamas bis nach Melinde, wobei der Held unterwegs die von Bacchus aufgehetzten Könige von Moçambique und Mombasa besiegt. In Melinde wird er aufgefordert, über seine Heimat und deren Geschichte zu berichten, ebenso wie das seinerzeit Odysseus bei den Phäaken und Äneas bei Königin Dido tun mußte. Diese Erzählung füllt Canto III und IV. Am Schluß steht ein Traum König Manuels, in dem der Ganges erscheint und ihn auffordert, da Gama nach Indien zu schicken. In Canto V–VIII erfolgt die Weiterreise bis nach Calecut, also Kalkutta, natürlich mit einem von Bacchus entfesselten lebensbedrohenden Sturm. In Canto IX beginnt die Heimfahrt, die auf einer von Venus bereitgestellten Zauberinsel unterbrochen wird, wo die Helden von Nymphen empfangen und gepflegt werden, also der ins Positive gewendete Aufenthalt des Odysseus bei Kalypso.. In Canto X läßt Venus da Gama in die Zukunft seiner Heimat blicken. Die Rückkehr wird glücklich abgeschlossen. Das Werk endet mit einer Mahnung an den König, gerecht zu sein, lästige Gesetze zu lindern, den Klerus in Schranken zu halten und immer für das Wohl Portugals zu sorgen.

Ungefähr gleichzeitig – ich habe die genaue Chronologie noch nicht herausfinden können – schreibt in Italien Torquato Tasso sein Epos über den 1. Kreuzzug: **Gerusalemme Liberata** (das befreite Jerusalem), ebenfalls in achtzeiligen Strophen. Der Autor war genauso durchgeknallt wie Camões, dabei aber wesentlich unglücklicher. Er verursachte am Hof seines Gönners, des Herzogs von Ferrara, einen Skandal, indem er die Schwester des Herzogs öffentlich küßte. Er kam dann eine Weile ins Irrenhaus und ist 1595 relativ jung gestorben, wenige Tage, bevor er in Rom zum Dichter gekrönt werden sollte. Die **Gerusalemme Liberata** beginnt wie folgt:

*Canto l'armi pietose e'l capitano
Che'l gran Sepolcro liberò di Cristo:
Molto egli oprò col senno e con la mano,
Molto soffrì nel glorioso acquisto.
E invan l'inferno a lui s'oppose, e invano
S'armò d'Asia e di Libia il popol misto.
Che il ciel gli die' favore, e sotto ai santi
Segni ridusse i suoi compagni erranti.*

Zu deutsch:

"Die frommen Waffen sing ich und den Führer,
Der des Erlösers hohes Grab befreit.
Viel wirkte der erhabnen That Vollführer
Durch Geist und Hand, viel duldet' er im Streit.
Umsonst erstanden Lybier, Perser, Syrer,

Umsonst die Höll' in ihrer Furchtbarkeit,
Denn Gott verlieh ihm Gunst, daß die Gefährten,
die irrenden, zur heil'gen Fahne kehrten."

Die Übersetzung stammt von 1822, ist auch nicht ganz wörtlich, gibt aber den Sprachstil recht gut wieder. Auch er spielt auf Aeneis und Odyssee an, etwa wenn von den "irrenden Gefährten" die Rede ist.

Text und Handlungsablauf der *Gerusalemme Liberata* sind verworren und ziemlich ungenießbar. Unter die Kriegsabläufe werden mythologisierende Liebesabenteuer gemischt, wofür sich der Dichter am Ende der 2. Strophe ausdrücklich bei der Muse entschuldigt. In der 4. Strophe dient Tasso sich dem Herzog von Ferrara an, den er dabei zum Kreuzzug gegen die Türken auffordert. Das ganze Opus erstreckt sich über zwanzig Gesänge und insgesamt 1824 Strophen in der Art, wie ich sie Ihnen zitiert habe. Jedem *canto* ist ein gereimtes *argomento*, eine Kurzzusammenfassung des Inhalts, vorausgestellt.

Ein weiteres Epos in diesem Stil, diesmal in spanischer Sprache, ist **La Araucana**, das von manchen als das chilenische Nationalepos angesehen wird. Es geht dabei um die Versuche der Conquistadoren, die in Südchile lebenden Araukaner oder, wie sie selbst sich nennen, Mapuche zu unterwerfen, was während der gesamten Kolonialzeit nicht gelang. Erst der chilenische Nationalstaat des 19. und 20. Jahrhunderts hat diese Gebiete in den Staat miteinbeziehen können, aber die Problematik ist heute noch virulent. Der Autor ist ein spanischer Adliger, *Alonso de Ercilla y Zúñiga* (1533 – 1594), der einige Jahre an diesen Kämpfen teilnahm, ehe er sie dann in ein Epos umwandelte. Dieses Epos besteht aus knapp 22000 Versen ebenfalls in Form achtzeiligen Strophen, die zu 37 *cantos* zusammengefaßt sind. Es beginnt wie folgt:

*No las damas, amor, no gentilezas
de caballeros canto enamorados,
ni las muestras, regales y ternezas
de amorosos afectos y cuidados;
mas el valor, los hechos, las proezas
de aquellos españoles esforzados,
que a la cerviz de Arauco no domada
pusieron duro yugo por la espada.*

"Nicht die Damen, die Liebe, noch das höfische Verhalten der verliebten Ritter besinge ich, noch die Zeichen, Geschenke und Zärtlichkeiten von Liebesgefühlen und Liebessorgen, sondern den Mut, die Kämpfe, die Heldentaten jener tapferen Spanier, die dem ungebeugten Nacken Araucos mit dem Schwert ein hartes Joch auferlegten."

Die Damen und verliebten Ritter sind wohl eine Anspielung auf Tasso. Mit Camões und Tasso hatte Ercilla die Fähigkeit gemeinsam, sich bei Vorgesetzten unbeliebt zu machen: als während der Feier zum Regierungsantritt Philipps II., der auch in den Kolonien mit Festivitäten begangen wurde, er und ein anderer Spanier mit den

Waffen aufeinander losgingen, wurden beide zunächst zum Tode verurteilt, dann zur Verbannung begnadigt, so daß seine militärische Karriere beendet war und er nach Europa zurückkehren mußte. Dort bezog er – gar nicht hidalgomäßig – beträchtliche Einnahmen aus Geldverleih und Kunsthandel und hatte Zeit zum Dichten.

Kurz zum Inhalt: die ersten fünfzehn Gesänge schildern den Aufstand der Araukaner, den Aufbau des araukanischen Staatswesens und die durch einen Sturm verzögerte Ankunft jenes Heeres, in dem Ercilla selbst diente. Abgesehen von diesem Sturm findet die Handlung aber zu Lande statt. Der 16. bis 29. Gesang beschreibt die Schlachten, enthält aber auch ritterromanhafte Liebesgeschichten im Araukanermilieu, welche die Tugend und Treue der araukanischen Frauen loben. Canto 30–34 schildern den letzten Widerstand der Araukaner unter ihrem Anführer Caupolicán, der dann aber doch besiegt, getauft und hingerichtet wird.

In Canto 34 versucht Ercilla eine Ehrenrettung der Königin Dido gegen die Darstellung in Vergils Äneis. Canto 35 und 36 schildern eine Expedition, die, allerdings vergeblich, bis nach Süden zur Magellanstraße vordringen will, und berichten über des Autors Ausrasten bei der Feier für Philipp II. und seine Rückkehr nach Spanien. Der letzte Gesang besteht aus einer längeren Erörterung darüber, ob die Unterwerfung der Araukaner rechtlich zulässig war. Dies bejaht er mit dem Hinweis auf ihre anschließende Bekehrung zum Christentum, also die Rettung ihrer Seelen. Emotional steht Ercilla nämlich auf Seiten der Araukaner, die er zu epischen Helden erhebt, wohingegen die Spanier als machtgierige Ausbeuter erscheinen. Ganz am Schluß wendet der Autor sich direkt an Philipp II. und beklagt sich darüber, daß seine Dienste für die Krone nicht ausreichend gewürdigt würden; deshalb werde er jetzt sein "unfruchtbares" Schaffen beenden.

Noch vor der Araucana begann ein weiteres Epos im Stile der Äneis zu erscheinen, die *Franciade* von Pierre de Ronsard.



Dieser war Hofdichter Karls IX. von Frankreich und wurde von vielen Seiten, vor allem von seinen Dichterfreunden aus der *Pléiade*, zu einer Unternehmung gedrängt – Frankreich sollte wohl nicht hinter Italien, Spanien und Portugal zurückstehen. Die *Franciade* beginnt:

*Muse, qui tiens les sommets de Parnasse,
Guide ma langue, & me chante la race
Des roys François yssuz de Francion,
Enfant d'Hector, Troyen de nation,*

...

*De ce Troyen raconte moy les maux,
Guerres, dessaings, & combien sur les eaux
Il a de fois (en despit de Neptune
Et de Junon) surmonté la Fortune,
Et sur la terre eschapé de peris,
Ains que bastir les grands murs de Paris.*

"Muse, die du den Gipfel des Parnaß hältst, leite meine Zunge und singe mir über das Geschlecht der französischen Könige, die von Francion abstammen, dem Sohn Hektors, des Trojaners. ... Erzähle mir die Leiden dieses Trojaners, seine Kriege, seine Pläne, und wie er auf dem Meer immer wieder (trotz der Gegnerschaft Neptuns und Junos) das Schicksal bezwungen hat, und wie er auf dem Festland, dem Untergang entgangen, die großen Mauern von Paris gebaut hat."

Ein Sohn des Hektor namens Francion oder später Francus ist also der Held, der nach vielen Kämpfen usw. Stammvater der französischen Könige wurde. Ich erspare uns die Inhaltsangabe, die im übrigen wie bei Tasso als *argument* jeweils dem Text in der Ausgabe vorangestellt ist. Bis der Text überhaupt beginnt, muß man sich allerdings durch eine Menge Vorworte, Widmungen und Lobgedichte seiner Freunde kämpfen. Einer davon, René Bellet, läßt uns wissen:

*Le premier vers, Ronsard, de ta grand' Franciade
Vault toute l'Æneide & toute l'Iliade.*

"Der erste Vers, Ronsard, deiner großen Franciade ist so viel wert wie die ganze Äneis und Ilias zusammen." Das Publikum war anderer Meinung: das Buch fiel durch, und Ronsard hat die Arbeit an ihm dann auch nach dem 4. Gesang eingestellt, wobei auch eine Rolle gespielt haben mag, daß Karl IX. bereits 1574 im Alter von 23 Jahren starb.

Noch ein Autor ist zu erwähnen, jetzt wieder auf Latein und in Hexametern schreibend: der Spanier Pedro Paradinas und seine **Cortusias**.

Pedro Paradinas lebte in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts und war in Rom als Pönitentiar im Dienste der Kurie tätig, d. h. er arbeitete als Beichtvater für die Pilger, die dort die heiligen Stätten aufsuchten und erwarteten, die Beichte, die der Ablassgewinnung vorausgehen hatte, in ihrer Muttersprache ablegen zu können. Dafür bestand vor allem während der Heiligen Jahre, hier also 1675, ein erhöhter Bedarf. Mehr ist über den Autor nicht bekannt. Der Held des Epos ist, wie Sie dem Titel bereits entnommen haben, Hernando Cortés, der Eroberer des Aztekenreiches. Hier eine Abbildung des Titelblattes der einzigen Handschrift:



Hören wir zunächst den Anfang:

*Arma virúmque canó, paucís comitátus ab óris
Qui prior Híspanís ad Méxica líttora vénit
Et vast(um) ímperi(um) éxtremó sub sóle repóstum,
Dives opúm bellíque poténs dem(um) áuspice coélo
Per variós casús atqu(e) hórrida proélia múlta
Fregit et ínvictís parére coégit Ibéris.*

(Die Waffentaten und den Mann besinge ich, der mit wenigen Begleitern als erster von der spanischen an die mexikanische Küste kam und ein großes Reich, das am äußersten Ende der Sonnenbahn lag, reich begütert und kriegsgewaltig, schließlich mit der Hilfe des Himmels durch Wechselfälle und viele furchtbare Kämpfe brach und den unbesiegt Spaniern zu gehorchen zwang.)

Im weiteren Verlauf wird uns Tenochtitlan vorgeführt, wie es mitten im See liegt, wir erfahren dann etwas über die aztekische Herkunftssage, dann über die Menschenopfer, die der Autor als völlig frevelhaft und grausam hinstellt. Sodann tritt der Schutzengel Amerikas auf, der bei Christus ein Ende dieser Mißbräuche beantragt und auch Gehör findet. (In der Äneis waren die entsprechenden Personen Venus und Iupiter.) Des Schutzengels erster Auftrag besteht darin, Cortés, der auf dem Weg in die Neue Welt ist, aus einem Seesturm zu retten, dann den Statthalter von Cuba, Velázquez, anzuweisen, als Heerführer für einen Zug gegen Mexico Cortés einzusetzen. Das geschieht dann auch, und Cortés sticht nach Mexico in See. Damit endet der erste Gesang, und das war's dann auch, denn mehr hat der Autor nicht zustandegebracht. Das Ganze atmet den Mief humanistischer Stubengelehrsamkeit, der sich ja bis heute noch nicht vollständig aus den Klassenzimmern verzogen hat, und bemühter, aber eben nicht gekonnter Dichtung – von den inhaltlichen Fehlern einmal ganz abgesehen. Schon die ersten beiden Verse zeigen, wie sklavisch er an seinem Vorbild hängt und wie er an Qualität hinter ihm zurückbleibt.

Wenn wir nun abschließend die vier Nachfolgeepen der Äneis – oder, wenn wir wollen, die fünf Nachfolgeepen der Odyssee – vergleichen, so ist zweifellos den Lusiaden der erste Preis zuzuerkennen, vor der Äneis, die sich mit der Gerusalemme Liberata und der Aracauna den zweiten Platz teilen muß. Weit abgeschlagen folgt dann die Cortesias. Jedenfalls ist das mein Urteil; Sie mögen es anders sehen.

8. KAPITEL: SPRACHLICHE VORAUSSETZUNGEN DES MITTELLATEINS: SPÄTLATEIN, VULGÄRLATEIN, GRIECHISCH

UNTER KÖNIG THEODERICH dem Großen, dem Dietrich von Bern der Heldensage, erlebte in Italien die antike Kultur ihre letzte Blüte. Noch einmal wurden monumentale Bauten aufgeführt, noch einmal gab es in Rom die *circenses*, und noch einmal waren Literaten tätig, die den Vergleich mit ihren antiken Vorgängern nicht zu scheuen brauchten. Es genügt, zwei Namen zu nennen: Boethius und Cassiodor.

Anicius Manlius Severinus **Boethius**, dessen Schicksal ich im 4. Kapitel schon kurz angesprochen habe, wurde um 475 oder 480 geboren. Er entstammte einer der angesehensten Senatorenfamilien, den Aniciern, so daß es ihm kaum möglich gewesen wäre, sich aus der Politik fernzuhalten. Boethius stand deshalb quasi mit einem Bein in der römischen Tradition des Senates und mit dem anderem im

Dienste des gotischen Königs. Das ging eine Weile gut, immerhin von 507 bis 523. Dann aber geriet er bei dem alternden Theoderich in Verdacht, wobei er den Argwohn des Königs durch eigene Starrköpfigkeit steigerte, und wurde, mutmaßlich unschuldig, gefangengesetzt und 524 hingerichtet. Im Gefängnis verfaßte er das Buch über den Trost der Philosophie (*De consolatione philosophiae*), ein im Mittelalter viel gelesenes Buch, das eine eigentümliche Mischung von Prosa und Versen enthält. Es hat die Form eines Dialoges zwischen ihm und der Philosophie, die in eigener Person im Kerker besucht – hier sehe Sie die Visite –



und sich dadurch auszeichnet, daß seine christlichen Inhalte ganz in der Sprache der antiken Philosophie formuliert sind.

Für uns wichtiger ist aber sein Plan, die gesamten philosophischen Werke des Platon und des Aristoteles ins Lateinische zu übersetzen und zu kommentieren. Dieser Plan blieb unvollendet, da Boethius' Lebenslauf, wie gesagt, vorzeitig abbrach; aber auf dem, was er bearbeiten konnte, der sog. *ars vetus* oder *logica vetus* beruhte bis ins 12. Jahrhundert die gesamte Aristoteles-Kenntnis des Mittelalters. Aber auch das interessiert uns hier nicht, sondern die Tatsache, daß ein solcher Plan überhaupt gefaßt werden konnte: noch hundert Jahre zuvor war es selbstverständlich, daß die Schüler in Italien Griechisch lernten und dann ihren Platon in der Originalsprache lasen; jetzt muß der griechische Text übersetzt werden. Damit zeigt sich schon das Auseinanderdriften der griechischen und lateinischen Welt, das für das Mittelalter so charakteristisch ist.

Des Boethius Nachfolger in der Verwaltung Theoderichs wurde Flavius Magnus Aurelius **Cassiodorus**. Er war etwas jünger als sein Vorgänger, stammte aber nicht aus Rom, sondern aus Squillace in Kalabrien. Vom 523 bis 537, also auch noch unter Theoderichs Nachfolgerin, war eine Art Ministerpräsident und verfaßte die staatlichen Urkunden und Schreiben, und zwar in einem rhetorisch sehr anspruchsvollen Stil. Ein Jahr nach dem Ende seiner amtlichen Tätigkeit gab er eine Sammlung seiner gelungensten politischen Texte heraus, die zwölf Bücher umfassenden *Variae* – heute würde man wohl sagen: "The best of Cassiodorus." Die *Variae* wurden auch im Mittelalter noch häufig gelesen, d.h. als Stilvorbild genommen. Auch als Autor einer Geschichte der Goten und einer Weltgeschichte trat er hervor, die aber nicht direkt überliefert sind, sondern nur in den Auszügen, die spätere Autoren davon benutzt haben.

Cassiodor, der politisch wendiger war als Boethius und deshalb auch fast doppelt so alt wurde, zog sich nach dem Ende seiner aktiven Laufbahn in ein von ihm gegründetes Kloster in Kalabrien zurück, das nach den in der Nähe befindlichen Fischteichen *Vivarium* hieß. Hier führte er ein System ein, das für die mittelalterliche Kulturgeschichte schlechthin entscheidend wurde: er deutete nämlich das benediktinische Gebot des *labora* als die Verpflichtung zu kultureller Tätigkeit, genauerhin zum Abschreiben und Übersetzen von Büchern. Dafür hat er für seine Mönche eigens eine Studienanleitung

verfaßt, die *Institutiones divinarum et saecularium litterarum*. Sie enthalten auch eine Literaturliste, und damit wird deutlich, wie die Texte der heidnischen antiken Schriftsteller überhaupt bis ins Mittelalter überleben konnten: sie dienten als Schullektüre für den Lateinunterricht, wie wir bereits gehört haben.

Boethius und Cassiodor schrieben um die Wende vom 5. auf das 6. Jahrhundert noch ein Latein, das vollständig der klassischen Norm entsprach. Ein Jahrhundert später war dies bereits ganz anders. Auch jetzt, also um das Jahr 600, genügt es, zwei Namen zu nennen: Gregor von Tours und Papst Gregor den Großen. Beide wollten sehr wohl klassisch schreiben, erfüllten die Norm aber nicht mehr und waren sich dessen auch durchaus bewußt. **Gregor von Tours** lebte von 538 oder 539 bis 594. Er entstammte einer gallorömischen Adelsfamilie und wurde 573 Bischof der Stadt, nach der er benannt ist. Eine geistliche Karriere war in seiner Familie Tradition; aus seiner Verwandtschaft sind mindestens sieben weitere Bischöfe bekannt. Sein Oeuvre umfaßt neben einigen frommen Werken (darunter selbstverständlich einer Lebensbeschreibung des Hl. Martin von Tours) vor allem seine 10 Bücher Fränkischer Geschichte, unsere wichtigste und oft einzige Quelle für die Zeit der Merowinger.

Über seinen lateinischen Stil sagt er selbst, wobei er die fiktiven Vorwürfe seiner Gegner wiedergibt: "Du hast keine ausreichende Kenntnis in der Literatur und kannst die Nomina nicht unterscheiden: oft setzt du für das Maskulinum das Femininum, für das Femininum das Neutrum und für das Neutrum das Maskulinum. Auch die Präpositionen, deren Gebrauch die Autorität der bedeutenden Autoren festgelegt hat, setzt du meistens nicht an ihrem richtigen Ort: denn statt der Ablative verwendest du Akkusative, und wiederum statt der Akkusative Ablative. Meinst du nicht: es sieht aus, wie wenn ein fetter Ochse Gymnastik treibt? Oder kann etwa ein Rabe seine Schwärze durch die Federn weißer Tauben zudecken, oder läßt sich die Dunkelheit des Peches durch die Zugabe von Milch in der Farbe verändern? Ebenso, wie das unmöglich geschehen kann, ebenso wenig kannst du unter die Schriftsteller gezählt werden." In seiner Antwort leugnet Gregor diese Mängel keineswegs, verweist dann aber auf den wertvollen Inhalt seiner Schriften. Natürlich ist das Ganze auch ein rhetorisches Spiel, und man darf das Eingeständnis der Fehler nicht etwa als Zeichen von Demut mißverstehen; von dieser Tugend war der durchaus rechthaberische Bischof weit entfernt. In der Sache hat er allerdings recht, und es ist nicht möglich, seine Texte ungereinigt etwa in einem Lektürekurs zur Vorbereitung auf die Lateinklausur vorzulegen.

Etwas anders und weniger einsichtig ist die Reaktion **Papst Gregors des Großen**. Er lebte von ca. 540 bis zum 12. März 604, entstammte einem der vornehmsten römischen Senatorensgeschlechter und macht zunächst eine weltliche politische Karriere, die er dann aufgab, um sich in ein selbstgegründetes Kloster zurückzuziehen. Es folgte aber, wie im Mittelalter fast immer in solchen Lebensläufen, die geistliche Karriere: der Papst sandte ihn als Apokrisiar – man würde heute sagen: Nuntius – an den Kaiserhof in Byzanz, bis er am 3. September 590 selbst zum Papst gewählt wurde. Der einzige Bericht

über diese Wahl stammt übrigens von Gregor von Tours, dessen Diakon zufällig in Rom war. Wir wissen viel über den Papst, weil sein Urkundenregister in Abschrift erhalten ist. Die mittelalterlichen Leser interessierten aber seine Bibelinterpretationen und seine Wunderberichte über die Heiligen viel stärker; daher stammen z.B. fast alle unsere Kenntnisse über den Hl. Benedikt.

Über seinen lateinischen Stil schreibt Gregor, der, beiläufig bemerkt, trotz einem siebenjährigen Aufenthalt in Byzanz kein Griechisch konnte, in einem Brief an Bischof Leander von Sevilla, den Bruder des berühmten Isidor von Sevilla, am Schluß folgendes: "Ich bitte dich aber, daß du beim Durchlesen dieses Werkes nicht nach besonders eleganten Formulierungen suchst, weil beim Sprechen über heilige Dinge die Autoren die Flatterhaftigkeit unfruchtbarer gesuchter Wendungen eifrigst vermeiden sollen, denn es ist nicht erlaubt, im Tempel Gottes einen Wald anzupflanzen. Deshalb habe ich es auch abgelehnt, jener Redekunst, welche die Meisterschaft der äußerlichen Bildung erfordert, zu dienen. Denn wie auch der Wortlaut dieses Briefes zeigt, fliehe ich nicht den anstößigen Stabreim, vermeide ich nicht die Verwirrung des Barbarismus', verachte ich es, den Modus eines Verbs und den Kasus der Präpositionen einzuhalten. Denn ich sehe es ganz einfach für unwürdig an, die Worte der himmlischen Offenbarung unter die Regeln des Donat zu zwingen." – *Quia indignum vehementer existimo, ut verba caelestis oraculi restringam sub regulis Donati.* Von Donat stammt, wie wir bereits hörten, die antike und mittelalterliche Elementargrammatik des Lateinischen. Gregors letzter Satz wurde übrigens Anlaß für die falsche Legende, er habe in Rom sämtliche Bibliotheken mit Texten antiker Schriftsteller verbrennen lassen.

Beide Autoren beklagen übereinstimmend ihre Unsicherheit bei der Verwendung der Kasus', und ihre Werke beweisen, daß diese Klage berechtigt ist. Hinter diesem Phänomen verbirgt sich aber nichts anderes als der Übergang vom Latein zu den romanischen Sprachen, der mit einem Verfall der Endungen vor allem beim Nomen verbunden ist. Zunächst verschwindet das auslautende -m, und da o und u sowie e und i in gewisser Weise austauschbar werden, fallen Dativ, Akkusativ und Ablativ in eins zusammen. Die beiden Gregorii und noch mehr ihre Nachfolger im 7. und 8. Jahrhundert bedienen sich also einer historischen Orthographie, die mit ihrer tatsächlichen Aussprache nicht mehr übereinstimmt: sie wissen zwar noch, daß die verschiedenen Endungen einmal etwas bedeutet haben, können sie aber nicht mehr auseinanderhalten. Wenn sie ihre Texte niederschreiben, müssen sie sich aber für eine Form entscheiden, und so setzen sie willkürlich bald diese, bald jene, wobei es dann – nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit – auch zu einer gewissen Trefferquote richtiger Formen kommt. Beiläufig sei erwähnt, daß die angesprochenen Vokalveränderungen nicht regellos erfolgen, sondern davon abhängen, ob der Vokal lang oder kurz war und ob er in betonter oder unbetonter Silbe stand; aber da dies keine philologische Vorlesung ist, sondern eine historische, will ich das im Détail nicht näher ausführen, zumal ja auch schon im Kapitel über

das Altlatein davon die Rede war. Aus der Sicht des klassischen Lateins liegt allerdings eine völlige Sprachverwilderung vor.

Als Höhepunkt dieses kulturellen Tiefstandes gilt die sog. Fredegar-Chronik, eine kompilierte Weltchronik, die bis ins 7. Jahrhundert und mit einigen Fortsetzungen bis ins 8. Jahrhundert reicht. Ich gebe Ihnen einige Proben, wobei ich dem Originalwortlaut eine korrekte Fassung unterlegt habe.

Theudericus, cum papa Romensis apostolicum virum Iohannem sine culpa <i>papam Romanum</i>
sine culpa morte damnasset et Symmacum patricium nullis cuasis extantibus <i>damnasset</i>
itemque trucitare fecisset, ira percussus divina a germano suo Gairirico <i>trucidare</i>
interficetur. Fertur in dialiquos sancti Gregorii a quaedam sacerdoti <i>interficitur dialogis quodam</i>
visibiliter: ab ipso pontéfici et patritio Theudericus vinctus trágetur Sicilia <i>visisse pontifice traditur Siciliae</i>
in olloam ignis. Iustinianus, priusquam temporibus imperatore Iustini <i>imperatoris</i>
regnum adsumerit cum esset comex cartarum et Belessarius comex <i>adsumpserit comes Belisarius comes</i>
aestabularius, erantque ab invicem nimia delictione amplexi. Eodem <i>stabularius ab invice dilectione</i>
tempore Iustinus imperator amens effectus est. Sopia, eiusdem agusta, cum <i>Sophia augusta</i>
Tiberio caesare regebat imperio. Tiberius largissimus in aelymosinis fuit. <i>imperium elemonisis</i>
Sed cum a Sopia argueretur, ut thinsaurum non vastarit , in medio papatiae <i>Sophia thesaurum vastaret palatio</i>
crucem in lapidem reperta iobet Tiberius ipsum lapidem levare. <i>cruce lapide iubet</i>

Buch II Kapitel 59: *Theudericus, cum papa Romensis* (papam Romanum) *apostolicum virum Iohannem sine culpa morte damnasset* (damnasset) *et Symmacum patricium nullis causis extantibus itemque trucitare* (trucidare) *fecisset, ira percussus divina a germano suo Gaisirico interficetur* (interficitur). – "Als Theoderich den römischen Papst, den apostolischen Herrn Johannes, ohne Schuld zum Tode verurteilt hatte und den Patrizier Symmachus, ohne daß es dafür Gründe gab, ebenfalls hatte töten lassen, schlug ihn der Zorn Gottes und er wird von seinem Bruder Geiserich ermordet." *Fertur in diali-*

quos (dialogis) sancti Gregorii a quaedam (quodam) sacerdoti visibiliter (visisse): ab ipso pontifici (pontifice) et patricio Theodericus vinc-tus trágetur (traditur) Sicilia (Siciliae) in olloam ignis. – "Es wird in den Dialogen des heiligen Gregor von einem Priester eine Vision be-richtet: von demselben Bischof und dem Patrizier wird Theoderich gebunden in Sizilien in den Höllenpfuhl geworfen." – Oder Kapitel 63: Iustinianus, priusquam temporibus imperatore (imperatoris) Iustini regnum adsumerit (adsumpserit) cum esset comex (comes) cartarum et Bellessarius (Belisarius) comex aestabolarius (Comes stabulari-us), erantque ab invicem (ab invice, oder: ad invicem) nimia delictio-ne (dilectione) amplexi. – "Bevor Justinian zur Zeit des Kaisers Justi-nus die Herrschaft übernahm, als er noch Comes Chartarum und Bel-lisar Comes Sacri Stabuli war, waren sie einander in innigster Freundschaft zugetan." Oder im 3. Buch Kapitel 79: Eodem tempore Iustinus imperator amens effectus est. Sopia (Sophia), eiusdem agu-sta (augusta), cum Tiberio caesare regebat imperio (imperium). Tibe-rius largissimus in aelymosinis (elemosinis) fuit. – "Zu dieser Zeit wurde der Kaiser Justinus geisteskrank. Sophia, seine Kaiserin, re-gierte mit dem Cäsar Tiberius das Reich. Tiberius war sehr großzü-gig mit Almosen." Sed cum a Sopia (Sophia) argueretur, ut thinsau-rum (thesaurum) non vastarit (vastaret), in medio palatiae (palatio) crucem (cruce) in lapidem (lapide) reperta iobet (iubet) Tiberius ipsum lapidem levare. – "Aber als er von Sophia getadelt wurde, er solle den Staatsschatz nicht zugrunderichten, wird mitten im Palast ein Kreuz auf einem Stein gefunden, und Tiberius befiehlt, diesen Stein zu heben."

Gemessen am antiken Latein ist das natürlich schrecklich, aber wenn man näher hinsieht, erkennt man doch, daß die Kasus-
endungen nicht etwa falsch angewandt werden, sondern daß sie über-
haupt nicht angewandt werden. Der Schreiber hat also Schwierigkei-
ten mit der historischen Orthographie, und nicht mit der Grammatik.
Genaugenommen handelt es sich gar nicht mehr um wirkliches La-
tein, sondern um etwas, was bereits auf dem Übergang zur Volks-
sprache ziemlich weit fortgeschritten ist.

Beiläufig bemerkt, hatte dieser Zustand auch Vorteile, von de-
nen ausgerechnet die Altphilologen profitiert. Wenn ein Schreiber
dieser Zeit nämlich einen klassischen Text abschreibt, dann kopiert
er ihn mit größter Genauigkeit Buchstabe für Buchstabe, wahrschein-
lich ohne ihn wirklich zu verstehen. Das heißt aber auch, daß er we-
der den Willen noch die Möglichkeit hat, echte oder vermeintliche
Fehler seiner Vorlage zu korrigieren, was später dann durchaus üb-
lich wird.

Ich gebe Ihnen noch ein zweites Beispiel, aus dem 9. Jahr-
hundert, aber bezeichnenderweise aus Benevent, also aus einer Ge-
gend, die nicht zum Reich Karls des Großen gehörte. Dort wurde im
Mai 872 sein Urenkel, Kaiser Ludwig II. von seinen eigenen Lehns-
leuten gefangengenommen und nur gegen Urfehde, also gegen das
eidliche Versprechen, sich nicht zu rächen, wieder freigelassen. Über
dieses Ereignis, das europaweites Aufsehen erregte, gibt es eine Art
Bänkelsang, der wie folgt beginnt:

*Audite, omnes fines terre, / errore cum tristitia,
 Quale scelus fuit factum / Benevento civitas:
 Lhuduicum compreenderunt / sancto pio Augusto.*

"Hört, alle Enden der Erde mit Wut und Trauer, welches Verbrechen in der Stadt Benevent geschehen ist! Den heiligen frommen Kaiser Ludwig haben sie gefangen genommen." Auch hier gilt: wenn Sie die Endungen gar nicht beachten, ist der Text verständlich; andernfalls ist etwa der Nominativ *civitas* statt korrekt *civitate* in der Ortsangabe oder der Ablativ statt des korrekten Akkusativ am Schluß schwer erklärbar.

Nun müssen wir uns aber doch einmal ernsthaft fragen: wie kommt es zu diesen Veränderungen – wenn wir werten wollen: diesem Verfall des Lateins im 6. und 7. Jahrhundert? An den Barbaren, die in das römische Reich eingedrungen sind, kann es nicht liegen, denn zumindest die ersten beiden Autoren, Gregor von Tours und Gregor der Große, sind gebildete Römer, Gregor der Große sogar aus allerfeinster römischer Senatsaristokratie. Es liegt ganz einfach daran, daß sich das Latein weiterentwickelt hatte. Die Sprache des 6. und 7. Jahrhunderts war eben nicht mehr das Latein des ersten vor- und des ersten nachchristlichen Jahrhunderts, das die Grammatiklehrer unverdrossen ihren Schülern einpaukten. Grundsätzlich müssen wir bedenken, daß Donat und Kollegen die schriftliche Sprachnorm schildern, die von der gesprochenen Sprache zu allen Zeiten abwich. Deshalb ist es beiläufig gesagt lächerlich, wenn heutzutage manche Lateinlehrer ihre Schüler sich in dieser Schriftsprache unterhalten lassen; doch dazu mehr im 23. Kapitel. Die gesprochene Sprache war die Sprache der illiteraten Bevölkerung; man bezeichnet sie deshalb auch als das **Vulgärlatein**. Das ist nicht grundsätzlich wertend, denn *vulgus* heißt ganz einfach das Volk, und im Italienischen spricht man vom *volgare*, der italienischen Umgangssprache im Vergleich zum Latein. aber irgendwie schwingt doch der Vers des Horaz im Hinterkopf mit:

Odi profanum vulgus et arceo

"Ich hasse das gemeine Volk und halte es fern von mir."

Das Vulgärlatein hat logischerweise nun selten schriftlichen Niederschlag gefunden. Einige Schriftsteller, so etwa Petronius oder Apulejus in seinem Kitschroman "Der goldene Esel", lassen bestimmte Personen dieses Latein sprechen. Dann gibt es Berichte darüber, wie pikfeine Hauptstädter den von auswärts kommenden Politikern Lateinfehler vorwerfen; Sie erinnern sich aus dem 2. Kapitel an die Anekdote über Kaiser Vespanian und Mestrius Florus bzw. Flaurus. Wie das gesprochene Latein des 1. Jahrhunderts nach Christi Geburt geklungen haben mag, zeigen uns etwa auch Wandinschriften in Pompeji, die zudem noch den Vorteil einer eindeutigen Datierbarkeit haben, da sie ja vor dem Vesuvausbruch entstanden sein müssen. Hier ein Beispiel:

*Quisquis ama, valia! Peria, qui nosci amare!
Bis tanti peria, quisquis amare vota!*

Um daraus klassisches Latein zu machen, müssen wir zunächst bei *ama, valia, peria, nosci* und *vota* ein auslautendes *-t* nachtragen. Dann steht bei *valia* und *peria* in der unbetonten Mittelsilbe das *i* für ein *e*; dieses Schwanken zwischen *e* und *i* in Mittelsilben ist eine Erscheinung, die wir schon für das Altlatein kennengelernt haben und bis ins Mittelalter und über alle Renaissancen hinweg weiterlebt, etwa *intellegere/intelligere*. Schließlich müssen wir in *nosci* und *vota* das *o* durch ein *e* ersetzen; das mag neapolitanischer Dialekt sein. Das Verspaar lautet also klassisch:

*Quisquis amat, valeat! Pereat, qui nescit amare!
Bis tanti pereat, quisquis amare vetat!*

"Wer liebt, soll leben! Verderben soll, wer nicht zu lieben versteht!
Zweimal soll untergehn, wer zu lieben verbietet!"

Wie man sieht, wies die gesprochene Sprache schon damals viele der Merkmale auf, die die romanischen Volkssprachen vom Latein trennen. Außer dem *-t* ist auch das *-s* abgefallen, wenigstens in Italien. Noch älter ist der Verlust des *-m*, das ja schon in der klassischen Verslehre die Elision des Vokals nicht verhindert.

Außer durch solche gelegentlichen Wandinschriften besitzen wir noch aus drei anderen Quellen Kenntnisse über das gesprochene Vulgärlatein. Zum einen haben die Grammatiker Listen von Volgarismen erstellt, die ein vornehmer Mensch unbedingt vermeiden muß. Zum zweiten sind die romanischen Sprachen aus dem Vulgärlatein entstanden, und nicht aus der klassischen Sprachnorm; beim Rückverfolgen etlicher romanischer Wörter kommt man auf Ausgangsformen, die nicht bei Cicero stehen. Und zum dritten sind die allerältesten Bibelübersetzungen, die *Vetus Latina*, in einer Art gemäßigtem Vulgärlatein verfaßt. Hier ein Beispiel, das den Sprachunterschied zur späteren Normalbibel in der Übersetzung des Hieronymus demonstriert:

Das Vulgärlatein hat nachhaltigen Einfluß auf das Mittellatein ausgeübt: auf dem Gebiet des Wortschatzes. Dieser Einfluß erfolgt einmal über die Sprache der Bibel, und dann ganz allgemein über die Rückwirkungen, die das Vulgärlatein auf das Spätlatein hatte. Für den Einfluß der Bibelsprache will ich an dieser Stelle nur ein Beispiel geben; ich komme auf die Bibel im Verlauf dieser Vorlesung noch mehrfach zurück. In der lateinischen Umgangssprache gab es für "essen" den Ausdruck *manducare*, statt des hochsprachlichen *edere* oder *comedere*. Dieses *manducare* bedeutet eigentlich "kauen"; die Sprachebene, der es entstammt, läßt sich am ehesten mit dem Ausdruck "mampfen" andeuten. *Manducare* im Sinne von "essen" haben aber die ältesten Übersetzungen des neuen Testaments an einer ganz zentralen Stelle verwendet, nämlich: *accepit panem, fregit et dedit discipulis suis dicens: "Accipite et manducate ex hoc omnes!"* – "Er nahm das Brot, brach es und gab es seinen Jüngern mit den Worten: 'Nehmt und eßt alle davon!'" Selbst die progressivste Bibel-

übersetzung unserer Zeit hat hier nichts Vergleichbares aufzuweisen wie die Vetus Latina, und es wird berichtet, daß diese Stelle den massiven Spott der heidnischen Zeitgenossen hervorgerufen hat. Die Formel war aber so fest eingefahren, daß Hieronymus sie bei seiner Bibelübersetzung stehen lassen mußte; und auf die Dauer ist *manducare* so ein ganz ehrbares Mitglied der lateinischen Wortfamilie geworden, das im italienischen *mangiare* und im französischen *manger* weiterlebt.

Auch bestimmte Veränderungen im Wortschatz des Spätlateins führt man auf vulgärlateinischen Einfluß zurück. Hierher gehört vor allem die Neigung zur Verstärkung des Ausdrucks: an die Stelle der *verba simplicia* treten *composita*, und diese können noch einmal durch Präpositionen weiter komponiert werden. Z.B. *edere* (essen) wird *comedere*, oder *linquere* (zurücklassen) wird zu *relinquere* und schließlich *derelinquere*. Aus *initiare* (anfangen), das seinerseits schon aus *in* und *ire* zusammengesetzt ist, wird zunächst *cominitiare* (daraus französisch *commencer*) und dann *incominitiare*; dies ergibt italienisch *incominciare*. Vor allem Wörter mit einer phonetisch schwachen Konstitution sind betroffen, wie eben *edere*, das so leicht mit *esse* verwechselt werden kann. Gerne setzt man auch das vom Supinum-Stamm abgeleitete *verbum intensivum*, also nicht mehr *salire*, sondern *saltare*. Oder in Kombination beider Entwicklungen: aus *iuvare* (helfen) wird *adiuvare* und schließlich *adiutare*. Vergleichbares gibt es auch im Bereich der Adverbien, z.B. Formen wie *abante* statt *ante*, oder noch stärker *deabante*; *abante* wird dann zu italienisch *avanti* und französisch *avant*, *deabante* zu *davanti* und *devant*. Bekannt ist auch französisch *dont* aus spätlateinisch *deunde*. Im Mittellatein werden unter dem Einfluß der antik-lateinischen Schullektüre solche Formen wieder abgebaut, aber die doppelt komponierten Verben sind beispielsweise noch für die karolingische Urkundensprache charakteristisch.

Der Einfluß der spätantiken Rechtssprache auf das Mittellatein ist auch nicht zu unterschätzen. Diese Sprache weist aber nicht mehr die bis zur Unverständlichkeit knappe Diktion der Republik und der frühen Kaiserzeit auf, sondern ist ein ausgesprochener Hofstil geworden, der mit superlativischen Epitheta für den Kaiser und seine Regierung nicht spart; diese Ausdrucksweise wird in den mittelalterlichen Kaiser- und Papsturkunden weitergeführt und dringt auf dem Wege der Nachahmung bis in die Privaturkunden ein.

Nach der Betrachtung von Vulgär- und Spätlatein soll der letzte Abschnitt dieses Kapitels über die Voraussetzungen des Mittellateins dem Verhältnis zum Griechischen gewidmet sein. Hier sind zwei Aspekte zu unterscheiden: einmal die Erbschaft der Antike aus der Zeit der griechisch-lateinischen Doppelkultur, und zweitens nach dem Ende dieser Kultur die Bemühungen der mittelalterlichen Autoren um die Sprache, die ihnen nicht mehr geläufig ist.

Die frühchristliche Gemeinde in Rom sprach griechisch. Erst später kamen auch lateinisch sprechende Mitglieder hinzu, die freilich schnell in die Mehrzahl gerieten, aber die Liturgiesprache blieb noch eine ganze Weile allein das Griechische. Auch später enthielt die lateinische Liturgie eine ganze Reihe griechischer Bestandteile;

diese sog. *missa graeca* findet sich in vielen liturgischen Handschriften. Beliebte waren Prozessionen, bei denen dieselben Texte im Wechsel in griechischer und lateinischer Sprache gesungen wurden. Der eindrucksvollste griechische Bestandteil findet sich in der Karfreitagsliturgie. Dort heißt es (bzw. hieß es bis zur Liturgiereform):

αγιος ο θεος, αγιος ισχυρος, αγιος αθανατος, ελεησον ημας
(hagios ho theos, hagios ischyros, hagios athanatos, eleeson
hemas.)

"Heiliger Gott, heiliger starker (Gott), heiliger unsterblicher (Gott), erbarme dich unser!" Ein Text von großartiger Symbolik, wenn man bedenkt, daß kurz zuvor im Evangelium vom Tode Christi berichtet worden ist. Einzelne griechische Elemente haben bis heute überdauert: in der Papstmesse werden Epistel und Evangelium griechisch und lateinisch vorgetragen, und ein griechisches Gebet kommt in jeder lateinischen Messe vor: das Kyrie eleison.

Der griechische Einfluß auf die römische Gemeinde schwankte je nach der politischen Lage. Im frühen 8. Jahrhundert gab es sogar eine ganze Reihe griechischer Päpste, so Agatho (678-681), Konon (686-687) und zuletzt Zacharias (741-752). Der berühmte Zacharias, der Pippin auf den Thron geholfen hat, war also ein Grieche. Auch zur Karolingerzeit war das griechische Element in Rom stark vertreten: im 9. Jahrhundert gab es dort neun griechische Klöster. All dies hat im christlichen Latein starke Spuren hinterlassen, etwa in Gestalt von Fachausdrücken wie *episcopus* (Bischof), *presbiter* (Priester), *diaconus*, *chrisma*, *baptizare* (taufen) usw. Auch das Wort für Kirche selbst (*ecclesia*) ist griechisch; es bedeutet ursprünglich die Volksversammlung.

Die erwähnten liturgischen Texte und überhaupt die *missa graeca* werden in der mittelalterlichen Handschrift gewöhnlich in lateinischen Buchstaben eingetragen, d.h. sie sind für ein Publikum gedacht, daß nicht unbedingt mehr in der Lage war, griechische Buchstaben zu lesen. Dies leitet uns schon zu unserer zweiten Frage über. Zuvor aber noch der Hinweis, daß die Transkription nach der zeitgenössischen Aussprache des Griechischen vorgenommen ist: vor allem ist der sog. Itazismus zu beobachten, also die Aussprache des Eta als i, z.B. in *eleison* (griechisch: ελεησον). Als i wird auch das Ypsilon ausgesprochen; dies führt auch dazu, daß in **mittellateinischen** Texten das y generell als i ausgesprochen wird und die beiden Buchstaben austauschbar werden; das Ypsilon ist eben das "griechische I", wie es heute noch im Französischen heißt. Der Diphthong αι erscheint als e, also *ke* für και. Das β wird wie w ausgesprochen und kann in der Transkription die Form v annehmen; z. B. erscheint der Feldherr Kaiser Justinians, Βελισσαριος, in den lateinischen Quellen als *Velisarius*.

Von diesen griechischen Einflüssen aus der Zeit der Spätantike oder aus Byzanz müssen nun die spezifisch mittelalterlichen Bemühungen um das Griechische als Fremdsprache unterschieden werden. Die lebendige Verbindung zum Griechischen ist im Frankenreich und auf den britischen Inseln schnell abgerissen, sofern es je

eine solche Verbindung gab; in Deutschland bestand von vornherein keine Beziehung. Eine vieldiskutierte These, die heute aber eher abgelehnt wird, postuliert ein Überleben griechischer Studien bei den Iren. Griechisch aus Büchern zu lernen, war im Mittelalter sehr schwierig; wenn man eines lebenden Griechen habhaft wurde, konnte man von diesem in der Regel nur die zeitgenössische Umgangssprache erlernen, und nicht die Literatursprache, auf die man den eigentlichen Wert legte. Als Grammatik besaß man nur eine Latein-grammatik für Griechen; für den umgekehrten Weg ein denkbar ungeeignetes Instrument. Hier besserten sich die Verhältnisse erst zur Zeit der Scholastik und dann entscheidend in der Renaissance.

Wichtigstes Instrument, um Griechisch zu lernen, waren im Mittelalter zweisprachige Bibeln, vor allem jene Bibelbücher, die man am besten kannte, d.h. den Psalter, die Evangelien und die Paulusbriefe. Für diese Texte gibt es zahlreiche zweisprachige Handschriften. Die Anordnung erfolgte zunächst in zwei Spalten, so daß sich die einzelnen Verse gegenüberstanden, später auch interlinear, so daß die zusammengehörigen Wörter jeweils übereinander standen. Der griechische Text wird dabei teils in griechischen Buchstaben geschrieben, teils in lateinischer Schrift wiedergegeben; es kommt auch beides zugleich vor, so daß sich dann drei Spalten bzw. Zeilen ergeben: Griechisch in griechischen Buchstaben, Griechisch in lateinischen Buchstaben, Lateinisch. Weitere Quellen sind die Erläuterungen griechischer Namen aus der Bibel, die etwa Hieronymus zusammengestellt hat, oder die Ableitungen in Isidors Etymologien.

Aus diesen Quellen hat man dann griechisch-lateinische Wortlisten zusammengestellt, die im späten Mittelalter Eingang in die großen lateinischen Lexika fanden, über die ich im 19. Kapitel berichten werde. Es versteht sich von selbst, daß sich dieses mittellateinische Griechisch immer mehr vom wirklichen Griechisch entfernte und zur Übersetzung eines unbekanntes Textes nur bedingt geeignet war. Zu übersetzen war aber auch gar nicht der Hauptzweck dieser Studien; vielmehr dienten sie dazu, lateinische Texte mit gelehrten und exotisch wirkenden griechischen Vokabeln aufzuputzen, worüber sich später die Humanisten – und diesmal zu Recht – mokiert haben. Dem gelehrten Anstrich diente es auch, lateinische Wörter in griechischen Buchstaben zu schreiben.

Besonders interessant erschienen dem Mittelalter die griechischen Zahlen. Im Griechischen ist jedem Buchstaben des Alphabets ein Zahlwert zugeordnet, und zwar den ersten zehn Buchstaben die Einer:

$$\alpha = 1$$

$$\beta = 2$$

$$\gamma = 3$$

$$\delta = 4$$

$$\varepsilon = 5$$

Dann folgt ein Buchstabe, der aussieht wie das heutige Schluß-s, der in den mittelalterlichen griechischen Handschriften aber *st* bedeutet,

das sog. Stigma. Eigentlich ist das dasjenige Zeichen, von dem das lateinische F abstammt:

$$\begin{aligned}\zeta &= 6 \\ \xi &= 7 \\ \eta &= 8 \\ \theta &= 9 \\ \iota &= 10\end{aligned}$$

Es schließen sich die Zehner an:

$$\begin{aligned}\kappa &= 20 \\ \lambda &= 30 \\ \mu &= 40 \\ \nu &= 50 \\ \xi &= 60 \\ \omicron &= 70 \\ \pi &= 80\end{aligned}$$

Jetzt folgt noch einmal ein eingeschobenes Zeichen:

$$q = 90$$

Dieses sog. Koppa, dem in der lateinischen Schrift das q entspricht, hat im Griechischen keinen Lautwert. Dann kommen die Hunderter:

$$\begin{aligned}\rho &= 100 \\ \sigma &= 200 \\ \tau &= 300 \\ \upsilon &= 400 \\ \phi &= 500 \\ \chi &= 600 \\ \psi &= 700 \\ \omega &= 800\end{aligned}$$

Den Abschluß bildet noch einmal ein Sonderzeichen, das Sampi:

$$\varpi = 900$$

Diese Doppelbedeutung der griechischen Buchstaben erlaubt es nun, jedem Wort, vor allem jedem Eigennamen, eine Zahl zuzuweisen. Adam errechnet sich beispielsweise als $1+4+1+40 = 46$. Wo kommt die Zahl 46 in der Bibel vor? An jener Stelle, wo die Juden Christus vorhalten: "46 Jahre wurde an diesem Tempel gebaut, und du willst ihn einreißen und in drei Tagen wieder aufbauen." Die Beziehung ist kein Zufall, denn Christus ist ja der neue Adam, der genau an der Stelle gekreuzigt wurde, wo Adam begraben lag. Weitaus schwieriger ist der umgekehrte Weg: aus einer Zahl den zugrundeliegenden Namen abzuleiten, beispielsweise aus jener Zahl 666, die in der Apokalypse genannt ist. Noch in Tolstois Krieg und Frieden spekuliert Graf Besuchow darüber, ob damit Napoleon gemeint sei. Wenn Sie sich für diese Fragen näher interessieren, empfehle ich Ihnen meine Vorlesung "Zeit und Endzeit in der Geschichte".

9. KAPITEL: EIN WALD VON RENAISSANCEN: KULTURGESCHICHTE UND LATEIN VOM 8. BIS 15. JAHRHUNDERT

ZU DEN BEGEHRTESTEN RELIQUIEN im Mittelalter gehörte ein Stück vom Holz des Kreuzes Christi. Schon den damaligen Gelehrten fiel auf, daß die Zahl dieser Reliquien viel größer war, als sie sein konnte, und daß alle diese Stücke zusammengesetzt nicht ein Kreuz, sondern einen ganzen Wald von Kreuzen ergäben. Ebenso inflationär wird in der Kulturgeschichte der Begriff "Renaissance" gebraucht. Er bezeichnet ursprünglich nur die Geistesbewegung in Italien im 15. Jahrhundert, die durch die Wiederbelebung antiker Sprach- und Kunstformen ein neues goldenes Zeitalter heraufführen und so das zwischen der Antike und der eigenen Gegenwart liegende "finstere" Mittelalter überwinden wollte. Im Laufe der Zeit haben die Gelehrten schon im Mittelalter ähnliche – oder sagen wir besser: vermeintlich ähnliche – Bewegungen entdeckt, bis schließlich alle Bemühungen um ein korrektes Latein oder auch nur eine Bevorzugung des Lateins gegenüber der Volkssprache als "Renaissance" bezeichnet wurden. So entwickelte sich die eine Renaissance im 15. Jahrhundert zu einem ganzen Wald von Renaissancen während des gesamten Mittelalters.

Die erste dieser Renaissancen vor der Renaissance ist die "karolingische Renaissance" in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts. Wie bei allen Maßnahmen Karls des Großen handelt es sich dabei nicht um die originären Ideen des Kaisers, sondern sie beginnen bereits unter seinem Vater Pippin, werden dann allerdings vom Sohn in größerem Rahmen und mit größerem Nachdruck fortgeführt. Die Fragen der bildenden Kunst, der Architektur, des Kaisertums, der Schrift – Stichwort: karolingische Minuskel – sind hier nicht unser Thema. Bei der Sprache geht es zunächst ganz einfach darum, daß das Latein ganz bewußt wieder nach den Regeln der antiken Grammatik verwendet wird, die in den vorangegangenen Jahrhunderten außer Übung gekommen waren.

Für diese intellektuelle Anstrengung bedurfte es zweier Voraussetzungen. Erstens einer politischen Situation, die eine intensive Beschäftigung mit Kultur zuließ. Diese Bedingung war seit dem Dynastiewechsel und der Unterwerfung Aquitaniens durch Pippin im Frankenreich gegeben: die Kriege gegen die Sachsen, Awaren, Langobarden und Spanier fanden außerhalb der Reichsgrenzen statt, und die Bedrohung durch die Wikinger hatte noch nicht begonnen.

Das allein reicht aber noch nicht aus, denn dann hätte es im 7. Jahrhundert eine ähnliche Erscheinung geben müssen: unter den Königen Chlotachar II. und vor allem Dagobert I. war die Situation ebenso stabil, und die Merowingerkönige waren hochgebildete und kulturell ganz romanisierte Männer. Es kommt also noch ein zweites hinzu: erst im 8. Jahrhundert haben sich die wirklich gesprochene Sprache und das geschriebene Latein soweit voneinander entfernt, daß es möglich war, das Latein wie eine fremde Sprache zu behan-

deln und zu erlernen. Im 7. Jahrhundert war dies noch nicht der Fall, und im 9. Jahrhundert wird dann das Altfranzösische auch quellenmäßig faßbar (in den berühmten Straßburger Eiden). Nicht von ungefähr kommen die Lehrmeister des Lateins dann auch aus einer Gegend, wo solche Interferenzen mit der Volkssprache nicht möglich waren: von den britischen Inseln. Umgekehrt war man in Italien, wo die Volkssprache dem Latein noch viel näher stand, auch viel toleranter gegenüber Lateinfehlern, wie auch der Brief des Papstes an Bonifatius zeigt.

Die karolingische Lateinverbesserung hat zunächst mit der Antike gar nichts zu tun, ja, sie ist zu Anfang nicht einmal ein primär sprachliches Phänomen, sondern sie beginnt zur Zeit Pippins unter dem Aspekt der religiösen Erneuerung. Diese religiöse Erneuerung der träge gewordenen merowingischen Kirche hatte auch eine sehr politische Seite: Pippin begründete sein Königtum ja als neuer David, und die religiöse Salbung ersetzte bei ihm das aus heidnischer Wurzel stammende Königsheil der entthronten Dynastie. Deshalb führte Pippin beispielsweise nicht die Kanzlei der Merowinger weiter, in der Laien den Ton angegeben hatten, sondern baute eine neue Königskanzlei auf, in der die Geistlichen dominierten. Die religiöse Erneuerung war aber, angesichts des Zustandes der fränkischen Kirche, nur mit auswärtigen Kräften möglich, konkret: mit angelsächsischen Missionaren. Diese wiederum waren entsetzt über den Zustand der lateinischen Sprache, den sie vorfanden. Ein weiterer Anstoß war der Besuch des Papstes im Frankenreich. Er wurde Ausgangspunkt für eine liturgische Erneuerung, denn Pippin ließ die Liturgie im Frankenreich nach dem römischen Vorbild vereinheitlichen. Insbesondere der Kirchengesang wurde *more Romano* umgestaltet, also der gregorianische Choral eingeführt.

Auch bei Pippins Nachfolger ist der religiös-liturgische Aspekt der Ausgangspunkt. Worum es ihm, zumindest am Anfang, ging, zeigen verschiedene Äußerungen Karls des Großen in seinen Kapitularien. In der *Admonitio generalis* von 789, einer Sammlung vielfältiger rechtlicher und moralischer Ermahnungen heißt es in § 72, der an die Priester gerichtet ist: "Wir beschwören euch, einen guten und rechtschaffenen Lebenswandel zu führen, wie der Herr selbst im Evangelium vorschreibt: 'So soll euer Licht vor den Menschen leuchten, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater verherrlichen, der im Himmel ist', damit durch den guten Lebenswandel viele zum Dienst des Herrn angezogen werden. Und sie sollen nicht nur die Kinder der Unfreien, sondern auch die Söhne der Freien um sich versammeln." *Et ut scolae legentium puerorum fiant.* "Und es soll Schulen für die lesenlernenden Kinder geben." – *Psalmos, notas, cantus, compositum, grammaticam per singula monasteria vel episcopia et libros catholicos bene emendate!* "Die Handschriften mit den Psalmen, Noten, Gesängen, Berechnungen und Grammatiken und die katholischen Bücher verbessert sorgfältig in den einzelnen Klöstern und bischöflichen Kurien!" – *quia saepe, dum bene aliqui deum rogare cupiunt, sed per inemendatos libros male rogant.* "Denn es kommt oft vor, daß die Leute Gott auf gute Weise bitten wollen und es wegen fehlerhafter Bücher auf schlechte Weise tun." – *Et pueros vestros non*

sinite eos vel legendo vel scribendo corrumpere! "Und laßt nicht zu, daß eure Knaben sie beim Lesen und Schreiben verderben!" – "Und wenn es erforderlich wird, ein Evangeliar, einen Psalter oder ein Missale zu schreiben, dann sollen Erwachsene sie schreiben mit aller Sorgfalt!"

Hieraus den Plan einer allgemeinen Schulpflicht abzulesen, geht wohl zu weit. Interessanter ist aber der Gedanke, daß Gebete, die in schlechtem Latein vorgetragen werden, erfolglos bleiben könnten. Eine ähnliche Überlegung hat ja auch schon hinter Bonifatius' Kritik an der fehlerhaften Taufformel gestanden.

Ähnlich heißt es in Karls des Großen *Epistola de litteris colendis*: "Wer Gott dadurch gefallen will, daß er richtig lebt, soll auch nicht vernachlässigen, ihm dadurch zu gefallen, daß er richtig spricht. Denn es steht geschrieben: 'Entweder wirst du aus deinen Worten gerechtfertigt, oder du wirst aus denen Worten verdammt werden.'" Anschließend spricht Karl den Verdacht aus, wer bei der wörtlichen Wiedergabe der heiligen Schrift nachlässig sei, könne auch bei ihrem Verständnis zu geringen Eifer zeigen.

Bei solchen Vorstellungen von der Wichtigkeit des genauen Wortlautes, die teilweise doch schon ans Magische grenzen, mußte es ein besonderes Ärgernis sein, daß es damals im lateinischen Westen keinen zuverlässigen und fehlerfreien Text der Bibel gab, der dem Gottesdienst zugrundegelegt werden konnte. Was er dagegen unternahm, berichtet Karl in der *Epistola generalis*: "Wir haben nämlich alle Bücher des alten und neuen Testaments, die durch die Unkenntnis der Abschreiber verdorben waren, mit Gottes beständiger Hilfe genau korrigieren lassen." Der Korrektor war übrigens kein Geringerer als Alkuin, und das erste Exemplar der korrigierten Fassung ist gerade noch so rechtzeitig fertig geworden, daß es Karl zu seiner Kaiserkrönung im Jahre 800 in Rom überreicht werden konnte.

Diese, also zunächst liturgisch und religiös begründete Sorge um das richtige Latein führte über die Benutzung der antiken Grammatiken dann auch zur antiken Schullektüre, d.h. zu den heidnischen Autoren, die dann auch in eigenen Produkten nachgeahmt wurden. Daß dabei auch einiges vom Geist der Antike mit einfloß, konnte nicht ausbleiben, aber es ist nicht so, daß man sich aus Begeisterung für die Antike um ein korrektes Latein bemüht hätte. Der Ausdruck "karolingische Renaissance" führt also in die Irre. Tatsächlich betrachtete man die eigene christliche Position als der antikheidnischen klar überlegen.

Gab es auch am Hof Karls des Großen eine Schule? Die Meinungen dazu gehen auseinander. Viele Autoren stellen dies als selbstverständlich hin und wissen mit vielen Details über diese "Hofschule Karls" zu berichten. Ihr Leiter sei zunächst seit etwa 780 Petrus von Pisa, dann Paulinus von Aquileja, schließlich für lange Jahre der Angelsachse Alkuin, später Einhard gewesen, und von dieser Musterlehranstalt habe sich die "karolingische Renaissance" in alle Reichsteile verbreitet. Andere Autoren bestreiten die Existenz einer solchen Schule. Nun hat es Unterricht am Hofe Karls zweifellos gegeben; die Hofkapelle hat ihren Nachwuchs sicherlich selbst herangezogen, aber man darf sich das Ganze nicht allzu organisiert vor-

stellen und keine allzu enge Verbindung zwischen dem Elementarunterricht für die Kinder und den Bildungsbemühungen des Gelehrtenkreises am Hofe herstellen.

Diesem Gelehrtenkreis gehörten nun allerdings die angesehensten Wissenschaftler des ganzen Reiches und selbst von außerhalb des Reiches an. Ein schönes Beispiel dafür, wie die Gelehrten gewonnen wurden, ist der Langobarde **Paulus Diaconus**. Er war in seiner Heimat schon ein berühmter Autor und Prinzenerzieher, als sein Bruder Arichis an einem vergeblichen Aufstand gegen Karl den Großen teilnahm und daraufhin gefangengesetzt wurde; Paulus reiste deshalb an den Hof des Frankenkönigs, um, gestützt auf sein Prestige als Gelehrter, die Freilassung seines Bruders zu erbitten. Er hatte auch tatsächlich Erfolg – einer der seltenen Siege der Wissenschaft über die Politik –, aber Karl ließ ihn nicht sofort wieder heimwärts ziehen, sondern veranlaßte ihn zu einer mehrjährigen Tätigkeit am Hof.

Zu diesem Wissenschaftszentrum Karls gehörte selbstverständlich auch eine Hofbibliothek. Wir wissen über sie nicht allzuviel Konkretes. Nun wenige der Handschriften, die ihr angehört haben, sind heute noch erhalten. Es gibt eine Bücherliste, die möglicherweise einen Teil ihrer Bestände beschreibt, aber ein regelrechter Katalog ist nicht überliefert. Indirekt wissen wir einiges über sie, z.B. aus Widmungsgedichten an Karl, die in spätere Handschriften übernommen worden sind. Außerdem läßt sich wahrscheinlich machen, daß sich Mitglieder des Hofes, wenn sie eine Aufgabe draußen im Reich übernahmen, aus ihren Beständen den Grundstock für ihre künftige Bibliothek abschreiben ließen. Ein Beispiel dafür ist etwa Bischof Arno von Salzburg. Die Bibliothek muß ungewöhnlich reichhaltig gewesen sein, und man hat für sie offenbar systematisch nach seltenen Werken gesucht. In einem Widmungsgedicht an Karl heißt es:

*Quis saltém poterit seri(em) énumeráre librórum,
Quós tua dé multís copulát senténtia térris?*

"Wer könnte auch nur die Reihe der Bücher aufzählen, die dein Machtspruch aus vielen Ländern vereinigt hat?" Hinter der hier erwähnten *sententia* vermutet man ein verlorengegangenes Rundschreiben Karls von etwa 780, in welchem er zur Einsendung von Büchern aufgefordert habe.

Das spätere Schicksal der Hofbibliothek ist ungewiß. Im sog. Testament Karls des Großen ist der Verkauf der Bibliothek zugunsten der Armen vorgesehen oder doch wenigstens zugelassen. Die Stelle steht im 33. Kapitel von Einhards *Vita Karoli Magni* und lautet: "Dasselbe gilt auch für die Bücher, von denen er eine großen Anzahl in seiner Bibliothek zusammengebracht hatte: er bestimmte, sie sollten von denen, die sie haben wollten, für einen angemessenen Preis gekauft und der Erlös den Armen gegeben werden." Ob dies wirklich so geschehen ist, ist aber durchaus zweifelhaft. Zunächst muß uns schon die Quelle alarmieren, denn Einhard hat, wie inzwischen erwiesen ist, selbst bei einem so wichtigen Ereignis wie der Kaiserkrönung Karls unzuverlässig berichtet. Ferner gibt Einhard nur den In-

halt des Testamentes wieder und nicht den Wortlaut, denn zu einer schriftlichen Formulierung des Testaments ist es, wie Einhard selbst berichtet, gar nicht gekommen; deshalb auch die objektive Fassung. Dann muß man bedenken, daß der materiell nutzbare Wert von Büchern im Mittelalter gar nicht so sehr in ihrem Inhalt, sondern in ihrem Einband liegt – ich meine die Einbände, die mit Elfenbeinplatten und Edelsteinen verziert sind. Ferner ist die Kontinuität einer Hofbibliothek unter Ludwig dem Frommen nachgewiesen; Hrabanus Maurus weist 829 in einem Brief an den Erzkaplan Hilduin darauf hin, daß sich am Hofe Ludwigs eine sehr große Menge Bücher (*librorum maxima copia*) befinde. Und schließlich paßt die Vorstellung einer Verschleuderung der Hofbibliothek durch Ludwig ein bißchen zu gut in das Bild vom großen Karl und seinem zwar frommen, aber unfähigen Nachfolger.

Schließlich ist noch über die sog. Akademie Karls des Großen zu berichten. Der Ausdruck *academici* für ihre Teilnehmer ist einmal zeitgenössisch überliefert, aber vielleicht wäre die Bezeichnung Symposion angebrachter. Die Akademie war die Gelegenheit, bei der sich der Hof wissenschaftlich entspannte: auf die Festtafel folgte der Vortrag von Gedichten und gern auch von Rätseln. Daß mit Lob auf Karl nicht gespart wurde, versteht sich von selbst. Teilnehmer waren neben den angesehensten Gelehrten auch die Inhaber der obersten Hofämter und eben der König selbst. Dabei redete man sich mit Pseudonymen an: Alkuin war *Flaccus* (also Horaz), Angilbert *Homer*, Paulinus von Aquileja hieß *Timotheus*, Einhard *Beseleel*, Riculf *Flavius Damoetas*, Muadwin hieß *Naso* (also Ovid), Beonrad *Samuel*, der Mundschenk Eberhard hieß *Nemias*, der Seneschalk Audulf *Menalca* und der Kämmerer Meginfrid *Thyrsis*. Karl der Große selbst führte den Namen *David*. Schon diese Mischung aus christlichen und heidnischen Namen zeigt, daß auch die Akademie nicht primär Ort heidnischer Gelehrsamkeit war, wenn man sich auch antiken Vorbildern hier am meisten genähert haben mag.

Dies gibt mir Gelegenheit, einen Autor und sein Werk vorzuführen, der auch sonst als Quelle interessant ist, aber häufig mißverstanden wurde und wird, den Beseleel der Akademie, also Einhard. Sein bekanntestes Opus ist natürlich die *Vita Karoli Magni*, die Lebensbeschreibung Karls des Großen.

Aber schauen wir uns zuerst den Autor etwas näher an. Als er seine *Vita Karoli Magni* schrieb, stand er bereits im Rentenalter. Einhard, oder zeitgenössisch: Eginhard, ist um 770 geboren. Er wurde in Fulda erzogen, kam dann 791/2 auf Empfehlung seines Abtes an die Hofschule Karls des Großen, die damals unter der Leitung Alcuins stand. Als sich dieser zurückzog, übernahm Einhard selbst die Leitung. Er hatte also genug Gelegenheit, Karl zu beobachten und mit ihm umzugehen. Bei Ludwig dem Frommen fungierte er als Sekretär, bis ihn dieser 817 als Ratgeber an seinen Sohn Kaiser Lothar abtrat. Angesichts der Streitigkeiten zwischen Ludwig und seinen Söhnen zog sich Einhard dann aber aus der Politik zurück, und zwar nach Seligenstadt am Main, wo er 827 ein Kloster errichtet hatte. Dort ist zwischen 830 und 836 die Lebensbeschreibung Karls des Großen entstanden.

Der Entstehungspunkt ist wichtig, denn wir haben es nicht – wie naive Leser auch heute noch glauben – mit einer objektiven, gewissermaßen wissenschaftlichen Biographie zu tun, sondern mit einer politischen Streitschrift. Ihr Thema ist im Grunde gar nicht Karl der Große, sondern er wird seinen Nachfolgern als leuchtendes Vorbild vorgehalten und dabei selbstverständlich idealisiert. Unter literarischen Gesichtspunkten sollten wir freilich festhalten, daß diese im Stil von Suetons Kaiserbiographien geschriebene Vita eines der ganz wenigen Beispiele dafür ist, daß sich ein Autor tatsächlich die Antike zum Vorbild nahm. Am bekanntesten sind vier Passagen aus der Vita, die wir uns jetzt ansehen wollen, die Beschreibung der merowingischen Könige, die Stelle über die deutschen Monatsnamen, die Schilderung der Kaiserkrönung und die Bemerkung über Karls Schreibkünste.

Die Merowinger treten gleich im 1. Kapitel auf: "Das Geschlecht der Merowinger, aus dem die Franken ihre Könige zu wählen pflegten, herrschte nach allgemeiner Ansicht bis zur Zeit Childerichs. Dieser wurde auf Befehl des römischen Papstes Stephan abgesetzt, geschoren und ins Kloster geschickt. Obwohl das Geschlecht dem Anschein nach erst mit ihm ausstarb, hatte es schon lange seine Bedeutung eingebüßt und besaß nur mehr den leeren Königstitel. Die wirkliche Macht und Autorität im Königreich hatten die Hofmeister des Palastes, die sogenannten Hausmeier, die an der Spitze der Regierung standen. Dem König blieb nichts anderes übrig, als sich mit seinem Titel zu begnügen und mit wallendem Kopfhaar und ungeschnittenem Bart auf dem Thron zu sitzen und den Herrscher zu spielen. ... Der König besaß fast nichts, das er sein Eigen hätte nennen können, außer dem wertlosen Königstitel und einem unsicheren Lebensunterhalt, den ihm der Hausmeier gewährte. Auch gehörte ihm ein Landgut, das aber nur ein geringes Einkommen brachte. ... Wenn er eine weitere Reise machen mußte, wurde er von einem Knecht nach Bauernart in einem Wagen gefahren, den ein Ochsespann zog. So fuhr er zum Palast, so auch zu den öffentlichen Volksversammlungen, die zweimal im Jahre zum Wohle des Reiches abgehalten wurde, und so pflegt er wieder nach Hause zurückzukehren. Der Hausmeier aber besorgte die gesamte Staatsverwaltung und alles andere, was an inneren und äußeren Regierungsgeschäften angeordnet und ausgeführt werden mußte."

Die Tendenz dieser Darstellung ist offensichtlich: die Merowinger sollen lächerlich gemacht, der Staatsstreich Pippins gerechtfertigt werden. Das wallende Haupthaar und die Verwendung von Rindern als Zugtiere sind Symbole des Königsheils. Denken Sie an die langen Haare Samsons aus dem Alten Testament. Der Stier verkörpert die Fruchtbarkeit, und zwar auch schon vor der Praxis der künstlichen Besamung, die einem potenten Bullen Zehntausende an Nachkommen beschert. Wenn allerdings heutige Autoren behaupten, man habe schon damals das lange Haar der Merowinger als lächerlich empfunden, und dafür Einhard als Beleg anführen, muß man sich schon über ihre quellenkritische Naivität wundern.

Die Beschreibung der Kaiserkrönung Karls hat die Forschung lange in die Irre geführt. Sie lautet (28. Kapitel): "Seine letzte Reise

nach Rom hatte mehrere Gründe. Die Römer hatten Papst Leo schwer mißhandelt, ihm die Augen ausgestochen und die Zunge ausgerissen, so daß er sich gezwungen sah, den König um Schutz zu bitten. Daher begab sich Karl nach Rom, um die verworrenen Zustände der Kirche zu ordnen. Das dauerte den ganzen Winter. Bei dieser Gelegenheit erhielt er den Kaiser- und Augustustitel." – *Quo tempore imperatoris et augusti nomen accepit.* "Dieser Titel war ihm anfangs so zuwider, daß er erklärte, er hätte die Kirche selbst an jenem hohen Feiertage nicht betreten, wenn er die Absicht des Papstes geahnt hätte. Die Eifersucht der oströmischen Kaiser, die ihm die Annahme des Titels schwer verübelten, ertrug er dann allerdings mit erstaunlicher Gelassenheit. Er überwand ihren Widerstand durch seine Großmut – denn in dieser Beziehung stand er weit über ihnen – und indem er ihnen zahlreiche Botschaften sandte und sie in den Briefen immer als Brüder anredete."

Die Darstellung ist – das wird Ihnen sicher aufgefallen sein – merkwürdig unpräzise und detailarm; Einhard war auch kein Augenzeuge. Die Gesamtproblematik von Karls Kaiserkrönung kann ich hier natürlich nicht vorführen – wenn Sie das interessiert, empfehle ich Ihnen meine Italien-Vorlesung – aber so viel ist heute Konsens der Forschung: die Überraschungskrönung, die Einhard suggeriert und deren Verlauf moderne Autoren bis ins 20. Jahrhundert hinein mit zusätzlichen Détails ausmalen, hat es nicht gegeben. Die Vorgehensweise war zwischen Papst und König im Vorhinein abgesprochen, und die politische Situation des Papstes hätte es diesem auch gar nicht erlaubt, Karl in solcher Weise zu brüskieren. Aber Einhard drückt, in seiner rückblickenden Perspektive drei Jahrzehnte nach dem Ereignis, doch etwas Richtiges aus. Der vor Angst schlotternde Papst, der Karl als Rückhalt gegen seine innenpolitischen Gegner brauchte, geriet in Vergessenheit; was in Erinnerung blieb, waren die äußeren Vorgänge: der Papst vollzieht die Kaiserkrönung. Die Entwicklung, die die Gewährung der Kaiserkrone zu einem Recht werden läßt, dessen Ausübung im Belieben des Papstes steht, hatte schon begonnen.

Harmloser ist die Stelle über die deutschen Monatsnamen. (Kap. 29): "Weiter gab er den Monaten einheitlich fränkische Namen; sie waren bisher bei den Franken teilweise durch lateinische, teilweise durch einheimische Bezeichnungen benannt gewesen. [...]"



De mensibus quidem Ianuarius uuintar manoth, Febroarium hornung, Martium lentzin manoth, Aprilem ostar manoth, Maius (sic!, statt Maium) uuine manoth, Iunium brach manoth, Iulium heuui manoth, Augustum aran manoth, Septemprem uuitu manoth, Octobrem uuindume manoth, Novembrem herbist manoth, Decembrem heilag manoth appelavit. – "Er nannte den Januar *Wintermonat*, den Februar *Hornung*, den März *Frühjahrsmonat*, den April *Ostermonat*, den Mai *Weidemonat*, den Juni *Brachmonat*, den Juli *Heumonat*, den August *Erntemonat*, den September *Holzmonat*, den Oktober *Weinlesemonat*, den November *Herbstmonat*, den Dezember *Heiligmonat*.

Über die Etymologien sind sich die Germanisten nicht ganz einig. Wir finden zwei christliche Bezeichnungen: den April als Ostermonat und den Dezember als Weihnachtsmonat. Die Bezeichnung *hornung* soll so viel wie "der Bastard" bedeuten, was für diesen nicht ganz vollwertigen Monat eine sprechende Bezeichnung ist. Die übrigen Bezeichnungen stammen aus Natur und Landwirtschaft: Wintermonat, Lenzmonat (also Frühlingsmonat), Brachmonat, Heumonat, Erntemonat (der August), Herbstmonat. Der *uuinnemanoth* ist der Weidemonat; die Deutung auf "Wonnemonat" ist spätere falsche Etymologie. Der *uuitumanoth* ist der Holzmonat; althochdeutsch *uuitu* ist verwandt mit englisch *wood*. Im Oktober steckt schließlich althochdeutsch *uuindemon*, die Weinlese; das ist ein Lehnwort aus dem lateinischen *vindemia*.

Am bekanntesten ist aber zweifellos jene Stelle, in der Einhard über Karls Schreibversuche berichtet (Kap. 25): *Temptabat et scribere tabulasque et codicillos ad hoc in lecto sub cervicalibus circumferre solebat, ut, cum vacuum tempus esset, manum litteris effigiendis adsuesceret, sed parum successit labor praeposterus ac sero inchoatus.* – Er versuchte sich auch im Schreiben und hatte dazu im Bett unter dem Kopfkissen immer Tafeln und Blätter bereit, um in schlaflosen Stunden seine Hand an das Formen der Buchstaben zu gewöhnen. Aber da er erst verhältnismäßig spät damit begonnen hatte, hatte seine Mühe nur wenig Erfolg."

Soweit Einhard, der damit, beiläufig bemerkt, eine didaktische Streitfrage anspricht, nämlich ob man als Erwachsener schwerer lernt als im Kindesalter, nach dem Motto: "Was Karlchen nicht lernt, lernt Karl nimmermehr." Eine moderne Umsetzung dieser Szene findet sich bei Wilhelm Busch in der Bildergeschichte "Eginhard und Emma":



*Carolus Magnus kroch ins Bett,
Weil er sehr gern geschlafen hätt'.
Jedoch vom Sachsenkriege her
Plagt ihn ein Rheumatismus sehr.
Die Nacht ist lang, das Bein tut weh;
Carolus übt das ABC.*

Der Kaiser verliert dann allerdings bald die Lust daran und schaut lieber zum Fenster hinaus; dabei kommt er einer Liebesgeschichte zwischen Einhard und seiner Tochter Emma auf die Spur, aber alles mündet schließlich in ein Happyend. Die Geschichte ist ziemlich schwach, Karl ist mehr eine Karikatur des Alten Fritz als die mittelalterliche Gestalt; ich erwähne das Ganze nur der Kuriosität halber.

Auf etwas höherem wissenschaftlichem Niveau müssen wir uns aber fragen, wie es wirklich um Karls Schreibkünste bestellt war. War er bis ins hohe Alter Analphabet, oder ist wieder einmal Karl dem zwar hochgebildeten, aber politischen ungeschickten Ludwig dem Frommen gegenübergestellt? Einhard berichtet am Anfang desselben Kapitels, Karl habe fließend Latein gesprochen und sogar

Griechisch verstanden. Das ist zumindest ohne Lesekenntnisse kaum vorstellbar. Wir haben im 4. Kapitel gehört, daß Lese- und Schreibunterricht im Mittelalter keine Einheit bildeten wie heute. Insofern war ein Karl, der Lesefähigkeit besaß, aber nicht selbst schreiben konnte, durchaus denkbar. Ich glaube aber, es gibt eine noch schönere Pointe: für kurze Notizen, die nicht von bleibender Bedeutung waren, verwendete man im Mittelalter nicht das teure Pergament, sondern die Wachstafel, die zudem den Vorteil hatte, daß man die Schrift löschen und die Fläche anschließend neu beschreiben konnte. Dies geschah materialbedingt in einer eckigen und ästhetisch wenig anspruchsvollen Schrift. Diese Schrift dürfte auch Karl der Große beherrscht haben. Was er aber in den erwähnten schlaflosen Nächten versucht hat und was ihm nicht mehr so recht gelingen wollte, war das Formen der neuen kalligraphischen Buchstaben, die zu seiner Zeit üblich wurden: der karolingischen Minuskel.

Ein ähnliches Interesse an wissenschaftlichen Fragen und eine vergleichbare Sorge um die Bildung ihrer Untertanen läßt sich auch bei den Nachfolgern Karls des Großen erweisen. Neben Ludwig dem Frommen wären hier Ludwig der Deutsche, vor allem aber Karl der Kahle zu nennen. Kaiser Lothar I. hat für Italien ein förmliches Schulorganisationsedikt erlassen. In einem Capitulare vom Mai 825 heißt es, nach einer allgemeinen Ermahnung zu mehr Sorgfalt bei der Ausbildung: "Damit dieser Nutzen allen zugute komme, haben wir für diesen Unterricht unterschiedliche geeignete Orte vorgesehen, damit das Problem, die Schule sei zu weit entfernt oder die Kosten für den Schulbesuch zu hoch, für keinen eine Entschuldigung bieten kann. Diese Orte sind: erstens sollen sie nach Pavia zu Dungal kommen aus Mailand, aus Brescia, aus Lodi, aus Bergamo, aus Novara, aus Vercelli, aus Tortona, aus Acqui, aus Genua, aus Asti, aus Como. In Ivrea soll der Bischof selbst den Unterricht halten. Nach Turin sollen sie aus Ventimiglia, Albegna und Alba kommen. In Cremona sollen die aus Reggio, Piacenza, Parma und Modena lernen. In Florenz sollen sich die Leute aus der Toskana einfinden. In Fermo sollen sie aus den Städten des Herzogtums Spoleto zusammenkommen, in Verona aus Mantua und Trient, in Vicenza aus Padua, aus Treviso, aus Feltre, aus Ceneda und aus Asolo. Die übrigen Städte sollen in Cividale zur Schule gehen." Soweit dieses Zitat, der Name des Bischofs von Ivrea ist übrigens nicht bekannt.

Ein Unterschied zur Zeit Karls des Großen ist unter seinen Nachfolgern allerdings festzustellen: der kaiserliche Hof hat nicht mehr die absolute Vorrangstellung, sondern es stellen sich andere Zentren in Bischofsstädten und vor allem den großen Klöstern gleichberechtigt neben ihn. Man hat dies Ludwig dem Frommen zum Vorwurf gemacht: er habe nicht die integrierende Kraft seines Vaters gehabt, und deshalb sei der Hof kulturell zurückgefallen. Ich halte diesen Vorwurf für unberechtigt: wenn es Karls Ziel war, die Bildung in seinem ganzen Reich zu heben, wie ja aus den zitierten Capitularien eindeutig hervorgeht, kann man seinem Nachfolger nicht zum Vorwurf machen, daß dieses Ziel unter ihm erreicht wurde. Der Niedergang der karolingischen Bildung setzt erst ein, als Deutschland, Frankreich und Italien Opfer der Raubzüge der Normannen, der Un-

garn und der Sarazenen wurden; und deren bevorzugtes Opfer waren natürlich die großen, reichen Klöster, also gerade die wichtigsten Bildungszentren. Dieser Niedergang traf übrigens nicht nur die lateinische, sondern auch die beginnende volkssprachliche Kultur, in unserem Raum also das Althochdeutsche. Es liegt im System der mittelalterlichen Bildung, daß der Wiederaufbau nach dem Ende der Normannen- und Ungarngefahr zunächst vom Latein her erfolgte. Wir haben also eine zweite Wiedergeburt der antik-lateinischen Kultur vor uns, die sog. Ottonische Renaissance.

Otto der Große richtete sein Königtum bewußt nach dem Vorbild Karls des Großen aus. Seine Königskrönung in Aachen bildete den energischen Anspruch darauf, seine Kaiserkrönung in Rom die glanzvolle Bestätigung dieser Politik. Zu diesem System gehörten auch die Hebung der Bildung und die Förderung der Kultur. Eine größere Rolle als der König selbst spielte aber unter Otto I. sein Bruder, Erzbischof Bruno von Köln. Die Gesamtlandschaft erinnert zunächst aber mehr an die Zeit Ludwigs des Frommen als an die Karls des Großen selber: der Königshof ist zwar nicht unbedeutend, aber neben ihm ragen die großen Reichsklöster und jetzt auch die Domschulen hervor; letztere hatten in der Karolingerzeit eine geringere Rolle gespielt. Von den Klöstern sind zunächst die süd- und westdeutschen zu nennen, vor allem die Reichenau, St. Gallen und St. Maximin bei Trier, dann aber auch die sächsischen, wie Korvei und Gandersheim. Überhaupt gehört Sachsen jetzt voll zum *orbis christianus*, während es unter Karl noch Missionsgebiet war. Neben die Klöster treten jetzt aber, wie gesagt, die Bischofsstädte mit ihren Domschulen, so Magdeburg, Köln, Würzburg und Worms. Wenn man bedenkt, daß Magdeburg in engster Beziehung zum königlichen Hof stand und in Köln der Bruder des Königs Erzbischof war, so erscheint die Frage nach einer selbständigen Rolle des königlichen Hofes eher als zweitrangig. Um das Bild vollends abzurunden, muß man noch daran erinnern, daß gerade unter Otto dem Großen die intensiven Beziehungen zwischen der königlichen Kapelle, also der Klerikergemeinschaft am Hof, und der gesamten Reichskirche begannen. Otto III. hat dann einen förmlichen Gelehrtenhof um sich versammelt, der die erlauchtesten Namen ganz Europas aufwies: so neben Bernward von Hildesheim und Brun von Querfurt den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit, Gerbert von Reims.

Dieser Gerbert, den man auch Gerbert von Aurillac nennt, weil er in diesem Kloster erzogen wurde, besaß ein so großes Wissen, daß er seinen Zeitgenossen geradezu unheimlich war, und seine mathematischen Kenntnisse waren so modern, daß sie darin nur Zaubererei sehen konnten. Vom Papst an Otto I. empfohlen, kam er in Kontakt mit dem Kaiserhof. 980 fand in Ravenna vor Otto II. und Kaiserin Theophanu eine große Disputation zwischen ihm und dem berühmtesten deutschen Gelehrten seiner Zeit statt, dem Magdeburger Scholastiker Ohtric, den man den sächsischen Cicero nannte. Die Disputation ging über die Einteilung der Philosophie; Anlaß waren Vorlesungsmitschriften, die den Vortrag Gerberts unzuverlässig wiedergegeben hatten, wogegen Ohtric dann polemisierte. Einen Sieger gab es nicht, sondern man trennte sich in gegenseitiger Hochach-

tung. Später wurde Gerbert Erzbischof von Reims. Otto III. schätzte ihn schließlich so, daß er ihn 999 zum Papst erhob: Silvester II.

All das zeigt ohne weiteres, daß es um diese Zeit nicht mehr darum ging, Lateinfehler in liturgischen Büchern zu beseitigen; die Ottonische Renaissance ist kein Phänomen der Sprachgeschichte, sondern eines der Geistesgeschichte. Das nach den grammatischen Normen der Antike ausgerichtete Latein ist inzwischen fest etabliert. Mittlerweile ist auch der Abstand zu den romanischen Volkssprachen weiter gewachsen. Als letzte der romanischen Sprachen ist auch das Italienische jetzt deutlich vom Latein geschieden. Gonzo von Novara spricht 965 von "unserer Volkssprache, die dem Latein benachbart ist" – *nostra vulgaris lingua, quae latinitati vicina est*; Widukind von Corvey rühmt bei Otto I. gute Italienisch-Kenntnisse, und im Epitaph Papst Gregors V., der 999 starb, heißt es:

*Úsus frânciscá, vulgár(i) et vóce latína
ínstituít populós éloquió triplicí.*

"Er bediente sich der französischen, italienischen und lateinischen Sprache und lehrte so das Volk in dreifacher Rede."

Die Ottonische Renaissance erhält eine eigentümliche Färbung durch die griechischen Elemente, die nicht zuletzt durch die Kaiserin Theophanu mit ins Spiel gebracht wurden. Darüber hinaus bildet sie aber viel stärker als diejenige Karls auch einen Rückgriff auf politische und geistige Vorstellungen der Antike oder das, was man dafür gehalten hat. Das Kaisertum Ottos des Großen und seiner Nachfolger ist viel mehr ein römisches Kaisertum als dasjenige Karls. Unter Otto II. taucht in den Urkunden erstmals der Titel *imperator Romanorum* wieder auf, den Ludwig der Fromme abgelegt hatte, und Otto III. wollte Rom sogar zum Regierungssitz machen. Bei Widukind von Corvey zeigt sich das Latein im antikisierenden Gewand, etwa wenn er die Herzöge als *satrapes* bezeichnet. Das sind aber dennoch nur vorübergehende Aspekte, und unter Heinrich II. weicht die doch etwas überspannte Atmosphäre am Hof Ottos III. ruhigeren Verhältnissen.

Die nächste Renaissance, diejenige zur Zeit Friedrich Barbarossas, ist nun vollends ein geistesgeschichtliches Phänomen und braucht deshalb in diesem Kapitel nicht im Détail betrachtet zu werden, zumal auch noch der Chronist Barbarossas, Otto von Freising, seinen Auftritt in dieser Vorlesung haben wird. Zur Zeit Barbarossas wird aber eine Entwicklung manifest, die das mittelalterliche Bildungssystem nachhaltig verändert: die Entstehung der Universitäten. Diejenigen von Bologna und Paris, nehmen noch im 12. Jahrhundert ihre Arbeit auf, und den Bologneser Scholaren hat Barbarossa sein berühmtes Privileg erteilt, in dem er zur Hilfe für diejenigen aufruft, die aus Liebe zur Wissenschaft ihre Heimat verlassen; manche Passagen daraus lesen sich wie ein Kommentar zur Wohnungssituation heutiger Studenten.

In diesem Gesetz gewährte der Kaiser "den Studenten, die um ihrer Ausbildung willen in die Ferne ziehn, und vor allem den Dozenten der göttlichen und heiligen Gesetze, daß sie an die Orte, an de-

nen der Unterricht abgehalten wird, ... in Sicherheit anreisen und dort wohnen können. Wir erachten es nämlich als angemessen, daß wir die, ... durch deren Wissenschaft die Welt erleuchtet und zum Gehorsam gegen Gott geführt wird und wir über das Leben unserer Untertanen unterrichtet werden, mit besonderer Zuneigung vor jeglicher Unbill verteidigen. Wer wird sich ihrer nicht erbarmen, da sie doch aus Liebe zur Wissenschaft heimatlos werden, aus reichen Leuten Arme werden und sich selbst aufzehren, ihr Leben allen Gefahren aussetzen und oft, was schwer erträglich ist, von ganz ungebildeten Leuten grundlos körperliche Mißhandlung ertragen müssen?" – *Quis eorum non miseratur, cum amore scientie facti exules, de divitibus pauperes, semetipsos exinaniunt, vitam suam omnibus periculis exponunt et a vilissimis sepe hominibus, quod graviter ferendum est, corporales iniurias sine causa perferunt?* "Daher bestimmen wir durch dieses allgemeine und auf ewige Zeiten gültige Gesetz, daß niemand in Zukunft so dreist sein darf, den Studenten irgendein Unrecht zuzufügen oder ihnen wegen der Vergehen anderer Leute aus ihrer Heimat einen Schaden zuzufügen, was, wie gehört haben, aus perverser Gewohnheit mitunter geschehen ist." Als Strafe wird Wiedergutmachung in vierfacher Höhe angedroht. "Wenn aber jemand gegen die Studenten wegen irgendeiner Sache eine Klage führen will, muß er dies vor ihrem Dozenten oder vor dem Bischof der Stadt tun, welchen wir insoweit die Gerichtsbarkeit über sie verleihen. Wer aber versuchen sollte, sie vor einen anderen Richter zu ziehen, der soll, selbst wenn seine Klage völlig zu Recht besteht, wegen dieses Versuches seinen Anspruch verlieren."

Die aufblühende Wissenschaft bringt auch eine Wissenschaftssprache hervor. Besonders die Scholastik war hier sehr produktiv und erfand, um die griechischen Fachtermini zu übersetzen, eine Fülle neuer Wörter. Häufig sind Adjektive auf *-ivus* und auf *-alis*, die von Substantiv- bzw. Verbalstämmen abgeleitet werden, z.B. *imaginativus* (zur Anschauung gehörend), *appetitivus* (zum Erstreben gehörig) oder auch *accidentialis* (die äußere Erscheinung betreffend) und *essentialis* (zum inneren Wesen gehörig). Substantive zur Bezeichnung abstrakter Begriffe werden von Adjektiven abgeleitet, etwa von *sponaneus* die *spontaneitas*; als Basis können auch die auf *-ivus* oder *-alis* neugebildeten Adjektive dienen, und so können Wörter wie *imaginativitas* oder *accidentalitas* entstehen. Substantive dieser Art werden sogar von Pronomina abgeleitet: aus *quid* wird die *quidditas*, aus *hec* die *hecceitas*. Aus dem Satz *quod libet* (was gefällt) wird das *quodlibetum*. Und schließlich dringt man bis zu syntaktischen Kühnheiten wie *ego cogitat*(das Ich denkt) vor.

10. KAPITEL: DER WICHTIGSTE TEXT: DIE BIBEL

IM VORIGEN KAPITEL SAHEN wir, wie sehr das Griechische noch als unverstandene Sprache den lateinischen Westen und speziell das Mittellatein beeinflußt hat. Der Einfluß des Griechischen verlief aber auch indirekt über die Sprache der lateinischen Bibel. Wir kom-

men damit zu dem Text, der das Mittellatein geformt hat wie kein anderer. Es ist völlig unmöglich, die Geschichte des Mittelalters zu begreifen ohne Kenntnis der Bibel, und das gilt ganz unabhängig von Ihrer persönlichen Glaubensüberzeugung. Jeder Autor des Mittelalters hatte, da er in der Regel Kleriker war, täglichen Umgang mit ihr, sie wird in allen möglichen Quellen ständig direkt oder indirekt zitiert, sie beeinflusst den gesamten Sprachgebrauch, und einzelne Formulierungen fließen ganz unbewußt selbst in Texte ein, bei denen man sie, weiß Gott, nicht erwarten würde. Um Ihnen ein Beispiel zu geben: der Passauer Domdekan Albert Behaim hat in seinem Memorialbuch eine Eintragung über Seidenstoffe gemacht. Er nennt zuerst drei verschiedene empfehlenswerte Qualitäten, in absteigender Reihenfolge, und fährt dann fort: *Quod vero amplius est, a malo est.* – "Was es aber sonst noch gibt, taugt nichts." Dieser letzte Satz ist ein Bibelzitat, und zwar aus dem Matthäus-Evangelium Kap. 5 Vers 37: "Eure Rede sei ja, ja oder nein, nein; was aber darüber hinausgeht, kommt vom Bösen." – *Quod vero amplius est, a malo est.*

Die Bibel besteht bekanntlich aus einer Reihe von Büchern, für die sich eine gewisse Reihenfolge eingebürgert hat. Sowohl der Bestand als auch die Reihenfolge sind aber nicht von Anfang an verbindlich und auch zwischen den Konfessionen strittig. So wurde z.B. die Apokalypse in der griechischen Kirche lange Zeit nicht anerkannt. Außerhalb des Kanons gibt es eine Reihe weiterer Bücher, die man in katholischem Sprachgebrauch als *Apokryphen*, im protestantischen als *Pseudepigraphen* bezeichnet, z.B. das Evangelium des Nikodemus, das den Prozeß Jesu mit größerem Detailreichtum schildert; das Evangelium von der Kindheit Jesu, das die Zeit in Nazareth behandelt; der *Transitus Marie*, ein Bericht über Tod und Himmelfahrt Mariens; ein Briefwechsel zwischen Paulus und Seneca; eine Apokalypse des Apostels Thomas und vieles mehr. Diese Texte waren im Mittelalter sehr beliebt und haben in den Legenden und in der bildenden Kunst vielfältige Wirkungen erzielt.

Die eigentliche Bibel teilt sich in das alte und neue Testament und besteht jeweils aus historischen, belehrenden und prophetischen Büchern.

Aufbau der Bibel	Altes Testament	Neues Testament
historische Bücher	5 Bücher Moses: Genesis Exodus Leviticus Numeri Deuteronomium Josue Richter Ruth 1. + 2. Samuel (= 1. + 2. Könige) 1. + 2. Könige (= 3. + 4. Könige)	Evangelium nach Matthäus Evangelium nach Markus Evangelium nach Lukas Evangelium nach Johannes Apostelgeschichte

	1. + 2. Chronik	
	1. + 2. Esdras	
	Tobias	
	Judith	
	Esther	
	1. + 2. Makkabäer	
belehrende Bücher	Hiob	Briefe des Paulus:
	Psalmen	an die Römer
	Sprüche	an die Korinther I
	Prediger	+ II
	Hohes Lied	an die Galater
	Weisheit	an die Epheser
	Jesus Sirach	an die Philipper
		an die Kolosser
		an die Thessaloni-
		scher I + II
		an Timotheus I +
		II
		an Titus
		an Philemon
		an die Hebräer
		"katholische" Briefe:
		des Jakobus
		des Petrus I + II
		des Johannes I, II + III
		des Judas
		Apokalypse
prophetische Bücher	"große" Propheten:	
	Isaias	
	Jeremias	
	mit Klageliedern	
	und Baruch	
	Ezechiel	
	Daniel	
	"kleine" Propheten:	
	Osee	
	Abdias	
	Joel	
	Amos	
	Jonas	
	Michaeas	
	Nahum	
	Habakuk	
	Sophonias	
	Aggaeus	
	Zacharias	
	Malachias	

Den Anfang machen unter den historischen Büchern des alten Testaments die fünf Bücher des Moses (Genesis, Exodus, Leviticus, Numeri und Deuteronomium), die als *Pentateuch* (von griechisch

πεντε – fünf) zusammengefaßt werden. Von ihnen berichtet die Genesis über die Weltgeschichte von der Schöpfung bis zur Zeit der Patriarchen Abraham, Isaak, Jakob und Josef. Exodus schildert den Auszug der Israeliten aus Ägypten und die Verkündung der zehn Gebote am Berg Sinai. Leviticus, Numeri und Deuteronomium erhalten im wesentlichen die jüdischen religiösen Gesetze. Es folgen das Buch Josue und das Buch der Richter mit der Schilderung des Einzugs nach Palästina; diese ersten sieben Bücher nennt man auch zusammengefaßt den *Heptateuch* (von επτα – sieben). Dann folgt das Buch Ruth. Es schließen sich die vier Bücher der Könige an, von denen die ersten beiden auch als Bücher Samuel, die zweiten beiden als Bücher Malachim bezeichnet werden; sie stellen die Geschichte der Königszeit von Saul, David, Salomon bis zur Eroberung Jerusalems durch die Babylonier dar. Dann folgen die beiden Bücher der Chronik, lateinisch *Verba dierum* oder griechisch *Paralipomenon*, die noch einmal die gesamte Weltgeschichte von Adam bis zur Eroberung Jerusalems wiederholen. Über die Zeit während und nach der babylonischen Gefangenschaft berichten die beiden Bücher Esdras, dann Tobias, Judith und Esther. Soweit die historischen Bücher. Es schließen sich an: das Buch Hiob, der Psalter, dann die Bücher Salomos, nämlich die Sprüche (*Proverbia*), der *Ecclesiastes* und das Hohelied (*Canticum canticorum*), das Buch der Weisheit (*Sapientia*) und das Buch Jesus Sirach oder *Ecclesiasticus*. Es folgen die Propheten, und zwar zunächst die vier großen Propheten: *Isaias*, *Hieremias*, *Hiezechiel* und *Daniel*; an *Hieremias* sind noch die Klagen über den Untergang Jerusalems, die *Lamentationes* oder *Threni*, und das kurze Buch des Propheten *Baruch* angehängt. Auf die großen folgen die zwölf kleinen Propheten: *Osee*, *Johel*, *Amos*, *Abdias*, *Jonas*, *Micha*, *Naum*, *Abacuc*, *Sofonias*, *Aggeus*, *Zacharias* und *Malachi*. Den Abschluß des alten Testaments bilden noch einmal zwei historische Bücher, diejenigen der Makkabäer. Die Originalsprache des Alten Testaments ist das Hebräische. Nur drei Bücher, das Buch der Weisheit, der Prophet Baruch und das 2. Makkabäerbuch waren von Anfang an griechisch verfaßt. Einige ursprünglich hebräische Bücher sind nur in griechischer Übersetzung überliefert, nämlich Tobias, Judith, Jesus Sirach und das 1. Makkabäerbuch sowie Teile aus Esther und Daniel. Somit liegt uns heute der größte Teil des Alten Testaments in hebräischer, ein kleiner Teil nur in griechischer Sprache vor. Man bezeichnet die hebräisch überlieferten Texte als die *protokanonischen* Bücher, die Bücher der "ersten Sammlung", die griechisch überlieferten als die *deuterokanonischen* Bücher, die Bücher der "zweiten Sammlung". Luther hat die deuterokanonischen Bücher wieder aus der Bibel ausgeschieden; im protestantischen Sprachgebrauch bilden sie deshalb die Apokryphen.

Das neue Testament beginnt mit den vier Evangelien (Matthäus, Markus, Lukas und Johannes), gefolgt von der Apostelgeschichte (*Actus apostolorum*). Die Evangelien berichten vom Leben und den Taten Jesu, wobei die ersten drei, Matthäus, Markus und Lukas zwar ihre je eigenen Schwerpunkte setzen, aber im wesentlichen über dieselben Ereignisse berichten. Man kann sie deshalb in drei Spalten synoptisch nebeneinander drucken, weshalb sie auch

die synoptischen Evangelien heißen. Die Apostelgeschichte besteht aus zwei Teilen: zunächst den Ereignissen unmittelbar nach der Auferstehung Christi in Jerusalem und dann den Reisen des Paulus, wobei im zweiten Teil, dem sog. Wir-Bericht, der Autor, der mit dem Evangelisten Lukas identifiziert wird, in der ersten Person spricht. Dann kommen 21 Briefe, davon 14 Briefe des Apostels Paulus und 7 Briefe anderer Apostel; die 7 Briefe nennt man auch die *katholischen* Briefe. Die Paulusbriefe sind: 1 an die Römer, 2 an die Korinther, 1 an die Galater, 1 an die Epheser, 1 an die Bewohner von Philippi, 1 an die Kolosser, 1 an die Bewohner von Thessaloniki, 2 an Timotheus, 1 an Titus, 1 an Philemon und schließlich 1 Brief an die Hebräer. Die katholischen Briefe sind: 1 des Jakobus, 2 des Petrus, 3 des Johannes und 1 des Judas Thaddäus. Von diesen sah Luther den Jakobusbrief als apokryph an. Den Abschluß des neuen Testaments bildet die geheime Offenbarung des Johannes, die *Apokalypse*.

Von den hebräischen Teilen des alten Testaments wurden nun im Laufe der Zeit nicht weniger als sechs verschiedene Übersetzungen ins Griechische angefertigt. Dies führte zu beträchtlicher Verwirrung und war auch Anlaß für christlich-jüdische Polemik. Deshalb legte Origenes im 4. Jahrhundert eine große Konkordanz oder Synopse der Versionen an, die sechs Spalten hatte und deshalb Hexapla hieß. Der Inhalt der Spalten war folgender: 1. Spalte: der hebräische Text in hebräischen Buchstaben. 2. Spalte: der hebräische Text in griechischen Buchstaben. 3. Spalte: die Übersetzung des *Aquila*; sie stammte aus dem 1. Jahrhundert nach Christus und gab den hebräischen Text in sklavischer Anlehnung wortwörtlich wieder. 4. Spalte: die Übersetzung des *Symmachos* aus dem 2. Jahrhundert; auch sie gibt den hebräischen Text wortwörtlich wieder, bemüht sich dabei aber um gutes Griechisch. 5. Spalte: die sog. *Septuaginta*; dies ist die älteste griechische Übersetzung, die in vorchristlicher Zeit erfolgte und um die Mitte des 2. Jahrhunderts vor Christus abgeschlossen war. (Ihren Namen hat sie nach der Legende, sie sei in 72 Tagen von 70 Übersetzern bearbeitet worden.) Die LXX geht mit dem Text freier um als die beiden vorigen Versionen. 6. Spalte: die Übersetzung des *Theodotion*; sie stammt aus dem 2. Jahrhundert nach Christus und stellt eine Überarbeitung der LXX anhand des Urtextes dar. Außerhalb der Hexapla gibt es noch zwei Übersetzungen, die beide um 300 entstanden sind, die des Hesychios und die des Lukian. Im neuen Testament stellt sich das Übersetzungsproblem nicht; dafür tritt aber eine andere Schwierigkeit auf: man hat in den ältesten Zeiten die vier Evangelien oft nicht voneinander getrennt, sondern zu **einer** Evangelienharmonie vereinigt. Berühmt ist das *Diatessaron* des Syrers *Tatian*, das zumindest die Germanisten unter ihnen kennen sollten: es bildet nämlich - natürlich über eine lateinische Zwischenstufe - die Vorlage für eine Übersetzung ins Althochdeutsche durch Otfried von Weißenburg.

Vor diesem komplizierten Hintergrund sind nun die lateinische Übersetzungen zu sehen. Man unterscheidet zwischen der *Vetus Latina* und der Übersetzung des Hieronymus, der *Vulgata*. **Vetus Latina** nennt man also alle lateinischen Fassungen vor Hieronymus.

(Aus dem Kreuzworträtsel kennen Sie noch die Bezeichnung *Itala*, die man heute aber meidet, weil der Schwerpunkt der Überlieferung in Nordafrika liegt, wo das Christentum viel früher Wurzeln schlug als in Italien und in Rom selbst.) Die Texte der *Vetus Latina* sind, da sie später von der *Vulgata* verdrängt wurden, nur noch in Fragmenten überliefert; es ist auch fraglich, ob damals schon die ganze Bibel übersetzt wurde oder nur die meistbenutzten Teile daraus (dies waren der Psalter, die Evangelien und die Paulusbriefe). Die *Vetus Latina* geht bis ins 2. Jahrhundert zurück. Markion, ein römischer Ketzler, hat um 150 Texte übersetzt; aber das ist nicht ganz sicher. In Gallien und Nordafrika gab es lateinische Versionen in der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts. Die Fragmente der *Vetus Latina* werden übrigens heute von einer eigenen Gesellschaft gesammelt und ediert.

Die gewöhnliche Lateinfassung der Bibel, eben die ***Vulgata***, stammt aber von Hieronymus, dessen Probleme, heidnische Bildung und christliche Frömmigkeit unter einen Hut zu bringen, wir im 6. Kapitel erörtert haben. Hieronymus wurde zunächst von Papst Damasus beauftragt, die bestehenden Texte zu revidieren. Er begann mit den Evangelien und dem Psalter. Dies geschah wohl noch in Italien und auf der Basis der griechischen Texte. Seit 386 lebte er in Bethlehem, wo er zunächst eine zweite Fassung des Psalters herstellte, immer noch aufgrund des griechischen Textes. Dies sind die *Psalmi iuxta Grecos*, die Eingang in die westliche Liturgie gefunden haben; man spricht auch vom *Psalterium Gallicanum*. Inzwischen hatte er aber Hebräisch gelernt und nahm nun eine Übersetzung des gesamten protokanonischen alten Testaments aus der Ursprache in Angriff. Er begann mit den Büchern der Könige. Es folgte ein drittes Mal der Psalter, nunmehr die *Psalmi iuxta Hebreos*, die sich aber gegen das *Psalterium Gallicanum* nicht durchsetzen konnten und nicht Bestandteil der *Vulgata* wurden. Es folgten dann die Propheten mit Ausnahme von Baruch, Hiob, Esdras, die Bücher des Heptateuch, Ruth, Ester, Tobias und Judith. Das Buch der Weisheit, das Buch Jesus Sirach, den Propheten Baruch und die beiden Makkabäerbücher hat Hieronymus weder übersetzt noch bearbeitet; diese Bücher sind lateinisch das erste Mal im *codex Amiatinus*, einer Bibelhandschrift vom Anfang des 8. Jahrhunderts überliefert. Die Teile des neuen Testaments, die Hieronymus nicht bearbeitet hat, gehen auf die Fassung des Pelagius vom Anfang des 5. Jahrhunderts zurück. Die *Vulgata* ist also ein ziemlich uneinheitliches Textkorpus. Besonders den Evangelien merkt man an, daß sie nur Revisionen bestehender Texte sind; sie stecken nämlich voller Gräzismen.

Der Unterschied zwischen *Vetus Latina* und *Vulgata* war man sich im Mittelalter sehr wohl bewußt; mitunter wurden sie auch ausführlich diskutiert. Anlaß dazu gab z.B. die Stelle in der Genesis über die Erschaffung des Mondes; sie erfolgte laut griechischem Text $\epsilon\nu \alpha\rho\chi\eta \tau\eta\varsigma \nu\upsilon\kappa\tau\omicron\varsigma$. In der *Vulgata* ist dies übersetzt als *ut preesset nocti* (zur Herrschaft über die Nacht). Das griechische $\alpha\rho\chi\eta$ hat aber einen doppelten Sinn: es heißt nicht nur Herrschaft, sondern auch Anfang, und so hatte es die *Vetus Latina* verstanden: *in initio noctis* (zu Beginn der Nacht). Dies hat aber, wenn ein kleiner Exkurs gestattet ist, Folgen für die Chronologie. Denn wenn man annimmt, daß der

Mond nicht unmittelbar nach seiner Erschaffung wieder unterging, sondern erst einmal aufging und eine Nacht lang schien, bedeutet dies, daß der Mond als Vollmond geschaffen wurde, denn nur der Vollmond geht zu Beginn der Nacht auf. Wenn man nun weiter davon ausgeht, daß die Welt zur Frühjahrs-Tag-und-Nacht-Gleiche erschaffen wurde, also am 21. März, und dieser 21. März ein Sonntag war – eben der erste Tag der Schöpfungswoche –, dann fällt die Erschaffung des Mondes auf Mittwoch, den 24. März. Die Weltschöpfung fand also in einem Jahr statt, an dem der 24. März ein Mittwoch und Vollmond war. Das kommt aber gar nicht so häufig vor, nämlich nur alle 532 Jahre, wobei Sie noch bedenken müssen, daß nach mittelalterlicher Auffassung die Gesamtdauer der Weltgeschichte ja nur 6000 Jahre beträgt.

Bibelrevisionen gab es auch noch nach Hieronymus. Sie waren aber keine Neuübersetzungen mehr, sondern nur Reinigung **seines** Textes von Abschreibefehlern. Hierher gehört die schon erwähnte Arbeit Alkuins und eine weitere durch Theodulf von Orléans, die aber weniger Wirkung hatte. Im Spätmittelalter beginnen dann die Übersetzungen in die Volkssprachen, die aber hier nicht mehr unser Thema sind; ich will nur noch erwähnen, daß der erste Druck einer vollständigen deutschsprachigen Bibel im Jahre 1466 erfolgte, also mehr als ein halbes Jahrhundert **vor** Luther. Da dieser Umstand dem Ruhm Luthers abträglich ist, wird gewöhnlich behauptet, der Text von 1466 halte sich so sklavisch an die lateinische Vorlage, daß er nur schwer verständlich sei; erst Luther habe gutes, verständliches Deutsch geschrieben. Auch das ist nicht richtig; Luthers Text ist weder besser noch schlechter als die früheren Übersetzungen. Vielmehr hat sich die gesamte Entwicklung der neuhochdeutschen Literatursprache an Luthers Sprache ausgerichtet, eben weil er der Reformator war, und deshalb erscheint uns seine Diktion heute besser und natürlicher. Die Entwicklung hätte aber auch ganz anders verlaufen können.

Zum Abschluß dieses Kapitels noch ein kleiner Exkurs, der mit dem Mittellatein nicht sehr viel zu tun hat, aber nicht fehlen darf, wenn man über die Bibel im Mittelalter spricht: ich meine die Technik der Bibelinterpretation gemäß dem vierfachen Schriftsinn. Dahinter steht die Überzeugung, daß die Bibel mehrere Sinnebenen hat: neben der wörtlichen Bedeutung dessen, was mit den Buchstaben niedergeschrieben ist, dem Litteralsinn, hat sie noch drei weitere Bedeutungsebenen, nämlich eine heilsgeschichtliche, eine seelsorgliche und eine endzeitliche Bedeutung. Wie es sich gehört, gibt es dazu einen lateinischen Merkvers:

*Littera gésta docét; quid crédas, állegoría;
Móralís, quid agás; quo téndas, ádagogía.*

"Der Buchstabe lehrt, was geschehen; die Allegorie, was du glauben sollst; die moralische Bedeutung, wie du handeln, und die anagogische, worauf du zielen sollst."

Dazu gleich ein Beispiel: im Zusammenhang mit der Geschichte Abrahams wird ein König von Salem, also Jerusalem, mit

Namen Melchisedech erwähnt, der laut Gen. 14, 18 ein "Priester des höchsten Gottes" war, dem er Brot und Wein opferte: *Melchisedech rex Salem proferens panem et vinum; erat enim sacerdos dei altissimi*. Dieser Melchisedech ist also:

Mittelalterliche Bibelinterpretation

Sinnebenen:	Melchisedech ist:
• historisch	• König von Salem
• heilsgeschichtlich	• Christus beim Abendmahl
• seelsorglich	• der Papst
• endzeitlich	• Christus als ewiger Hoherpriester

Folie 826

1. der historische König von Salem, 2. Christus beim letzten Abendmahl, 3. der Papst als Seelsorger der gesamten Kirche und 4. Christus als ewiger Hoherpriester.

Diese Technik der mehrschichtigen Interpretation der Bibel ist keine christliche Erfindung, sondern geht auf jüdische Vorbilder zurück. Nach dem Bericht des Matthäusevangeliums (12, 38 – 40) hat sich Christus selbst dieser Methode bedient. Dort fordern die Pharisäer von ihm ein Zeichen für seine Vollmacht und erhalten zur Antwort: "Diese böse und treulose Generation fordert ein Zeichen, aber es wird ihr kein anderes gegeben werden als das Zeichen des Propheten Jonas. Denn wie Jonas drei Tage und drei Nächste im Bauch des Fisches war, so wird auch der Menschensohn drei Tage und Nächte im Innern der Erde sein." – Eine schöne Darstellung dieser Szene finden Sie in folgender Zeichnung, unten Jonas, der vom Walfisch freigegeben wird, oben Christus bei der Auferstehung:



Was in diesem Beispiel mehr wie theologische Spielerei aussieht, kann sehr ernsthafte Konsequenzen haben. Bibelzitate wurden nämlich auch in politischen Auseinandersetzung als Beweismittel herangezogen. Am bekanntesten und folgenreichsten ist die Stelle aus der Passionserzählung, wo es heißt: *Dixit ergo eis: "Sed nunc, qui habet sacculum, tollat similiter et peram, et qui non habet, vendat tunicam suam et emat gladium!"* – "Er sagte also zu ihnen: 'Nun aber, wer einen Beutel hat, der nehme auch die Tasche, und wer keinen Beutel hat, verkaufe seinen Mantel und kaufe ein Schwert!' " ... *At illi dixerunt: "Domine, ecce gladii duo hic!" At ille dixit eis: "Satis est."* – "Sie sagten zu ihm: 'Herr, hier sind zwei Schwerter.' Er aber sagte: 'Es ist genug.' " Diese Stelle läßt sich kombinieren mit Jo. 18,10: *Simon ergo Petrus habens gladium eduxit eum et percussit pontificis servum.* – "Simon Petrus aber hatte ein Schwert bei sich und zog es heraus und schlug auf den Knecht des Hohenpriesters ein." Wenn man nun die beiden Schwerter als die geistliche und die weltliche Gewalt deutet, ergibt sich, daß beide den Aposteln, genauer Petrus und seinem Nachfolger, dem Papst, zustehen und daß Kaiser und Könige sie von

ihnen erhalten haben. Die Gegenargumentation lautet, daß nach der Johannesstelle Petrus ja nur **ein** Schwert hatte, also wohl nur das geistliche. Außerdem kann man auf die Fortführung der Stelle bei Johannes verweisen: *Dixit ergo Jesus Petro: "Mitte gladium in vaginam!"* – "Aber Jesus sagte zu Petrus: 'Stecke dein Schwert in die Scheide.' " Demnach soll der Papst, selbst wenn ihm das weltliche Schwert zusteht, dieses nicht bzw. nicht selbst führen. Die Argumentation läßt sich und wurde auch *usque ad infinitum* fortsetzen.

11. KAPITEL: PROSATEXTE (WELTCHRONIKEN)

MIT DIESEM KAPITEL BEGINNT die Serie der Kapitel, in denen ich Ihnen mittellateinische Texte der verschiedenen Gattungen vorstelle. Sie dauert, unterbrochen von weiteren Kapiteln zur Sprache und zur Kulturgeschichte, bis zum Ende der Vorlesung. Zu allererst aber die Frage: wo können Sie sich überhaupt über die mittellateinischen Texte informieren? Eine umfassende mittelalterliche Literaturgeschichte gibt es selbstverständlich nicht; sie hätte lateinische und volkssprachliche Texte gleichermaßen zu berücksichtigen und wäre also ein Mammutunternehmen. Auch für die lateinischen Texte allein sieht es schlecht aus. Das Standardwerk ist immer noch

- Max Manitius, Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters. 3 Bde., München 1911/1931 (= Handbuch der Altertumswissenschaft 9,2).

Die Darstellung erfolgt autorenweise, reicht allerdings nur bis zum Ende des 12. Jahrhunderts und ist ja auch nicht eben jüngsten Datums. Neuer, aber noch knapper, ist folgendes Lexikon:

- Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. 2. Aufl. Berlin 1978/2008

"Deutsch" bezieht sich hier auf die Heimat der Autoren, nicht auf die Sprache. Empfehlenswert ist schließlich auch noch folgendes Buch, das keine Gesamtdarstellung beabsichtigt, sondern die exemplarische Vorstellung einiger ausgewählter Autoren:

- Karl Langosch, Profile des lateinischen Mittelalters. Geschichtliche Bilder aus dem europäischen Geistesleben. Darmstadt 1965.

Wir beginnen in diesem Kapitel mit Prosatexten, also mit Texten, in denen die Sprache nicht in besonderer Weise kunstvoll arrangiert, aber doch bewußt und sorgfältig formuliert ist. Und zwar greife ich einige Autoren und Werke heraus, die auch als Quellen für die Geschichte interessant sind.

"Von allen Ländern," schreibt unser erster Autor, "die sich vom Sonnenuntergang bis zu den Indern erstrecken, bist du das schönste, o heilige und immer glückliche Mutter von Fürsten und Völkern, Spanien! Zu Recht nennt man dich die Königin aller Provinzen, von der nicht nur der Westen, sondern auch der Orient sein Licht herleitet. Du bist die Zier und Schönheit des Erdkreises, der erlauchteste Landstrich, in welchem die glorreiche Fruchtbarkeit des gotischen Volkes mit großer Freude lebt und blüht. Zu recht hat dich die Natur

aufs reichhaltigste mit der Fülle aller Gewächse gesegnet. Du an Beeren überreiche, an Trauben überströmende, an Ernten glückliche bist von Feldern überzogen, von Olivenhainen überschattet, von Weinbergen bedeckt. Du besitzt blühende Felder, dicht belaubte Wälder, fischreiche Strände. In einer überaus günstigen Klimazone gelegen, wirst du weder durch die sommerliche Hitze der Sonne ausgedörrt, noch zermürbt dich die Härte des Eises, sondern von einer gemäßigten Himmelsregion umgeben, wirst du von glücklichen Westwinden genährt. Was immer die Gefilde an Fruchtbarem, die Bergwerke an Wertvollem, die Lebewesen an Schönem und Nützlichem aufweisen können, bringst du hervor, nicht zu vergessen die Ströme, die der Ruhm hervorragender Herden adelt."

Mit diesen Sätzen, die an das bekannte Lob auf Bayern des Arbeo von Freising erinnern, beginnt **Isidor von Sevilla** seine Geschichte der Goten. Isidor, Erzbischof von Sevilla, Zeitgenosse und Freund Gregors des Großen, Zeitgenosse auch Gregors von Tours, ist uns hauptsächlich als Verfasser oder besser gesagt Kompilator der *Etymologiae*, der mittelalterlichen Universalenzyklopädie bekannt. Er spielte aber auch politisch eine bedeutende Rolle, und in diese Rolle gehört seine Gotengeschichte, die er nach der schwungvollen Einleitung in trockenem Annalentonfall weiterführt. Ein eleganter Text, ein berühmter Verfasser, aber im Grunde ist alles Topos, man vermißt jede Spur einer persönlichen Regung des Autors. Gott sei Dank gilt das nicht für alle mittellateinischen Schriftsteller, denn sonst bliebe der sprachlichen Mühe, die wir uns mit ihnen machen, der ästhetische Lohn vorenthalten. Ich bringe deshalb gleich ein Gegenbeispiel, aber aus derselben literarischen Gattung: ebenfalls eine Chronik, diesmal der Langobarden; der Autor ist der schon früher einmal genannte Paulus Diaconus oder germanisch Warnefrid. Um 720 oder etwas später geboren, kam er vor 744 zur Ausbildung nach Pavia, wo er in den 60er Jahren Lehrer der Prinzessin Adelperga wurde, der Tochter des letzten Langobardenkönigs Desiderius. Als diese Dame den Herzog von Benevent heiratete, mochte sie dennoch auf ihren Lehrer nicht verzichten und nahm ihn mit. Später, nach dem Ende des selbständigen Langobardenreiches 773/4, zog er sich ins Kloster Montecassino zurück, wo er wohl die Langobardengeschichte verfaßte. In ihr schiebt er in Buch 4 Kapitel 37 einen ganz persönlichen Exkurs ein:

"Es verlangt nun diese Gelegenheit, die allgemeine Geschichte zurückzustellen und einiges über meine, also des Autors, Vorfahrenreihe zu berichten. Zu der Zeit, als das Volk der Langobarden aus Pannonien nach Italien kam, kam auch Leupchis, mein Ururgroßvater, aus demselben Volk der Langobarden mit ihnen an. Nachdem er einige Jahre in Italien gelebt hatte, starb er und hinterließ fünf noch minderjährige Kinder; diese hat jener Sturm der Gefangenschaft, von dem wir gerade berichtet haben, ergriffen und alle aus Cividale in das Land der Awaren ins Exil geführt." Der jüngste dieser fünf Söhne namens Lopichis, der Urgroßvater unseres Autors, beschließt nach vielen Jahren zu fliehen; es geschehen einige Wunder, so führt ihn eine Wölfin auf den richtigen Weg, er hat eine Vision, und eine alte Frau hat Mitleid mit ihm, versteckt ihn und hilft ihm weiter. Paulus be-

richtet sodann: "Als er einige Tage später nach Italien kam, gelangte er in das Haus, in dem er geboren worden war. Das war so verlassen, daß es nicht nur kein Dach mehr hatte, sondern voller Brombeer- und Dornsträucher war. Diese riß er aus und fand zwischen den Mauern eine große Esche, die inzwischen dort gewachsen war; an sie hängte er seinen Köcher. Schließlich baute er, mit Hilfe seiner Freunde und Verwandten, das Haus wieder auf und führte auch eine Frau heim; vom übrigen Besitz seines Vaters konnte er aber von denen, die ihn während seiner Abwesenheit in Besitz genommen und so lange innegehabt hatten, nichts zurückerlangen. Dieser, wie ich oben schon vorausgeschickt habe, war mein Urgroßvater. Er zeugte meinen Großvater Arichis, Arichis aber meinen Vater Warnefrit, Warnefrit aber aus seiner Gattin Theudelinde mich, Paulus, und meinen Bruder Arichis, der den Namen unseres Großvater erhielt." (Wie Paulus zugunsten dieses Bruders Arichis bei Karl dem Großen intervenierte, habe ich im 8. Kapitel schon geschildert.)

Solche Chroniken der Geschichte eines Volkes sind aber im Mittelalter nicht die Regel, sondern eher die Ausnahme. Normalerweise möchte der Chronist die gesamte Weltgeschichte darstellen, um so das Heilswirken Gottes von Adam und Eva bis zum Jüngsten Gericht zu zeigen. Dabei greift er notgedrungen auf Vorlagen zurück, auf die Geschichtswerke anderer Autoren, aus denen er nicht selten wortwörtlich zitiert, wenn er nicht ohnehin das Werk eines Vorgängers einfach weiterführt. Solche wörtliche Übernahme ohne Quellenangabe galt aber nicht etwa als Plagiat oder als Beweis mangelnder Originalität, sondern ganz im Gegenteil sogar als lobenswert. Durch die wörtliche Übernahme wird nämlich die Wahrheit der Aussage am zuverlässigsten gewahrt. Wenn Sie sich die wissenschaftlichen Editionen der verschiedenen Weltchroniken ansehen, werden Sie feststellen, daß lange Passagen in kleinerer Schrift gedruckt sind, so wie das üblich ist, um die Übernahme von Texten zu kennzeichnen. Erst am Ende des Werkes erscheint die normalgroße Schrift: dann hat der Autor die Gegenwart erreicht und berichtet aus eigenem Erleben. Diese Teile der Chronik sind für den modernen Historiker natürlich am interessantesten, aber der mittelalterliche Autor sah seinen Bericht über die Erschaffung der Welt, über Assyrer, Babylonier und Perser und das antike Römische Kaiserreich als ebenso wichtig und ebenso interessant an. Und er hätte gar kein Verständnis dafür, wenn, was oft geschieht, der moderne Editor diese Bestandteile ganz wegläßt und nur die Gegenwartspassagen abdruckt.

Aus der Vielzahl der Weltchronisten möchte ich zwei näher vorstellen, Gregor von Tours und Otto von Freising. **Gregor von Tours** kennen wir bereits aus dem 8. Kapitel, als wir ihn über seine Probleme mit den Präpositionen und Kasus klagen hörten; ich muß ihn nicht noch einmal vorstellen. Beginnen wir also gleich mit *Gregorii episcopi Turonensis Historiarum libri decem*. Das Werk gliedert sich also in zehn Bücher, die jeweils etwa 40 Kapitel enthalten. Dem Ganzen geht eine Vorrede voraus, und zu Beginn jedes Buches steht eine Zusammenstellung der Kapitelüberschriften, die sich recht nützlich als Inhaltsverzeichnis verwenden läßt. Dies ist bei allen Weltchroniken so üblich. Gleich noch ein praktischer Hinweis: es gibt la-

teinische Editionen der Chroniken mit textkritischem Apparat und allem sonstigen wissenschaftlichen Pipapo, z. B. in den *Scriptores der Monumenta Germaniae Historica* – Sie erinnern sich aus dem Proseminar –; dann gibt es deutsche Übersetzungen, z. B. die "Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit" (nur der deutsche Text, in Frakturdruck); und dann gibt es, was am praktischsten ist, zweisprachige Ausgaben. Am empfehlenswertesten ist dabei die Serie "Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters", besser bekannt unter dem Zusatznamen "Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe", aber man kann sich nicht darauf verlassen, daß dieser Zusatztitel auch im Bibliothekskatalog erscheint. In unserem Fall ist die Band 2 und 3 der Reihe. Eine Gesamtübersicht der Editionen im internationalen Rahmen bietet Janos M. Bak, *Mittelalterliche Geschichtsquellen in chronologischer Übersicht* (Stuttgart 1987).

Aber jetzt genug der Theorie, lieber eine erste Textprobe, und zwar gleich das erste Kapitel des ersten Buches: *Principio dominus caelum terramque in christo suo, qui est omnium principium, id est in filio suo, formavit, qui post creata mundi totius elementa, glebam adsumens fragilis limi, hominem ad suam imaginem similitudinemque plasmavit et insufflavit in faciem eius spiraculum vitae, et factus est in animam viventem.* – "Im Anfange bildete der Herr Himmel und Erde in seinem Gesalbten, der da ist der Ursprung aller Dinge, das heißt in seinem Sohne, und dieser nahm, als die Elemente der ganzen Welt geschaffen waren, einen Kloß vergänglicher Erde und bildete den Menschen nach seinem Bilde und Gleichnis und blies ihm in das Antlitz den Hauch des Lebens, und also war der Mensch gemacht zu einer lebendigen Seele." *Cuius dormienti ablata costa, mulier Ewa creata est.* – "Und da er schlief, ward ihm eine Rippe genommen und Eva, sein Weib, erschaffen." *Nec dubium enim est, quod hic primus homo Adam, antequam peccaret, tipum redemptoris domini praetulisset.* – "Es ist aber kein Zweifel daran, daß Adam, der erste Mensch, ehe denn er sündigte, unseren Herrn und Heiland versinnbildlichte." ... *Hi ergo primi homines inter amoena paradisi beati viventis, anguis astu inlecti, divina praecepta transiliunt, eiectique ab angelica sede, mundi laboribus depotantur.* – "Die ersten Menschen also lebten selig in der Lust des Paradieses; aber von der List der Schlange verlockt, übertraten sie Gottes Gebot; da wurden sie aus dem Sitz der Engel getrieben und den Mühen der Welt preisgegeben." *Cognitum autem satellitem, mulier concipit peperitque duos filios.* – "Und nachdem die Frau von ihrem Genossen erkannt worden war, empfing sie und gebar zwei Söhne." *Sed dum deus unius sacrificium dignanter suscipit, alius invidia inflammante tumescit, et in fraterni sanguinis effusionem novus parecida consurgens fratrem opprimit, vincit, interimit.* – "Aber während Gott das Opfer des einen gnädig annimmt, schwillt der andere vor wildem Grimm und erhebt sich, der erste Mörder, das Blut seines Bruders zu vergießen; er wirft ihn nieder, überwältigt und tötet ihn."

In diesen wenigen Sätzen haben wir Gregor von Tours, wie er leibt und lebt. Das Ganze ist recht frisch-fröhlich erzählt und zusammengefaßt; die Genesis braucht dafür vier volle Kapitel. Darüber

hinaus erfuhren wir ein *Détail*, das gar nicht in der Bibel steht, nämlich daß es zwischen Kain und Abel zu einem Zweikampf gekommen sei. Und zusätzlich zeigt der Autor noch in einer penetranten Belehrung sein theologisches Wissen: die Schöpfung erfolgt *in principio*, d. h. in Christus, der gesagt hat: "Ich bin das Alpha und das Omega, Anfang und Ende." Die Technik der Bibelinterpretation nach dem vierfachen Schriftsinn haben wir schon kennengelernt; hier also bedeutet *principium* im allegorischen Sinne Christus, den Sohn Gottes. Diese Deutung ist keine Erfindung Gregors, und es steckt auch mehr dahinter, also auf den ersten Blick zu sehen ist. Gregor betont bei jeder Gelegenheit seine Rechtgläubigkeit und weist die Ketzereien von Irrlehrern und Häretikern zurück; ich bringe gleich noch eine Probe dafür. Daß Christus an der Schöpfung der sichtbaren Welt beteiligt war, widerspricht nämlich der Lehre der Gnosis, die später auch bei den Katharern oder Albigensern eine Rolle spielt. Nach dieser Lehre gibt es einen Dualismus der bösen materiellen Welt und der guten Welt des Geistes. An der Spitze der bösen Welt steht der Gott des Alten Testaments, der ja laut Genesis diese Welt erschaffen hat; der Gott der guten geistigen Welt ist aber Christus, denn er hat gesagt: "Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Die Interpretation *principium* = Christus beweist aber, daß dieser auch an der Erschaffung der materiellen Welt beteiligt war, und damit bricht die Lehre der gnostischen Ketzler in sich zusammen.

Schauen wir Gregor jetzt ein bißchen grammatisch auf die Finger. Die Form *furmavit* statt *formavit* ist gewöhnungsbedürftig, ebenso *depotantur* statt *deputantur* und *tumiscit* statt *tumescit*. Mißverständlich ist *homines viventis* statt *viventes*. Ein dicker Hund ist aber die Floskel *cognitum autem satellitem mulier concipit*, denn bei *cognitum satellitem* handelt es sich um einen Ablativus absolutus: "Nachdem der Gefährte erkannt worden war, ...". Wenn wir den Akkusativ ernst nehmen, wird dagegen Eva mit Adam schwanger, was theologisch dann doch bedenklich wäre; wir müßten dann nämlich übersetzen: "Den erkannten Gefährten empfängt die Frau."

Etwas später hören wir: *Dominus ergo commotus contra iniquitates populi, non in suis semitis gradientes, diluvium mittit cunctamque animam viventem de superficiem terrae diluvium inundante delivit.* – "Der Herr geriet in Zorn über die Bosheit des Volkes, das nicht auf seinen Pfaden wandelte; er sendet die Sintflut und vertilgte jede lebendige Seele von der Oberfläche der Erde durch die einbrechende Flut." *Increpant nobis hic heretici, cur scriptura sancta dominum dixisset iratum.* – "Hier greifen uns die Irrlehrer an und fragen, warum die Heilige Schrift Gott zornig genannt habe." *Cognoscant ergo, quia deus noster non ut homo irascitur: commovetur enim, ut terreat; pellet, ut revocet; irascitur, ut emendit.* – "Sie mögen also wissen, daß unser Gott nicht wie ein Mensch zürnt: er ergrimmt, um abzuschrecken; er verstößt, um zurückzurufen; er zürnt, um zu bessern."

Passagen in diesem oberlehrerhaften Tonfall finden sich immer wieder bei Gregor, und es scheint, daß er ihn nicht selten auch gegenüber den germanischen Königen angeschlagen hat, mit denen er zu tun hatte. Ebenso oberlehrerhaft wollen wir uns – ein letztes

Mal – mit seinem Latein befassen und monieren: *populi gradientes* statt korrekt *gradientis*, *delivit* statt korrekt *delevit*, *de superficiem* mit Akkusativ statt korrekt Ablativ nach *de*, und wieder einen falschen Ablativus absolutus: *diluvium inundante*.

Das erste Buch von Gregors Opus reicht bis zur Geschichte des heiligen Martin von Tours. Dabei verengt sich der Blickwinkel sehr schnell auf Ereignisse seiner näheren Umgebung; die Christenverfolgung in Gallien wird mit reichlich Wundergeschichten erzählt. Das zweite Buch reicht bis zur Taufe und der Regierung Chlodwigs, bis 511; das dritte Buch handelt über dessen Söhne und Enkel, bis 555, das vierte bis König Sigibert I. 575. Da Gregor 538 oder 539 geboren ist und 573 Bischof von Tours wurde, ist damit bereits die Gegenwart erreicht, und der Autor berichtet aus eigenem Erleben und nicht selten über seine eigenen – selbstverständlich immer richtigen und vorbildhaften – Handlungen. Dies gilt für das fünfte bis zehnte Buch bis zu dessen 30. Kapitel. Das letzte Kapitel bietet noch eine Geschichte der Bischöfe von Tours im Schnelldurchgang, von *Catianus* 249 über *Litorius* und den berühmten Martin von Tours 371–397 bis zu ihm selbst als 19. Bischof von Tours. Eine Schlußbemerkung datiert von 594.

Gregor von Tours ist einer der wichtigsten Quellen für die fränkische Geschichte des 6. Jahrhundert, ohne die dieses dunkle Jahrhundert noch dunkler wäre, als es ohnehin schon ist. Die Lektüre ist auf die Dauer aber ziemlich ermüdend, weil sie die immer gleiche Mischung aus Berichten über Gewalttaten, Wundern und penetranten Belehrungen theologischer Art bietet. Dazwischen kommen aber auch Nachrichten wie die folgende (Buch 9 Kapitel 17) für das Jahr 587: "In diesem Jahr gab es im Frühling starke Regengüsse, und als die Bäume und Weinberge schon grüntem, fiel Schnee und bedeckte alles. Und Frost trat ein und vernichtete die Reben in den Weinbergen wie auch die übrigen Früchte, die bereits angesetzt hatten. So groß war die Kälte, daß sogar die Schwalben, die aus fremden Gegenden kamen, bei dem starken Frost starben."

Gregors Horizont geht selten über das Frankenreich hinaus. Er erwähnt zwar den Einmarsch der Langobarden nach Italien und auch die Bekehrung der Westgoten vom Arianismus zum Katholizismus und schildert damit im Zusammenhang stehende Geschichte der merowingischen Prinzessin Ingunde, die nach Spanien verheiratet wurde und sich dort durch penetrante Bekehrungsversuche unbeliebt machte. Aber die meisten Berichte sind doch regional gebunden. Ich möchte Ihnen aber noch ein längeres Zitat bieten, das sich mit Italien befaßt, genauer mit Rom; Gregor kann aber nur deshalb darüber berichten, weil sein eigener Diakon zufällig dort anwesend war und alles selbst miterlebt hat. Im 1. Kapitel des 10. Buches lesen wir:

"Im fünfzehnten Jahre König Childeberts kam unser Diakon von Rom mit Reliquien der Heiligen zurück und erzählte, daß im November des Jahres zuvor der Tiberfluß über die Ufer getreten sei und die Stadt Rom dermaßen überschwemmt habe, daß manche antiken Tempel einstürzten und die Vorrathshäuser der Kirche zerstört wurden, in denen einige tausend Scheffel Weizen zugrunde gingen.

Auch schwammen eine Menge von Schlangen mit einem Drachen, der so dick wie ein starker Balken war, durch den Fluß ins Meer, aber in den salzigen Fluten des stürmischen Meeres kamen die Tiere um und wurden an das Gestade geworfen. Danach folgte auf dem Fuße die Pest. Und zwar brach sie in der Mitte des Januar aus und befahl zuerst nach den Worten, die man im Propheten Hesekiel liest: 'Fanget aber an an meinem Heiligtume', den Papst Pelagius, und er starb sofort, nachdem ihn die Krankheit ergriffen hatte. Als er tot war, verursachte diese Pest ein großes Sterben unter dem Volk.

Da aber die Kirche Gottes nicht ohne einen Leiter sein konnte, wählte das gesamte Volk den Diakon Gregorius zum Papste. Dieser stammte aus vornehmstem Senatorengelecht und lebte von Jugend an in der Furcht des Herrn. Er gründete aus seinem eigenen Vermögen sechs Klöster in Sizilien und richtete ein siebtes in den Ringmauern der Stadt Rom ein. Er übermachte diesen Klöstern so viel Land, wie ausreichte, ihren täglichen Bedarf zu bestreiten. Was er sonst hatte, verkaufte er samt seinem ganzen Haushalte und verteilte es unter die Armen. Er selbst, der sonst in Seide ging und im weißen Prachtkleid, schimmernd von Edelsteinen, trug von nun an gewöhnliche Kleidung, wurde für den Dienst am Altar des Herrn geweiht und als der siebente Diakon zur Unterstützung des Papstes bestellt. Er zeigte soviel Enthaltbarkeit im Essen, soviel Wachsamkeit im Gebet, soviel Eifer im Fasten, daß sein Magen darunter litt und er sich nur mit Mühe aufrecht hielt."

Dann hören wir, daß er eigentlich gar nicht Papst werden wollte, sich schließlich aber doch dem Willen des Volkes beugte; sich erst zu weigern und dann doch zuzustimmen, gehört im Mittelalter zum guten Ton, ist also nichts Besonderes. Dann folgt der Text einer Predigt Gregors, über deren Authentizität gestritten wird; es geht darin selbstverständlich um die Pest. Weiter im Text: "Und als er so gesprochen hatte, versammelte er die Scharen der Geistlichkeit und befahl ihnen, drei Tage lang Psalmen zu singen und die Barmherzigkeit Gottes anzurufen. Von der dritten Stunde des Tages an zogen dann die Chöre unter Psalmengesang von beiden Seiten zur Kirche und riefen durch die Straßen: 'Kyrie, eleison!' Es erzählte unser Diakon, der zugegen war, daß damals im Verlauf einer Stunde, während das Volk die Stimmen im Gebet zum Herrn erschallen ließ, achtzig Menschen zu Boden gestürzt und gestorben seien."

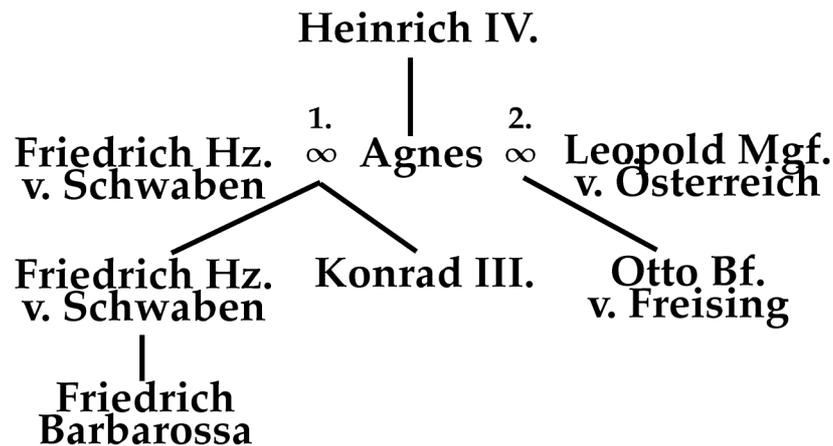
Was Sie gehört haben ist der einzige Bericht über die Wahl Gregors des Großen, und auch ihn hätten wir nicht, wenn nicht Gregor von Tours' Diakon zufällig in Rom gewesen wäre. Die Biographen des Papstes schöpfen alle aus dieser einen Quelle. Später, als Gregor der Große selbst als Heiliger verehrt wird, wird die Szene ausgestaltet: er sieht während der geschilderten großen Prozession, wie auf der Engelsburg der Erzengel Michael erscheint und sein Schwert in die Scheide steckt. Damit endet die Pest: Gott hat das Gebet seines Heiligen erhört. Hier sehen Sie die Szene bildlich dargestellt in einem Stundenbuch; man erkennt sehr schön oben den Engel, während rechts unten gerade noch ein Toter zu Boden sinkt:

Gregor von Tours bietet uns, wie nun schon mehrfach erwähnt, keine Weltchronistik im idealtypischen Sinne. Dafür waren die Voraussetzungen bei ihm auch nicht gegeben, denn eine übergreifende, die Weltgeschichte umfassende Perspektive öffnet sich erst wieder durch die Kaiserkrönung Karls des Großen. Die Theorie von der *translatio imperii*, der Übertragung der Kaiserherrschaft, besagt, daß das Kaisertum durch Julius Cäsar in Rom gegründet wurde, dann von Konstantin auf die Griechen übertragen wurde und nun mit Karl dem Großen in den Westen zurückkehrte. Damit waren die antiken römischen Kaiser nicht mehr die Herrscher eines fremden Staates, der dazu noch lange Zeit die Christen verfolgt hatte; sie waren, wie man ganz offiziell formulierte, die "Vorfahren am Reich", deren Geschichte also die Geschichte des eigenen Staates war. Deshalb wird der antiken Geschichte in den hochmittelalterlichen Weltchroniken ein viel größeres Gewicht beigemessen.

Eine Weltchronik, Geschichte der Sachsen genannt, gibt es beispielsweise von **Widukind von Corvey**, einem sächsischer Autor, der von 925 bis 973 lebte. Die berühmteste Stelle daraus ist die Schilderung der Königskrönung Ottos des Großen in Aachen. Widukind, der sich einer Abstammung von dem Widukind, dem Gegner Karl des Großen rühmte, sieht die Sachsen als gleichwertig mit den Franken an. Das führt gelegentlich zu selektiver Darstellung. So berichtet er mit keinem Wort über die Kaiserkrönung Karls des Großen, auch nicht über diejenige Ottos des Großen. Statt dessen erfahren wir, daß nach der Schlacht auf dem Lechfeld das siegreiche Heer Otto den Großen zum Kaiser ausgerufen habe.

In die frühen Jahre des 12. Jahrhunderts fällt die Weltchronik **Ekkehard von Aura**. Sie hat eine komplizierte Überlieferungsgeschichte, die aber nicht untypisch ist. Ekkehard hat nämlich eine etwas ältere Weltchronik, diejenige **Frutolfs von Michelsberg**, wörtlich übernommen und nur an einigen Stellen Änderungen angebracht, ehe er sie für die eigene Gegenwart weitergeführt hat. Die Originalhandschrift mit den eigenhändigen Änderungen Ekkehard ist erhalten. (Beiläufig: Michelsberg ist ein Kloster bei, heute in Bamberg; Aura liegt etwa 50 km nordöstlich von Würzburg, also nicht allzuweit entfernt von Bamberg.) Frutolf und Ekkehard stimmen in der politischen Tendenz nicht immer überein, was für einige Verwirrung gesorgt hat.

Der berühmteste Weltchronist des Mittelalters ist aber zweifellos **Otto von Freising**. Er war mit König Konrad III. und Kaiser Friedrich Barbarossa verwandt, wie Sie aus folgender Folie entnehmen können:



Er war also gewissermaßen ein Halbonkel des Kaisers, in dessen Nähe er sich auch oft aufhielt, weshalb er als gut informiert gelten kann. Geboren ist er um 1115 und wurde bereits als Kind Propst von Klosterneuburg. Diese Versorgung Minderjähriger mit Pfründen war die mittelalterliche Form des Bafög: Otto ging nämlich zum Studium nach Paris. 1133 machte er sich mit 15 Begleitern auf den Heimweg. Die Reisegruppe übernachtete im Zisterzienserkloster Morimund in Lothringen, auf halbem Weg zwischen Langres und Épinal. Dabei war sie von der Lebensform des damals noch relativ jungen Ordens so beeindruckt, daß alle 16 Kleriker dort Mönch wurden; also der klassische Fall einer *conversio*, des Ordenseintrittes erwachsener Männer aus eigenem Entschluß. Otto blieb etwa 5 Jahre im Kloster Morimund, wo er um 1137 zum Abt gewählt wurde. Darauf folgte 1138 die Erhebung zum Bischof von Freising. Die ganz große Karriere war das, für einen nahen Verwandten des Königs, übrigens nicht, denn Freising war ein kleines und armes Bistum, nicht zu vergleichen etwa mit Salzburg oder Passau; allerdings war er damals gerade einmal 23 Jahre alt. Als Bischof von Freising nahm er 1147/8 am 2. Kreuzzug teil, wobei er an Ostern 1148 bis nach Jerusalem kam. Auch am Italienzug Barbarossas zur Kaiserkrönung hat er teilgenommen. 1158 reiste er zum Generalkapitel des Zisterzienserordens nach Cîteaux. Als er unterwegs wiederum im Kloster Morimund Station machte, erkrankte er und starb am 22. September 1158.

Von Otto von Freising sind uns zwei große Geschichtswerke überliefert, die beide *Chronica* heißen, was manchmal zu Verwechslungen führt. Sie haben aber beide noch einen zweiten Titel, nämlich *Historia de duabus civitatibus* – „Geschichte der zwei Staaten“ – und *Gesta Friderici* – „Die Taten Friedrichs“. Die „Geschichte der zwei Staaten“ ist eine beinahe idealtypische Weltchronik, das heißt: sie führt von Adam und Eva bis zur Gegenwart und darüber hinaus bis zum Weltende und zur Ewigkeit. Sie ist gegliedert in acht Bücher. Buch 1 reicht von Adam und Eva bis zu den Assyrern, Buch 2 von den Medern bis zu Cäsar, Buch 3 von Augustus bis zu Diokletian, Buch 4 von Konstantin bis zu Odoakar, Buch 5 von Theoderich bis zu Ludwig dem Frommen, Buch 6 von Lothar I. bis zu Heinrich IV., Buch 7 vom ersten Kreuzzug bis zu Papst Eugen III. Das 8. Buch schließlich handelt vom Weltende, den Freuden des Himmels und

den Strafen der Hölle. Die beiden Staaten, von denen im Titel die Rede ist, sind aber nun nicht etwa das west- und das oströmische Reich oder so etwas, sondern die *civitas dei* – die „Stadt Gottes“, oder besser der Staat Gottes – und die *civitas diaboli* – die „Stadt des Teufels“. Dahinter steht die Geschichtstheologie des Augustinus, die die Weltgeschichte als eine Auseinandersetzung dieser beiden *civitates* erklärt. Damit ist zwar eine grundsätzlich optimistische Geschichtsauffassung gegeben, weil am Ende die *civitas dei* siegen wird, aber es werden auch die im Mittelalter allgegenwärtigen apokalyptischen Vorstellungen wirksam. Nach ihnen bringt die Zeit unmittelbar vor dem Weltende noch einmal eine Machtentfaltung der *civitas diaboli*.

Die deprimierenden Zustände unter Konrad III. führten Otto zu der Überzeugung, daß die Kraft des römischen Reiches verbraucht sei und das Weltende also unmittelbar bevorstehe. In dieser Situation mußte der Regierungsantritt Barbarossas wie ein Wunder erscheinen: auf einmal öffnete sich doch noch eine positive Perspektive, und das Weltgericht war doch noch einmal hinausgeschoben. Otto hat daraufhin seine Weltchronik nicht etwa umgeschrieben, sondern ein ganz neues Werk über die Taten Friedrichs begonnen, eben das zweite seiner Geschichtswerke. Barbarossa selbst hat es mitinspiert, wie aus einem Brief des Kaisers an den Autor hervorgeht, den Otto seinem Werk vorangestellt hat. Diesem zweiten Werk Ottos wird eine etwas geringere Qualität zugestanden als der Weltchronik, da er sich hier doch irgendwie als Hofberichterstatter betätigt und für Friedrich unangenehme Dinge zu verschweigen geneigt ist. Die „Taten Friedrichs“ umfassen vier Bücher, von denen das erste noch einmal die frühere Geschichte von Heinrich IV. bis zu Konrad III. darstellt. Im 2. Buch beginnt dann die Zeit Barbarossas. In der Mitte des 4. Buches ist der Tod Ottos berichtet. Demnach war außer Otto noch ein zweiter Autor an den *Gesta Friderici* beteiligt, nämlich sein Sekretär *Rahewin*, auf den näherhin das 3. und 4. Buch zurückgeht, wie zu Beginn des 3. Buches ausdrücklich vermerkt ist. Rahewin war Freisinger Domherr und spätestens seit 1144 für Otto tätig; er hat auch lateinische Gedichte verfaßt. Ich kann auch die Handschrift beider vorführen:



Ottos Latein ist nicht ganz einfach zu verstehen, was auch daran liegt, daß er auf antike Manier zu schreiben versucht, um seine Gelehrsamkeit hervorzuheben; so berichtet er z. B., Otto der Große sei nach dem Sieg auf dem Lechfeld zum *pater patriae* (Vater des Vaterlandes) ausgerufen worden. Grammatikalisch ist er ein Muster Schüler. Einige Stilproben: im 2. Kapitel des 1. Buches der Weltchronik hören wir von den ersten Menschen: *Ubi dum primus homo positus, verbo dei factus inobediens, in hanc peregrinationem iusto dei iudicio deiectus est, cepit maledictionis terram excolere primum in Asia.* – "In dieses", nämlich das Paradies, "wurde der erste Mensch gesetzt, aber er wurde dem Gebot Gottes ungehorsam und ist deshalb durch das gerechte Urteil Gottes zur Pilgerschaft hier auf Erden

verdammt worden und begann, die Erde der Verfluchtung zu bebauen, und zwar zuerst in Asien." *Generavit autem filios utriusque civitatis, de quibus agere proposuimus, primos cives.* – "Die Söhne, die er zeugte, waren die ersten Bürger der beiden Staaten, von den wir handeln wollen." *Quorum prior invidia et bonis operibus alterius incitatus fratrem interfecit.* – "Der ältere der beiden erschlug seinen Bruder aus Neid und Ärger über die guten Werke des anderen." ... *Occiso Abel alius Adae filius, Seth scilicet, nascitur, qui "resurrectio" interpretatur; a quo postmodum populus dei propagatur.* – "Nach Abels Ermordung wurde Adam noch ein Sohn geboren, nämlich Seth, dessen Namen man als 'Auferstehung' deutet; er wurde der Stammvater des Volkes Gottes." *Ab hoc sextus magnus civitatis dei civis Enoch fuit, qui in tantum deo placuit, ut ab ipso translatus ad ultima ecclesiae tempora in loco cunctis mortalibus incognito vivus reservetur.* – "Der sechste nach ihm war der große Bürger des Gottesstaates, Henoch, der Gott in so hohem Maße wohlgefällig war, daß er ihn entrückte und bis zur Endzeit der Christenheit an einem allen Sterblichen unbekanntem Ort am Leben erhält."

Die Bezugnahme auf Augustinus und seine Geschichtsphilosophie wirkt ein bißchen bemüht, aber das gibt sich im Laufe der Zeit. Am Ende des 2. Buches berichtet Otto über die Ermordung Cäsars. "Als Cäsar aber auf dem Gipfel der Macht eine der Tradition widersprechende Staatsverfassung einführen wollte, wurde er im Einvernehmen mit dem Senat von Brutus und Cassius in der Kurie ermordet." Ein bißchen mager ist das schon für eines der wichtigsten Ereignisse der Weltgeschichte, aber es kommt bei Otto von Freising öfter vor, daß er mehr über die Ereignisse spricht als von ihnen. Zum Ausgleich zeige ich Ihnen eine Abbildung. Es gibt nämlich eine heute in Jena liegende Handschrift der Weltchronik mit sehr schönen Miniaturen. Die Ermordung Cäsar ist wie folgt dargestellt:



So kurios es ist: die Mörder verwenden ihre Schreibgriffel, um den Diktator zu erstechen. Übrigens soll später Kaiser Claudius seinen Gästen das Schreibzeug haben abnehmen lassen, bevor sie den Speisesaal betreten durften.

Bemerkenswert ist die Stellungnahme Ottos zur Konstantinischen Schenkung; er berichtet, daß Konstantin "dem Bischof dieser Stadt, dem seligen Silvester, die Abzeichen der Herrschaft übergab, während es selbst nach Byzanz übersiedelte und seine Residenz dorthin verlegte. Infolgedessen behauptet die römische Kirche, daß ihr die Herrschaft über das Abendland als von Konstantin übertragen zustehe, und zum Beweis dessen trägt sie kein Bedenken, bis zu heutigen Tage von allen außer den beiden Reichen der Franken Abgaben zu fordern. Die Fürsprecher der kaiserlichen Macht dagegen behaupten, Konstantin habe damit den römischen Bischöfen nicht die Herrschaft übergeben, sondern er habe sie aus Ehrfurcht vor Gott als dessen oberste Priester nur zu Vätern angenommen: sie sollten ihn und seine Nachfolger segnen und durch ihre Gebete schirmen und stützen. Zum Beweis dafür führen sie an, daß Kon-

stantin selber das Reich unter seine Söhne aufgeteilt und dem einen das Abendland, dem anderen das Morgenland gegeben habe. ... Sie meinen, ein so gläubiger Fürst hätte niemals seinen Söhnen vermacht, was er vorher der Kirche übergeben hatte. ... Doch dies alles zu entscheiden, ist hier nicht unsere Aufgabe."

Zum Abschluß dieses Kapitels möchte ich noch ein Zitat bringen, das gerade an einer bayerischen Universität nicht fehlen darf, nämlich Ottos Urteil über die Wittelsbacher. Im Zusammenhang mit der Schlacht auf dem Lechfeld berichtet er zunächst, der Graf von Scheyern habe damals Verrat geübt und die Ungarn ins Land geführt, seinen Verrat aber dann mit dem Leben bezahlt. Und dann fährt er fort: (VI 20): "Aus seinem Stamme sind bis heute zahlreiche Gewaltmenschen entsprossen. Aber der Pfalzgraf Otto (von Wittelsbach), des treubruchigen, unbotmäßigen Vaters sehr ähnlicher Sohn, übertrifft alle seine Vorfahren an Börsartigkeit und drangsaliert bis zum heutigen Tage unablässig die Kirche Gottes. So ist seltsamerweise fast diese gesamte Nachkommenschaft, ich weiß nicht, nach welchem göttlichem Ratschluß, in verkehrtem Sinn hingegeben, so daß man in ihr keinen oder doch nur ganz wenige beiderlei Geschlechts, welches Ranges oder Standes auch immer, findet, die sich nicht in offener Gewalttätigkeit austoben oder völlig verblendet, jedes kirchlichen oder weltlichen Amtes unwürdig, sich dem Diebstahl und Straßenraub ergeben und ein elendes Bettlerdasein fristen." Die Stelle ist übrigens in einigen Handschriften, die in bayerischen Klöstern aufbewahrt wurden, getilgt.

Zu dieser Stelle ist nun aber doch ein Kommentar nötig. Der erwähnte Pfalzgraf Otto ist derjenige, der 1180 bayerischer Herzog wurde und so die bis 1918 regierende Dynastie begründete. Gewalttätige Neigungen kann man ihm nicht absprechen: auf dem Reichstag von Besançon ging er mit dem Schwert auf die päpstlichen Legaten los, die Barbarossa nur mit Mühe schützen konnte. Sein Vater hatte den Bischof von Freising während eines Gottesdienstes angegriffen und mißhandelt und war deswegen von König Konrad III. bestraft worden. Ein Verwandter von ihm, der ebenfalls Otto hieß, ist als Mörder König Philipps von Schwaben in die Geschichte eingegangen.

Aber es steckt doch mehr dahinter. Die Pfalzgrafen, später Herzöge von Wittelsbach waren die Vögte der Freisinger Kirche. Der Vogt, lateinisch *advocatus*, ist ein Adliger, der die Kirche in den Angelegenheiten vertritt, in denen der Bischof als Geistlicher nicht tätig werden darf, z. B. beim Blutgericht. Der Adlige erbringt diese Leistung aber nicht um Gottes Lohn, sondern erhält dafür eine Vergütung, etwa ein Lehen oder direkte Geldzahlungen, z. B. aus den Gerichtsgebühren. Nun kommt es vor, daß der Vogt sehr eifrig ist, wenn es darum geht, diese Vergütung entgegenzunehmen und sie möglichst noch zu steigern, aber weitaus weniger eifrig beim Erbringen der Leistung, für die er bezahlt wird. So alt die Einrichtung der Vogtei ist, so alt sind die Klagen über ihren Mißbrauch: der Vogt sei kein Beschützer, sondern ein Bedrücker der Kirche. Dazu kommt, daß der Grundsatz, die Kirche solle sich nicht in weltliche Angelegenheiten einmischen, im Hochmittelalter obsolet geworden ist und daß die

Mitwirkungen Weltlicher bei Angelegenheiten der Geistlichkeit seit dem Investiturstreit in Mißkredit gerät. Die Abschaffung der Vogtei, die "Entvogtung", ist das große Thema des 12. Jahrhunderts. In der Praxis gelingt dies aber nur selten, und Vogteirechte sind einer der Bausteine der fürstlichen Landesherrschaft, die sich vom 13. Jahrhundert an entwickelt. Diesen Hintergrund muß man also bei der Witeltsbacher-Schelte Ottos von Freising mitbedenken; trotzdem ist dieser emotionale Ausbruch aber eigentlich unter seinem Niveau.

**12. KAPITEL:
"DER FRÖHLICHE WALFISCH", ODER:
EIGENARTEN DER MITTELLATEINISCHEN ORTHOGRAPHIE**

ALLJÄHRLICH AM 28. JANUAR, dem Festtag des heiligen Karls des Großen, wird bis auf den heutigen Tag in Frankfurt/Main und in Aachen die Karlsliturgie zelebriert, d. h. die heilige Messe mit den Texten für diesen Heiligen. Dazu gehört auch die Sequenz zwischen Epistel und Evangelium. Sie beginnt wie folgt:

*Urbs Aquensis, urb regalis,
Regni sedes principalis,
Prima regum curia,
Regi regum pange laudes,
Que de magni regis gaudes
Karoli presentia!*

"Stadt Aachen, königliche Stadt, erster Sitz des Reiches, Singe dem König der Könige Lob, die du dich erfreust an der Gegenwart des großen Königs Karl!" (In Frankfurt/Main heißt es in der ersten Zeile: *Frankenfordensis urbs regalis.*) In diesem Stil geht es weiter, über insgesamt sieben Strophen. Die 2. Strophe beginnt folgendermaßen:

*Iste cetus psallat letus,
Psallat chorus hic sonorus
Vocali concordia.*

Bei der Übersetzung stocken wir, denn *cetus* ist laut Lexikon der Walfisch. Heißt es also: "Dieser Walfisch singt fröhlich"? Nun ist in Aachen (und auch in Frankfurt²) ja manches möglich, aber ein Walfisch hätte doch Probleme, bis dorthin zu gelangen. Die Lösung ist viel einfacher: *cetus* ist die mittellateinische Orthographie für *coetus*. Dieses *coetus* ist abgeleitet aus *coitus*, das Zusammentreffen oder die Vereinigung, die Versammlung, die Menge. Damit löst sich auch das zweite Problem, das ich Ihnen unterschlagen habe: das Wort *letus* hat nämlich nichts mit "letal", also "tödlich" oder dergleichen zu tun, sondern ebenfalls die mittellateinische Orthographie für *laetus*. Es ist demnach die christliche Festgemeinde, die das fröhliche Lied anstimmt.

² Ich bin in Frankfurt/Main aufgewachsen.

Wir steigen mit diesem Kapitel also aus den Höhen der Geistesgeschichte in die Niederungen der Philologie hinunter. Es geht also jetzt ganz konkret darum, wie sich das mittelalterliche Latein von der Sprache unterscheidet, die Sie in der Schule oder in den vergangenen Semestern als das einzig richtige Latein gelernt haben. Nach allem, was Sie bisher gehört haben, werden Sie Spektakuläres nicht mehr erwarten, aber doch immerhin genug, um ein Kapitel damit zu füllen.

Die wichtigste Änderung in der Orthographie ist der Ersatz der Diphthonge **ae** und **oe** durch die *e caudata* etwa seit der Jahrtausendwende und das einfache *e* seit dem 12. Jahrhundert. Hier sehen Sie die Entwicklung graphisch:

ae **œ** **ę** **ę** **e**

Wir haben schon im 2. Kapitel über den zugrundeliegenden Lautwandel gesprochen. Es handelte sich dabei also nur um die Anpassung an eine Aussprachegewohnheit, die bereits seit über 900 Jahren bestand, aber durch die historische Orthographie verschleiert wurde. Reine *e*-Schreibungen gibt es vereinzelt schon früher, so in karolingischen Figurengedichten – was das ist, erfahren Sie im 16. Kapitel.

Ein noch früherer Beleg stammt aus der Zeit um 500 und ist ausgesprochen kurios: die Weltchronik des *Fabius Fulgentius*, über den wir außer dem Namen nichts weiter wissen, ist in ebensoviele Kapitel eingeteilt wie das Alphabet Buchstaben hat. Jedem Kapitel ist also ein Buchstabe zugeordnet, und zwar derart, daß der Text des Kapitels diesen Buchstaben **nicht** verwendet. Z. B. verwendet das zweite Kapitel mit der Überschrift *Abest B* (es fehlt das *b*) also nur Wörter ohne *b*, das dritte Kapitel nur Wörter ohne *c* usw. Das erste Kapitel *Abest A* (es fehlt das *a*) handelt von der Erschaffung der Welt und des Menschen bis zum Sündenfall, also vom Paradies, von Adam und Eva usw.; daß es nicht ganz einfach ist, dabei ohne den Buchstaben *a* auszukommen, bedarf keiner Erläuterung. Und in diesem Kapitel setzt Fabius Fulgentius konsequent das einfache *e* an Stelle des Diphthongs *ae*. Sodann gibt es mindestens seit der Karolingerzeit auch hyperkorrekte Schreibungen, d. h. es wird der Diphthong gesetzt, wo er gar nicht hingehört, z.B. *aeclesia*, *aepiscopus*, *aemere* usw.; auch dabei ist *ę* statt *ae* möglich, also *ęcclesia* etc.

Im 14. Jahrhundert nannte man die älteren Handschriften mit *ae*- und *oe*-Schreibung *codices diptongati*. Die Humanisten haben viel Mühe darauf verwandt, den Diphthong wieder einzuführen, wobei sie mitunter ebenfalls über das Ziel hinausschossen. Niccolò Niccoli hat einen eigenen Traktat über diese Frage verfaßt, der allerdings verloren ist. Die mittellateinische *e*-Schreibung kann sich als lästig erweisen, wenn man ein Wort im Lexikon sucht, wo die klassische Schreibung üblich ist; man findet als *edificium* unter *aedificium*, *egrotus* (krank) unter *aegrotus*, *enigma* (das Rätsel) unter *aenigma*, *estas* (der Sommer) unter *aestas*, *eternus* (ewig) unter *aeternus*, *celum* un-

ter *coelum*, *obedire* unter *oboedire*, usw. Durch die e-Schreibung entstehen Homonyme: so fallen *quaerere* (fordern) und *queri* (klagen) zusammen, es (du bist) und *aes* (das Erz); und beim Dativ und Ablativ Plural von *poena* kann es zu peinlichen Verwechslungen kommen. Ein weiterer Kalauer: der Beginn der Präfation der Messe lautet bekanntlich: *Vere dignum et iustum est, aequum et salutare* (In Wahrheit ist es würdig und recht, geziemend und heilsam). Bei der Schreibung *equum* statt *aequum* kann man aber auch übersetzen: "Im Frühling (*vere*) ist es würdig und recht, auch das Pferd zu grüßen."

Die e-Schreibung statt ae und oe ist das auffälligste Merkmal der mittellateinischen Orthographie. Weitere Eigenheiten sind: **l** und **y** sind im Mittellatein in der Aussprache identisch und deshalb austauschbar; man kann also z.B. *Ytalia* schreiben. Nur in den Endungen begegnet uns das y sehr selten.

Das **h** kann fehlen, wo es hingehört, und gesetzt werden, wo es eigentlich nichts zu suchen hat. Z.B. *iems* statt *hiems* oder *habundare* statt *abundare*. Daraus ergeben sich so schöne Formeln wie *cum omnibus honoribus et honeribus* (mit allen Ehren und Lasten). Besonders in Süditalien und Spanien gibt es so groteske Schreibungen wie *hut* oder *oc*. Der h-Wechsel gilt besonders auch für die aspirierten Tenues, d.h. es wechseln *t* und *th*, *p* und *ph*, *c* und *ch*. Etwa *tronus*, aber *thaurus*; *spera*, aber *Phitagoras*; *scisma*, aber *conchilium*. Seit der Jahrtausendwende schreibt und spricht man *michi* und *nichil* statt *mihi* und *nihil*. Auch dies erregte den Eifer der Humanisten. In Spanien gibt es auch die Formen *mici* und *nicil*.

Ph und **f** wechseln, so daß griechische Wörter auch mit *f* und lateinische Wörter auch mit *ph* geschrieben werden können, z.B. *fantasma*, aber *phas* und *nephas*. Der Passauer Bischof Vivilo erscheint gemäß bayerischer Aussprache auch als Fifilo oder Phiphilo.

Auch einzelne Einflüsse der Volkssprachen machen sich in der Orthographie geltend, so aus den romanischen Sprachen die Gleichsetzung von *qu* und *c*, z.B. *cotidie*, *secuntur*, aber umgekehrt *sequutus* oder, besonders befremdlich, *quum*; oder das Hinzufügen oder Weglassen von *n* vor *gn* oder *gu*: *angnus*, *gingnere*, aber *ligwa*; oder die Verdoppelung oder Vereinfachung von Konsonanten: *difusus*, *litera*, *aparatus*, aber *edificare*, *Affrica*, *apostolus*; das Schwanken zwischen *e* und *i* in Nebensilben: *intellegere/intelligere*; *aureus/aurius* usw. Ähnlich, aber seltener, auch bei *o* und *u*, vor allem vor *l*: *epistola/epistula*, *rivolus/rivulus*; diese Fälle sind aber nur schwer zu beobachten, da die Buchstabenfolge *ol/ul* hier meist als † abgekürzt wird. Auf germanischen Ursprung gehen die Fälle von Auslautsverhärtung zurück: *set*, *aput*; und umgekehrt hyperkorrekte Formen: *capud*, *adque*, *inquid*, *adletha*.

In den Buchstabenfolgen *mn*, *mt*, *ms* wird gern ein *p* eingeschoben. Dies kommt zwar bei *mt* schon im antiken Latein vor, wird aber im Mittelalter immer häufiger angewandt: *idemptitas*, *dampnare*, *contempnere*.

All diese Abweichungen sind nicht aufsehenerregend; schwierig wird ihre Identifizierung – pardon: ihre Idemptifizierung – erst, wenn mehrere Erscheinungen zusammenkommen oder wenn miß-

verständliche Doppelformen entstehen. Letzteres ist etwa der Fall bei *quod* und *quot*; das erste bedeutet "was", das zweite "wie viele". Solche möglichen Mißverständnisse können sich beim Abschreibeprozess der Handschriften verfestigen, besonders, wenn zunächst unsinnige Formen entstehen, die dann zu Veränderungen an anderer Stelle Anlaß geben. Z.B. kann die Form *nequit* (er kann nicht) als *nequid* geschrieben sein; diese Form wird zerlegt zu *ne quid* (damit nicht irgendetwas), und der Abschreiber schafft zu dieser Nebensatzeinleitung dann ein finites Prädikat, das in seiner Vorlage ja fehlen muß. Ein schönes Beispiel ist auch der *impnus*; ihm fehlt im Vergleich zur klassischen Form am Anfang das *h*, das *i* steht für ein *y*, und das *p* ist überflüssig, so daß sich das Ganze als *hymnus* entpuppt.

13. KAPITEL: DIE SPRACHE IN DER PRAXIS, II: URKUNDEN UND RHYTHMISCHER SATZSCHLUSS (*CURSUS*)

IM JAHRE 1999 ERSCHIEN in 2. Auflage das "Handbuch der Rechtsförmlichkeit. Empfehlungen des Bundesministerium der Justiz zur einheitlichen rechtsförmlichen Gestaltung von Gesetzen und Rechtsverordnungen". Es enthält in Teil: "Allgemeine Empfehlungen für das Formulieren von Rechtsvorschriften" interessante Grundsätze, so etwa: "Vorschriften sollen ... soweit wie möglich für jeden verständlich gefaßt sein." Und: "Damit kein für Laien mißverständlicher oder gar unverständlicher Vorschriftentext entsteht, müssen die Eigenheiten der Fachsprache ... im Auge behalten werden." Und: "Die Rechtssprache ist deutsch." Und: "Die Wortwahl sollte zeitgemäß sein. ... andererseits sollen Modewörter, wie z. B. 'Optimierung', 'Team', 'Aspekte', 'Modalitäten', 'multifunktional' oder 'ganzheitlich', nicht verwendet werden." Daß sich die Publikation selbst nicht im entferntesten an diese Regeln hält, wird niemanden überraschen. Aber der Text zeigt doch, daß die Rechtssprache eine spezielle Sprache ist, die sich von der Sprache der literarischen Produktion unterscheidet. Wer jemals versucht hat, mit einer klassischen Latein-ausbildung Texte des *Corpus Juris Civilis* zu lesen, weiß, wovon ich spreche.

Auch die mittelalterliche Urkundensprache hat ihre eigenen Regeln. Die mittelalterlichen Urkunden sind gewöhnlich in lateinischer Sprache verfaßt; seit dem 13. Jahrhundert tauchen auch deutsche Urkunden auf, und zwar vom südwestdeutschen Raum ausgehend. Sie sind aber selbst für gelernte Altgermanisten kaum verständlich und auch noch unzureichend erforscht. Die deutsche Urkundensprache emanzipiert sich dabei erstaunlich schnell vom lateinischen Vorbild, wird dadurch aber kaum verständlicher. Wenn Sie das Problem näher interessiert, können Sie einen Aufsatz von mir lesen, den Sie im Literaturverzeichnis finden. Volkssprachliche Urkunden gelten zunächst als nicht ganz vollwertig und werden manchmal von den Gerichten nicht anerkannt.

Die ältesten Königsurkunden in deutscher Sprache stammen von Rudolf von Habsburg. Es gibt ein älteres Stück von Konrad IV.,

das aber nach meiner Überzeugung kein Original ist, und ein Stück von Wilhelm von Holland in niederländischem Dialekt, das aber eher als Grafenurkunde anzusehen ist. Jedoch gibt es noch im 14. Jahrhundert Probleme mit der Verständlichkeit der Sprache: noch Ludwig der Bayer schreibt an norddeutsche Empfänger grundsätzlich auf Latein, weil der bayerische Dialekt seiner Notare dort nicht verständlich gewesen wäre. Das ändert sich erst unter Karl IV. Aber der "römische" Kaiser behält immer eine gewisse Neigung, sich auch der "römischen" Sprache zu bedienen. Der Papst schreibt immer lateinisch, von ganz wenigen Ausnahmen seit dem 18. Jahrhundert abgesehen. Internationale Verträge werden ebenfalls lateinisch formuliert, so etwa noch der Vertrag von Utrecht, der 1714 den Spanischen Erbfolgekrieg beendete und den Engländern Gibraltar zusprach; der Text ist also heute noch von Bedeutung.

Die Urkundensprache ist sehr konservativ und schleppt altertümliche Formulierungen oft noch lange Zeit mit sich. Dazu trägt auch die Praxis bei, ganze Passagen aus früheren Urkunden – die Wissenschaft spricht von "Vorurkunden" – wörtlich zu übernehmen. Diese strenge Formgebundenheit erlaubt es aber auch, anhand von Formfehlern Urkundenfälschungen zu entlarven.

Ein spezielles Stilmittel der Urkundensprache ist der rhythmische Satzschluß, der sog. *cursus*. Er ist ganz allgemein eine Regel, betonte und unbetonte Silben in ausgewogener Weise aufeinander folgen zu lassen. Besondere Sorgfalt wird auch hier auf die Satzenden gelegt, für die je nach der Tiefe des Einschnittes bestimmte auffällige rhythmische Folgen gewählt werden. Man kann den *Cursus* also etwas zugespitzt als die Lehre vom rhythmischen Satzschluß bezeichnen, aber es gibt auch Regeln für den Anfang und die Mitte des Satzes. Wir wollen uns hier aber auf den Satzschluß beschränken. Statt theoretischer Definitionen will ich Ihnen lieber gleich ein Beispiel geben. Etwa die Hälfte aller päpstlichen Urkunden tragen am Schluß die beiden folgenden Korroborationsformeln: "Überhaupt keinem Menschen soll es erlaubt sein, diese unsere Gewährung zu brechen oder ihr freventlich zuwider zu handeln." – *Nulli ergo omnino hominum liceat hanc paginam nostre concessionis infringere vel ei ausu temerario contraire*. "Wenn aber jemand das versuchen sollte, so möge er wissen, daß er sich den Zorn des allmächtigen Gottes und seiner heiligen Apostel Petrus und Paulus zuzieht." – *Siquis autem hoc attemptare presumpserit, indignationem omnipotentis dei et beatorum Petri et Pauli apostolorum eius se noverit incursurum*. Diese beiden Formeln weisen jeweils beim Einschnitt in der Mitte des Satzes als auch am Ende des Satzes einen *Cursus* auf: in der Satzmitte

*concessiónis infringere
attemptáre presúmpserit*

und am Satzende

*temerário contraíre
nóverit incursúrum.*

Es geht also stets um die beiden letzten Betonungen im Satz oder Teilsatz. Zwischen diesen beiden Betonungen liegen zwei bis vier unbetonte Silben, und auf die zweite Betonung folgen auch noch einmal ein oder zwei unbetonte Silben nach. Wichtig ist auch noch, daß die Wortgrenze zwischen die unbetonten Silben fällt. Es wäre also z.B. nicht möglich, im letzten Beispiel die beiden Wörter umzustellen: *incursúrum nóverit* hätte zwischen den beiden Betonungen nur eine unbetonte Silbe, was nicht zulässig ist. Die erlaubten Kombinationen haben Namen, und zwar heißen die drei besten, häufigsten und wichtigsten von ihnen

<i>cursus planus:</i>	úu | uúu
<i>cursus tardus:</i>	úu | uúuu
<i>cursus velox:</i>	úuu | uuúu

Von unseren Beispielen waren die beiden ersten *cursus tardi*, das dritte und vierte *cursus veloces*. Ein Beispiel für den *cursus planus* wäre etwa: *prudénter atténdens*. Der *cursus velox* fällt am stärksten ins Ohr und soll deshalb an den tiefsten Einschnitten gesetzt werden, wie dies in unseren Beispielen in der Tat auch geschehen ist. Es ist schließlich auch noch möglich, die Stellen der unbetonten Silben durch einsilbige Wörter aufzufüllen; etwa beim *cursus planus*:

ésse non pléna,

beim *cursus tardus*:

arguménto vel órdine,

beim *cursus velox*:

írritum et ináne

iússit et ordinávit

Der *Cursus* regelt sich also nur nach betonten und unbetonten Silben; ob diese Silben lang oder kurz sind, spielt im Gegensatz zur antiken Metrik keine Rolle.

Rhythmischer Satzschluß kommt in vielen Texten und vor allem in Urkunden vor. Eine besondere Rolle spielte er aber in der päpstlichen Kanzlei. Man nennt ihn dort auch den *cursus Leoninus* und führt ihn auf Papst Leo den Großen zurück. Das kann richtig sein, ist aber nicht bewiesen. Er wird dort im 5. und 6. Jahrhundert beachtet, gerät dann in Verfall, wird aber am Ende des 11. Jahrhunderts wieder belebt. *Albert von Morra*, der spätere Papst Gregor VIII., und *magister Transmundus* legen seine Regeln schriftlich nieder. Fehlerhafter *cursus* macht eine Urkunde des 12. Jahrhunderts geradezu fälschungsverdächtig. In der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts geriet er wieder in Vergessenheit, jedoch blieben die älteren Formulare, in denen er korrekt gesetzt ist, natürlich gültig, so daß viele Papsturkunden der späteren Zeit ebenfalls einen regelrechten *cursus* aufweisen.

Der *cursus* läßt sich schließlich auch in der liturgischen Sprache beobachten, etwa *per omnia sécula seculórum* (*cursus velox*), oder *Chríste, exaúdi nos* (*cursus tardus*). Ganz allgemein gilt, daß

die Gebetsformeln, die auch von einer vielköpfigen Gemeinde in geordneter Form gesprochen werden können, stets den Regeln des Cursus folgen. Es wäre übrigens einmal eine Untersuchung wert, wieweit sich heutige Werbeslogans und politische Parolen einer ähnlichen Technik bedienen.

In der Urkundensprache sind aber nicht nur die rhythmischen Verhältnisse, sondern auch einzelne Formulierungen oft streng geregelt. Dies gilt besonders für die päpstlichen Urkunden. Der *stilus curie*, die Formulierungsvorschriften der Kanzlei, bilden geradezu eine Wissenschaft für sich, in die ich Ihnen jetzt einen kurzen Einblick geben will. Falls Sie während Ihres Studiums oder auch später mit Papsturkunden zu tun haben, stehe ich Ihnen gerne für nähere Aufschlüsse zur Verfügung; man kann sich dabei nämlich durch naive Fehlinterpretation wunderbar blamieren.

Der Papst selbst nennt sich *episcopus, servus servorum dei* (Bischof, Diener der Diener Gottes). Die Ordnungszahl ist nicht angegeben; man kann sie nur aus dem Siegel entnehmen, aber wenn das Siegel fehlt, ist die Einreihung bei gleichnamigen Päpsten, die kurz nacheinander regiert haben, mitunter schwierig, wie etwa bei Innozenz III. und Innozenz IV. oder bei Urban V. und Urban VI. Die Devotionsformel "Diener der Diener Gottes" ist von Gregor dem Großen eingeführt worden, der also in dieser Vorlesung ein häufiger Gast ist. Die Formel wird im frühen Mittelalter gelegentlich auch von anderen Bischöfen und von Äbten gebraucht und geht auf die Einleitung mehrerer Paulusbriefe zurück. Bei Gregor dem Großen drückt sie allerdings keine wirkliche Demut aus, sondern er will mit ihr den Patriarchen von Konstantinopel übertrumpfen, der sich "ökumenischer Patriarch" nannte.

Sämtliche Personen, die in einer Urkunde vorkommen, erhalten eine ehrende Bezeichnung vor dem Namen, und zwar

- ein Bischof: *venerabilis frater* (ehrwürdiger Bruder)
- ein König: *carissimus in Christo filius* (geliebtester Sohn in Christus)
- alle anderen Männer: *dilectus filius* (geliebter Sohn)
- die Frauen: *dilecta in Christo filia* (geliebte Tochter in Christus)

Diese Bezeichnungen werden routinemäßig gesetzt. *Dilectus* bedeutet ganz einfach "lieb" oder "geliebt", nicht etwa "ausgewählt" oder dergleichen. Man darf aus den Worten *dilectus filius* keinesfalls auf eine besondere Beziehung zwischen dem Papst und dem Adressaten schließen, und schon gar nicht auf ein Verwandtschaftsverhältnis. All dies kann man gelegentlich lesen.

Signifikant ist es dagegen, wenn eine solche Bezeichnung fehlt. Das bedeutet nämlich, daß die Person nicht der Gemeinschaft der Gläubigen angehört, sei es, daß sie exkommuniziert ist oder daß sie kein Christ ist. Urkunden, die an Juden adressiert sind, sind im Kirchenstaat keine Seltenheit.

Alle Personen werden mit Angabe ihrer Diözese geographisch eingeordnet, und zwar mit dem Diözesannamen als Adjektiv, also *episcopus Pataviensis*, und nicht *Patavie* oder *de Patavia* oder dergleichen. Amtiert die Person in der Bischofsstadt selbst, steht nur das Adjektiv, sonst wird *diocesis* hinzugesetzt. Ein *presbiter Pata-*

viensis ist also ein Priester aus der Stadt Passau, ein *presbiter Pataviensis diocesis* dagegen ein Priester aus der Diözese Passau außerhalb der Stadt. Bezieht sich eine Angabe auf mehrere Personen wird sie nachgestellt, also z. B. *delectis filiis . . . abbati Altahensi et . . . preposito sancti Nicolai extra muros Pataviensis diocesis* (den geliebten Söhnen dem Abt von Niederaltaich und dem Propst von St. Nikolaus vor den Mauern, [beide] Passauer Diözese). Die beiden Punkte vor der Funktion stehen statt des Eigennamens, aber nicht, weil man diesen nicht kennt, sondern weil der Funktionsträger und nicht die konkrete Person angesprochen ist.

Auf die Adresse folgt die Grußformel *salutem et apostolicam benedictionem* (Gruß und apostolischen Segen). Auch ihr Fehlen ist signifikant. Exkommunizierte werden nämlich nicht gesegnet, sondern der Papst gibt ihnen *consilium spiritus sanioris* (den Rat besserer Einsicht). Nichtchristen empfiehlt *viam veritatis agnoscere et agnitam custodire* (den Weg der Wahrheit zu erkennen und den erkannten [Weg] zu bewahren). Beiläufig erwähne ich noch, daß der Papst selbst immer im Majestätsplural spricht, aber jedermann, selbst den Kaiser, im Singular anspricht.

Nicht ohne Pikanterie sind die stilistischen Probleme des Konzils von Basel. Diese Versammlung, die von 1431 bis 1449 tagte, war der Lehre des Konziliarismus verschrieben, nach der das ökumenische Konzil über dem Papst steht. Es betrachtete sich deshalb als eine Art kollektiven Papst und stellte Urkunden ganz in der Form der päpstlichen Urkunden aus. Dabei gab es technische und stilistische Probleme. Es gibt eine Urkundenart, die sog. Bullen, bei denen auf Name und Titel die Verewigungsformel *Ad perpetuam rei memoriam* folgt. Diese beiden Elemente nehmen die 1. Zeile ein, und in der 2. Zeile beginnt dann sofort der Text, eine ausgewogene und graphisch eindrucksvolle Gestaltung. Hier ein Beispiel von Sixtus IV.:



Nun führte das Konzil von Basel folgenden, sein Selbstverständnis unmißverständlich ausdrückenden Titel: *Sacrosancta synodus Basiliensis, in spiritu sancto legitime congregata, universalem exxlesiam representans* (Das hochheilige Konzil von Basel, das im Heiligen Geist rechtmäßig versammelt ist und die gesamte Kirche repräsentiert). Es ist unmöglich, diese pompöse Formulierung auf demselben Raum unterzubringen wie das päpstliche *servus servorum die*. Das führt zu den grotesksten Lösungsversuchen wie etwa dem folgenden, der in der Mitte der Zeile in die gewöhnliche Schrift ausweicht:



Es gibt aber auch Probleme bei den sprachlichen Formulierungen. Die mittelalterlichen Konzilien bestanden nicht nur aus Bischöfen, wie heute, sondern an ihnen nahmen auch Abgeordnete der Regierungen und Vertreter der Universitäten teil. Diese Delegierten waren zwar meist hochrangige Akademiker, oft Doktoren der Theologie oder des Kirchenrechtes, aber eben keine Bischöfe. Gerade in Basel

war ihre Zahl besonders hoch. Deshalb waren die väterlichen Ausdrücke, mit denen der Papst die Gläubigen bezeichnet, und die Anrede der Bischöfe als Brüder unangebracht. Die normalen Empfänger werden deshalb mit *dilectus ecclesie filius* angeredet (geliebter Sohn der Kirche), die Bischöfe einfach mit *venerabilis*, ohne das Wort Bruder. Der apostolische Segen in der Grußformel schien auch nicht passend; dort heißt es statt dessen *salutem et omnipotentis dei benedictionem* (Gruß und den Segen des allmächtigen Gottes). Ein Konzilsautor schreibt sogar ausdrücklich, dieser Segen sei besser als der des Papstes: der Papst spende nur den Segen des heiligen Petrus, das Konzil dagegen die göttliche Gnade.

Nun könnte man fragen: was interessiert das den gewöhnlichen Bittsteller? Es ist doch die Kanzlei, die die Urkunde formuliert; er muß sich darum nicht kümmern. Das stimmt nicht ganz, denn erstens wird Ihr Prozeßgegner solche Fehler herausfinden und die Echtheit Ihrer Urkunde anzweifeln; zweitens können Sie die Expedition Ihrer Urkunde enorm beschleunigen, wenn Sie der Kanzlei gleich ein korrekt ausformuliertes Konzept vorlegen; und drittens müssen Sie solche Regeln selbst beachten, wenn Sie dem Papst eine Bittschrift einreichen, sonst wird sie gar nicht erst bearbeitet.

14. KAPITEL: MITTELLATEINISCHE FLEXION UND SYNTAX, ODER: WARUM SIE IHREM ALTEN LATEINLEHRER ABBITTE LEISTEN SOLLTEN

LATEIN LERNT MAN IN DER Schule meist in einem Lebensalter, in dem andere Dinge weitaus interessanter sind. Ich beobachte immer wieder, daß die Studenten, wenn sie dann als einigermaßen volljährige Personen wieder mit dieser Sprache konfrontiert werden, ungeheuer erstaunt sind, daß man das, was man damals erlernte, tatsächlich noch einmal gebrauchen kann. So nette Dinge wie *ablativus absolutus*, *accusativus cum infinitivo* – meist als A. c. I. abgekürzt, was man beim Ablativus absolutus gewöhnlich nicht macht – usw. kommen wirklich in den Texten vor und nicht nur in den Schulbüchern. Ich will jetzt nicht die gesamte lateinische Grammatik wiederholen – wenn Sie das möchten, lesen Sie den kleinen Donat, dort finden Sie alles auf 12 Druckseiten zusammengefaßt –, sondern in der Formenlehre nur auf das verweisen, was im Mittelalter nun doch anders gehalten wird als in der Antike. Und dann will ich noch einige Erklärungen zur Syntax geben, die man Ihnen damals wahrscheinlich vorenthalten hat. Für diejenigen von Ihnen, die gar kein Latein können, wird es jetzt ein bißchen langweilig; Sie fühlen sich nun eben eine Weile wie die mittelalterlichen Skriptoren, die Texte abschreiben, ohne sie zu verstehen, aber spätestens im nächsten Kapitel gibt sich das wieder.

Bei den Nomina gibt es also fünf Deklinationen: A-, O-, konsonantische, U- und E-Deklination, und auch die Zuordnung der Substantive zu diesen Deklinationen ist in der Regel dieselbe wie in der

Antike. Gewisse Schwierigkeiten machen die biblischen Eigennamen. Sie bleiben entweder undekliniert, oder sie werden in den *casus obliqui* der Deklination zugeordnet, zu der sie lautlich am besten passen, also etwa *Adam* zur A-Deklination. Dies geschieht aber nicht schematisch, und es kann vorkommen, daß derselbe Name innerhalb eines Textes bald dekliniert wird, bald indeklinabel bleibt. Ein schwieriger Fall ist Jerusalem: es ist entweder indeklinabel (*Ierusalem*, auch mit H-Anlaut: *Hierusalem*), oder es heißt in gräzisierte Form *Hierosolyma* und folgt der A-Deklination; da dieser Name in den Handschriften aber meistens abgekürzt wird, weiß man oft nicht, wie man ihn lesen soll. Die griechischen Fremdwörter werden in der Endung meist ganz latinisiert; also *-os* wird zu *-us* usw.; sie können aber auch einzelne griechische Formen beibehalten, der Akkusativ endet dann auf *-n* statt auf *-m*. Griechische Formen finden sich vor allem bei den Namen der Bibelbücher: das erste Buch Moses behält dann seinen griechischen Genetiv *Geneseos*, etwa in der Formel *Hic incipit liber Geneseos* ("Hier beginnt das Buch der Genesis"). Ganz allgemein dürften dies die Fälle sein, in denen Hieronymus in der Vulgata die griechische Lautgestalt hat stehen lassen.

In der A-Deklination ist das antike *-ae* in Genetiv und Dativ Singular und im Nominativ Plural konsequenterweise zum einfachen *-e* geworden. Bei den Adjektiven fallen diese Formen also mit der Adverbendung *-e* zusammen, was Anlaß zu Mißverständnissen bieten kann. Die antiken Sonderformen sind erhalten: der altertümliche Genetiv Singular auf *-as* in *paterfamilias* (Hausvater), wobei der *supremus paterfamilias* übrigens Gott selber ist; ebenso der Dativ und Ablativ Plural auf *-abus*, wenn das weibliche Geschlecht betont werden soll, etwa in *animabus* (den unsterblichen Seelen) oder in *dominabus*, wenn von adligen Stiftsdamen die Rede ist. Hier läßt sich eine kleine Anekdote einschieben, die in dieser Vorlesung ihre Berechtigung hat, denn sie handelt von Lateinkenntnissen. Genauer gesagt: von den fehlenden Lateinkenntnissen des Bischofs Meinwerk von Paderborn, zur Zeit Kaiser Heinrichs II. des Heiligen. Dieser ließ, wird berichtet, um den Bischof bloßzustellen, heimlich das Meßbuch manipulieren: an der Stelle, wo Gott *pro famulis tuis et famulabus* – "für deine Diener und Dienerinnen" angerufen wird, ließ der Kaiser die Silben *fa* ausradieren, und der Bischof trug tags darauf ungerührt das Gebet *pro mulis tuis et mulabus* – "für deine Maulesel und Mauleselinnen" vor ...

Erst spät, eigentlich erst in der Barockzeit, findet man die Marotte, den griechischen Fremdwörtern auf *-ica* einen griechischen Genetiv auf *-es* zu geben, z.B. *director musices* für den Kapellmeister. Die A-Deklination enthält überwiegend Feminina, aber, wie schon in der Antike, auch etliche Maskulina, so die Berufsbezeichnungen auf *-ta* wie *nauta*, *poeta*. Diese Gruppe erhält im Mittelalter einigen Zuwachs, z.B. *sacrista* (der Küster) oder auch das schöne Wort *idiota*, das jetzt seine moderne Bedeutung annimmt; oder auch das geheimnisvolle Wort *simmista*: dahinter steckt ein griechisches *συμμοσθης*, also der Mitwisser von Geheimnissen oder etwas banaler: der Geheimsekretär. In dieser Bedeutung kommt das Wort z.B. in Urkunden Kaiser Ottos III. vor. Der A-Deklination folgen die Bi-

belnamen auf *-as*, also *Ieremias, Iudas, Caiphas, Thomas* usw. Das prominenteste Mitglied der A-Deklination ist aber der Papst: *papa*.

Die O-Deklination bietet in den Formen nichts Besonderes. Der Vokativ von *deus* lautet nicht etwa *dee*, sondern ebenfalls *deus*, so in unzähligen Gebeten, oder als eingeschobene Interjektion *ha deus!* (bei Gott!). Der Ausruf "Mein Gott!" lautet *Deus meus!*, z.B. am Karfreitag: *Deus meus, deus meus, ut quid dereliquisti mi?* ("Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?"). Die Substantive auf *-us* sind Maskulina, mit der bekannten Ausnahme der Baumnamen wie *fagus* (Buche), *malus* (Apfelbaum) usw., welche Feminina sind. Diese Gruppe erhält Verstärkung durch die wichtigen griechischen Lehnwörter, die mit *οδος* zusammengesetzt sind: *exodus* (2. Buch Moses), *periodus* (Umlauf), *synodus* (Versammlung). *Hec sancta synodus* beginnt das berühmte Dekret des Konzils von Konstanz über die Überordnung des Konzils über den Papst.

In die O-Deklination müssen wir auch den Namen *Iesus* einordnen. Seine Deklination ist schon im Griechischen ein Spezialfall; sie lautet korrekt:

Nom.	Ἰησοῦς
Gen.	Ἰησοῦ
Dat.	Ἰησῶ
Akk.	Ἰησοῦν

Wenn Sie Griechisch können: dies sind die kontrahierten Formen aus *-οος* usw. Im Lateinischen wird daraus:

Nom.	<i>Iesus</i>
Gen.	<i>Iesu</i>
Dat.	<i>Iesu</i>
Akk.	<i>Iesum</i>
Abl.	<i>Iesu</i>
Vok.	<i>Iesu</i>

Allerdings wird das Wort in den Handschriften gewöhnlich abgekürzt zu:

Nom.	<i>Ihs</i> oder <i>Ihc</i>
Gen., Dat., Abl. Vok.	<i>Ihu</i>
Akk.	<i>Ihm</i>

Diese Abkürzungen sind also in der angegebenen Weise aufzulösen; Schreibungen wie *Ihesus* sind hyperkorrekt, kommen aber auch gelegentlich schon im Spätmittelalter vor. Auch *Yhs* ist möglich. Barocke Spielerei ist die akrostichale Deutung von *Ihs* als "Jesus hominum salvator" oder auch "Jesum habemus socium".

Zu den Neutra der O-Deklination ist nichts Besonderes zu sagen. Auch das ominöse Wort *vulgus* (der Pöbel), das ein Neutrum ist,

obwohl es auf *-us* endet, gibt es im Mittellatein. Sein Akkusativ soll, weil es ein Neutrum ist, ebenfalls *vulgus* heißen, und nicht *vulgum*, aber darauf sollte man sich im Mittelalter nicht unbedingt verlassen.

In der konsonantischen Deklination wird der Nominativ Singular, wie Sie wissen, auf verschiedene Art und Weise gebildet, wobei seine Form von den *casus obliqui* beträchtlich abweichen kann. Daran ändert sich im Mittelalter nichts, nur kommt es gelegentlich zu irrtümlichen Analogiebildungen, durch die neue, unklassische Nominativformen entstehen. Z.B. läßt sich analog zu *vates*, *vatis* ein Nominativ *pedes* zu *pedis* bilden, statt des korrekten *pes*. Der amüsanteste Fall ist Hippokrates, dem häufig ein Nominativ *Hippocras* zuge-dacht wird. Mit einigen kleinen orthographischen Varianten wird daraus *Ypocras*, ein Herr, der dann nur noch schwer identifizierbar ist. Die Form *Socras* kommt meines Wissens nicht vor.

Zu den Neutra der 3. Deklination gehören zwei sehr häufige Wörter, nämlich *altare* (Altar) und *mare* (Meer). Der Plural des Letzteren, *maria*, steht natürlich im Mittelalter in Konkurrenz zum Eigennamen *Maria*. Der Eigename wird übrigens im Mittelalter auch auf der ersten Silbe betont; dies gibt die lautliche Brücke zu Ableitungen wie St. Märgen etc. Die Betonung auf dem *i* wird erst in der Renaissance üblich, in Nachahmung der griechischen Betonung.

In der U-Deklination spielt der Unterschied zwischen kurzem *-us* in Nominativ Singular und langem *-us* im Genitiv Singular und im Nominativ und Akkusativ Plural eine gewisse Rolle. Er wird in den Handschriften teilweise durch ein Längezeichen *ûs* markiert. Die mittelalterlichen Schreiber waren also benutzerfreundlicher als die modernen Editionen. Die U-Deklination ist wichtig, da zu ihr die Substantive auf *-tus* wie *senatus*, *pontificatus* usw. gehören. Sie hat auch einige Neutra, wie z.B. *genu* (Knie) oder *cornu* (Horn), ein wichtiges Wort, weil man z.B. Kuhhörner als Tintenfässer verwandte und auch die Ecken des Altares und die Spitzen der bischöflichen Mitra als Hörner bezeichnete.

Wichtige Wörter der E-Deklination sind *dies* (Tag) und Tugenden wie *spes* (Hoffnung) oder *fides* (der christliche Glaube) – die Treue heißt im Mittelalter eher *fidelitas*. Die künstlichen Regeln der antiken Grammatiker über das Geschlecht von *dies* sind im Mittelalter weitgehend obsolet.

Erwähnung verdienen vielleicht noch einige Nomina, die indeklinabel sind, nämlich *fas* und *nefas* (Recht und Unrecht), *semis* (halb) und *nequam* (böse). Von letzterem hat das berühmte Nequam-Buch der Stadt Soest seinen Namen, in dem die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Hinrichtungsmethoden abgebildet sind.

Bei den Pronomina hat sich gegenüber dem antiken Latein wenig geändert. Die zerdehnten Formen *hii* und *hiis* statt *hi* und *his* sind leicht zu deuten, ebenso Analogiebildungen wie *ipsud* statt *ipsum*, gebildet wie *illud*. Verwirrung kann die Form *que* stiften, die sowohl dem klassischen *quae* als auch dem angehängten *-que* (für "und") entspricht. Die Verstärkung der Personalpronomina durch angehängtes *-ce* oder *-met* oder durch die Formen von *ipse* ist sehr beliebt, mitunter auch in Kombination aller drei Elemente: *hiscemetipsis*. Die Demonstrativpronomina sind sehr schwach geworden: *ille*

bedeutet einfach "er", nicht unbedingt "jener", und statt *is* oder *hic* bevorzugt man kräftigere Ausdrücke wie *predictus*, *prefatus*, *pre-nominatus* usw. oder das Universal-Demonstrativpronomen *huiusmodi*, das noch dazu den Vorteil hat, indeklinabel zu sein.

Auch bei den Verbformen gibt es keine grundstürzenden Neuerungen. Wir finden weiterhin 4 Konjugationen (A-, E-, konsonantische und I-Konjugation), und es gibt weiterhin die Deponentia, die passivische Form, aber aktivische Bedeutung haben. In einigen Fällen gehen im Mittellatein Deponentia in die normale aktivische Flexion über und umgekehrt, aber das sind seltene Ausnahmen. Die aus dem Griechischen kommenden neuen Verba enden in der Regel auf *-izare* (griechisch: -ιζειν), z.B. *baptizare* (taufen), *evangelizare*, *intronizare* usw.; sie passen sich also mühelos der A-Konjugation ein.

Hinzuweisen ist nur auf den Infinitiv Passiv der 3. Konjugation und auf den Imperativ Passiv, der im Singular wie ein Infinitiv Aktiv aussieht. Diese Imperativ-Formen sind hauptsächlich für die Deponentia interessant, wo sie ja aktivische Bedeutung haben – z.B. in der berühmten Aufforderung *Letare Ierusalem* (Freue dich, Jerusalem) am 4. Fastensonntag –, während sonst ein passivischer Imperativ logisch nicht sehr sinnvoll ist. Das Partizip Präsens wird auch bei den Deponentia in der aktivischen Form gebildet; wir kommen auf diese Frage noch zurück.

Probleme bei der Deutung von Verbformen können aber auf ganz andere Weise entstehen, wenn man nicht darauf gefaßt ist. Ich nenne nur ein (allerdings wichtiges) Beispiel: das antike *quaerere* (suchen) hat im Mittelalter sein *a* verloren; sein Wortstamm fällt also zusammen mit dem Deponens *queri* (sich beklagen). *Querimur* kann also heißen "wir werden gesucht", aber auch "wir beklagen uns", usw.

Das Perfekt wird, wie Sie sich aus dem Latein-Unterricht oder dem Latinum-Unterricht erinnern, in der A-Konjugation auf *-avi*, in der E-Konjugation auf *-evi* oder häufiger auf *-ui* und in der I-Konjugation auf *-ivi* gebildet. In der konsonantischen Konjugation endet es auf *-i* oder auf *-si*, wobei teilweise auch der Wortstamm geändert wird. Daneben gibt es eine ganze Reihe von Verben, die im Perfekt fremdgehen und sich einer anderen Konjugation anschließen, so *vetare: vetui*, *sternere: stravi*, *spernere: spreui*, *dare: dedi*, *salire: salui*, *venire: vēni*, *querere: quesivi* usw. Im Endergebnis läuft es aber wieder darauf hinaus, daß wir eine konsonantische Bildung auf *-i* und drei vokalische auf *-avi*, *-evi* und *-ivi* haben. Im Mittelalter gibt es nun die Tendenz, bei den vokalischen Bildungen Kontraktionen vorzunehmen. Solche Kontraktionen gibt es mitunter auch schon in der Antike, im Mittelalter sind sie aber viel beliebter. Der Indikativ Perfekt lautet:

-avi
-avisti
-avit
-avimus
-avistis

-averunt

Kontrahierbar sind im Mittelalter *-avisti* zu *-asti*, *-avistis* zu *-astis* und *-averunt* zu *-arunt*. Zur 3. Person Plural ist noch zweierlei zu sagen: 1. das e kann lang oder kurz sein; entsprechend liegt die Betonung auf der vorletzten oder der drittletzten Silbe; 2. es gibt noch eine Nebenform auf *-avere*, z.B. im Weihnachtshymnus *Quem pastores laudavere*; diese Form kann aber im Mittelalter nicht kontrahiert werden.

Analog entstehen bei den Perfekt auf *-evi* die Formen auf *-esti*, *-estis* und *-erunt* bzw. bei denjenigen auf *-ivi*: *-istis* und *-irunt*. Die Perfekta auf *-ivi* können statt dessen auch in allen Formen das v verlieren, so daß ein Perfekt auf *-ii* entsteht. In der 3. Person Plural entsteht dann z.B. die Form *audierunt*, die sehr beliebt ist.

Ganz ähnlich wird auch beim Konjunktiv Perfekt verfahren: *-averim* usw. wird zu *-arim* usw.; ebenso im Plusquamperfekt: *-averam* wird zu *-aram*; ebenso das Futur II: *-avero*, *-averis* usw. wird zu *-aro*, *-aris* usw. Entsprechend auch bei den Perfekta auf *-evi* und *-ivi* in der bereits geschilderten Weise.

Der Infinitiv Perfekt kontrahiert ebenfalls: *-avisse* zu *-asse*, *-evisse* zu *-esse*, *-ivisse* zu *-isse* oder *-iisse*; analog der davon abgeleitete Konjunktiv Plusquamperfekt: *-avissem* zu *-assem* usw. Nur eines muß man zu all diesen Kontraktionen sagen: sie sind keineswegs zwingend vorgeschrieben. Ob sie der Autor (bzw. der Abschreiber) setzt oder nicht, ist ganz seine Sache, und er verfährt innerhalb desselben Textes dabei oft ganz inkonsequent.

Das Perfekt Passiv bietet keine Schwierigkeiten; es wird genau wie in der Antike mit Hilfe von *esse* zusammengesetzt, also z.B. *interrogatus sum* (ich bin befragt worden), *interrogatus eram* (ich war befragt worden) usw. Allerdings gibt es teilweise das, was man im Französischen ein *passé surcomposé* nennt, also daß das Hilfsverb selbst auch ins Perfekt tritt, also *interrogatus fui* (ich bin befragt worden) usw. Ganz selten einmal findet sich ein zusammengesetztes Perfekt Aktiv nach Art der romanischen Sprachen, etwa *consumatum habeo* (ich habe verbraucht); ein Beispiel dafür findet sich aber schon in der Bibel im Brief des Paulus an die Galater 1, 23: *tantum autem auditum habebant* – "sie hatten aber nur gehört". Häufiger ist die kuriose Zusammensetzung von *ducere* mit dem Gerundivum; sie scheint eine modale Bedeutung zu haben, z.B. *ducimus sigillandum* (wir haben besiegeln lassen). Im Perfekt bedeutet sie nach meinen Beobachtungen aber einfach das Tempus: *duximus concedendum* (wir haben gestattet).

Über die unregelmäßigen Verben will ich hier nichts sagen. Ihr Gebrauch ist durchaus derselbe wie in der Antike.

Nach diesem Kurzrepetitorium der Formenlehre wollen wir einen ebenso kurzen Blick auf die Satzlehre werfen. Ich will dabei nur zwei Phänomene herausgreifen, den *A.c.I.* und den *ablativus absolutus*. Der *A.c.I.*, der *accusativus cum infinitivo*, ist im Mittellatein äußerst unbeliebt; er wird auch dort durch einen normalen daß-Satz ersetzt, wo er in der Antike unbedingt erforderlich wäre. Es handelt sich dabei um eine Ausweitung des Gebrauches des sog. faktischen *quod*. Auch ein Einfluß des Griechischen $\sigma\tau\iota$ ist zu vermuten, wobei

die Vermittlung über die Sprache der Vulgata geht. Als einleitende Konjunktion ist neben *quod* auch *quia* beliebt, das schon in der Vulgata nur selten "weil" bedeutet, meist einfach "daß". Übrigens sind die handschriftlichen Abkürzungen für *quod* und *quia* so ähnlich, daß nicht einmal ganz sicher ist, ob sie überhaupt immer unterschieden wurden. Ferner kommt in Frage *ut*, vor allem aber *quatenus* oder *quatinus*; der Georges übersetzt *quatenus* altväterlich-angestaubt mit "maßen" und "sintemal", im Mittelalter heißt es einfach "daß". Da wir gerade bei den Konjunktionen sind, sollte ich noch auf das Wort *licet* hinweisen: es bedeutet manchmal "es ist erlaubt", in der Regel ist es aber eine Konjunktion und bedeutet "obwohl"; dieses *licet* steht immer mit Konjunktiv.

Im Gegensatz zum A.c.I. ist der *ablativus absolutus* im Mittellatein außerordentlich beliebt. Es ist wichtig, sich einmal genau klar zu machen, wie er funktioniert; später kann man dann sofort zu gutem Deutsch der Übersetzung schreiten. Die Konstruktion besteht gewöhnlich aus einem Substantiv und einem Partizip, die beide im Ablativ steht. Der Ablativ bedeutet dabei eine Zeitangabe, ähnlich wie *anno* oder *mense* oder *die*. Der Ausdruck *professore loquente* bedeutet also zunächst einmal "zur Zeit des Professors"; dazu kommt dann mit dem Partizip eine nähere Erläuterung: "Zur Zeit des Professors als eines Sprechenden" oder besser übersetzt "während der Professor spricht". Ein anderes Beispiel *lectione finita*: "Zur Zeit der Vorlesung als einer, die beendet worden ist". Die beiden Bestandteile übernehmen also die Bedeutung, die in einem Nebensatz Subjekt und Prädikat haben. Entsprechend kann die Subjekttrolle auch ein Pronomen übernehmen: *me loquente*: "Zur Zeit von mir als einem Sprechenden". Die Prädikattrolle kann auch ein Adjektiv mit dem Hilfsverb übernehmen; dieses Hilfsverb wird aber weggelassen, weil es von *esse* ja kein Partizip gibt, also: *me invito*: "zur Zeit von mir als einem unwillig (seienden)". Statt des Adjektivs kann selbstverständlich auch ein Substantiv im Prädikatsteil stehen: *me examinatore*: "zur Zeit von mir als einem Prüfer seienden". (Kleine Korrektur hinterher: in der Scholastik bildet man ein Partizip von *esse*: *ens*, das Seiende, aber diese Form steigt nicht von der Höhe der Philosophie in die Niederungen der Umgangssprache hinab.)

Normalerweise übersetzt man den *ablativus absolutus* aber sofort als Nebensatz, wobei das Substantiv oder Pronomen zum Subjekt, das Partizip zum Prädikat wird, also *me loquente* "während ich spreche". Die Bedeutung dieses Nebensatzes hängt also wesentlich vom Partizip ab, denn das Partizip gibt die Zeitstufe an. Uns stehen im Latein zwei Partizipien zur Verfügung, das des Präsens und das des Perfekts. Diese Partizipien bezeichnen aber nicht die absolute Zeitstufe, sondern nur das Verhältnis zum Hauptverb, also das Partizip Präsens die Gleichzeitigkeit, das Partizip Perfekt die Vorzeitigkeit. Also: *Dormit me loquente* "Er schläft, während ich spreche.", aber: *Dormiebat me loquente* "Er schlief, während ich sprach." Entsprechend: *Resurgit lectione finita* "Er wacht auf, nachdem die Vorlesung beendet ist.", aber *Resurrexit lectione finita* "Er erwachte, nachdem die Vorlesung beendet war." Dann ist noch darauf zu achten, daß es im Lateinischen das Partizip Präsens nur im Aktiv, das

Partizip Perfekt nur im Passiv gibt; die Gleichzeitigkeit kann also nur aktivisch, die Vorzeitigkeit nur passivisch ausgedrückt werden. Eine Ausnahme machen hier nur die Deponentia, deren Partizip Perfekt zwar die passivische Form, aber die aktivische Bedeutung hat, z.B. von *pati* (leiden): *martyre passo* "nachdem der Märtyrer gelitten hatte".

Ich habe den *ablativus absolutus* deshalb so ausführlich dargestellt, weil er im Mittelalter außerordentlich beliebt ist. Dabei bleibt es aber selten bei den einfachen zweigliedrigen Ausdrücken, die ich bisher verwendet habe: beide Bestandteile können durch untergeordnete Satzteile und Nebensätze erweitert werden, so daß sich schließlich innerhalb des *ablativus absolutus* eine ganze Satzperiode mit hierarchisch geordneten Nebensätzen verschiedenen Grades abspielt. Nur am Rande will ich noch erwähnen, daß im vorkarolingischen Latein der *ablativus absolutus* auch in anderen Kasus stehen kann, also als *nominativus absolutus*, als *accusativus absolutus* auftritt usw., was wir etwa im 11. Kapitel Gregor von Tours angekreidet haben; mit der karolingischen Renaissance verschwinden solche Formen aber wieder.

Eine weitere beliebte Partizipialkonstruktion, die ebenfalls die Rolle eines Nebensatzes übernehmen kann, ist das *participium coniunctum*. Es bezieht sich üblicherweise auf das Subjekt des Satzes, steht also im Nominativ; da es als Partizip eine Verbform ist, kann es ebenfalls nach Belieben erweitert werden; z.B. *magister lectionem nimium prolongans auditores ultra modum fatigat* – "Wenn der Lehrer seinen Vortrag zu sehr ausdehnt, ermüdet er seine Zuhörer über Gebühr."

Ich komme damit zum Ende dieses Kapitels und möchte Ihnen nur noch ein Beispiel eines typisch mittellateinischen Bandwurmsatzes vorführen. Es handelt sich um einen Satz aus einer Urkunde Papst Alexanders VI. vom Jahre 1503.

Nos igitur, qui dudum inter alias volumus, quod petentes beneficia ecclesiastica alius tenentibus exprimere, verum annum valorem secundum estimationem predictam etiam beneficii, cui aliud uniri peteretur, alioquin unio non valeret, et semper in unionibus commissio fieret ad partes vocatis, quorum interest, decaram et singulas personas capituli huiusmodi si quibusvis excommunicationis, suspensionis et interdicti aliusque ecclesiasticis sententiis, censuris et penis a iure vel ab homine quavis occasione vel causa latis, si quibus quomodolibet innodati existant, ad effectum presentium duntaxat consequendam hanc serie absolventes et absolutos fore censentes, necnon dicte mense fructuum, reddituum et proventuum verum annum valorem presentibus pro expresso habentes huiusmodi supplicationibus inclinatis parrochiales ecclesias predictas, sive, ut premititur, sive alias quovis modo aut ex alterius cuiuscunque persone seu per illum resignationem dicti Conradi vel cuiusvis alterius de illa extra dictam curiam, etiam coram notario publico et testibus sponte factam, vacet, etiam, si tanto tempore vacaverit, quod eius collatio iuxta Lateranensis statuta concilii ad sedem predictam legitime devoluta ipsaque parrochialis ecclesia dispositioni apostolice specialiter reservata existat et super ea inter aliquos lit, cuius statum presentibus haberi volumus pro expresso, pendat indecisa, dammodo tempore date presentium non sit in ea alicui specialiter inquisitum, cum omnibus iuribus et pertinentiis supradictis eidem mense auctoritate apostolica tenore presentium perpetuo animus, anneximus et incorporamus,

Wir aber, die wir er anderem angeordnet haben, daß, wer darum bittet, seine Pfründe anderen zu inkorporieren, gehalten sei, den wahren jährlichen Wert entsprechend vorerwähnter Ansicht auch der Pfründe anzugeben, der eine andere zu inkorporieren gebeten wird, und daß bei Inkorporationen immer ein Richter am Ort beauftragt werde, damit herbeigerufen werden kann, wenn es angeht, sprechen den Dekan und jedes einzelne Mitglied dieses Kapitels von jeglicher Exkommunikation, Suspension, Interdikt und allen anderen kirchlichen Strafen, Zensuren und Bußen, die durch Rechtsvorschrift oder durch Urteil ganz gleich aus welchem Grund worden sind, wenn sie etwa in eine solche verstrickt sein sollten, hierdurch, freilich nur, damit diese Urkunde ihren Zweck erreicht, los, sehen sie für losgesprochen an und erachten den wahren jährlichen Wert der Einnahmen jener mensis für hier ausgedrückt; wir sind den Bitten geneigt und inkorporieren jener mensis kraft apostolischer Vollgewalt durch diese Urkunde besagte Pfarrkirche mit allen Rechten und Zubehör, sei es, daß sie so vakant ist, wie oben beschrieben, sei es auf andere Weise oder durch die Resignation eines anderen oder durch eine solche Resignation des besagten Konrad oder eines andern außerhalb der Kurie, auch vor einem öffentlichen Notar und Zeugen aus eigenem Antrieb (und nicht in die Hände des Legaten), auch wenn sie schon so lange vakant ist, daß ihre Besetzung gemäß den Statuten des [4.] Laterankonzils rechtmäßig an genannten Stuhl gefallen ist und diese Pfarrkirche apostolischer Verfügungsgewalt speziell reserviert und über sie zwischen einigen ein Prozeß, dessen Stand wir hier als ausgedrückt ansehen, unentschieden schwebt, sofern zum Zeitpunkt des Datums dieser Urkunde nicht speziell ein Urteil erbeten worden ist,

ita, quod liceat eisdem legano et capitulo per se vel alium, seu alios corporalem dicte parrochialis ecclesie iurumque et pertinentiarum predictorum possessionem propria auctoritate libere apprehendere et perpetuo retinere illiusque fructus, redditus et proventus in dictam distributionem augmentam modo premisso convertere et eadem parrochiali ecclesie per presbiterum secularum ad eorum natam amovibilem in divinis deserviri illiusque parrochianorum animarum curam exerceri facere diocesani loci et cuiusvis alterius licentia super hoc minime requisita,

non obstantibus voluntate nostra predicta ac felix recordationis Bonifacii pape VIII predecessoris nostri, et alius apostolicis constitutionibus contrariis quibuscumque aut si aliqui super provisionibus sibi faciendis de huiusmodi vel aliis beneficiis ecclesiasticis in illis partibus specialiter vel generales dicte sedis vel legatum eius litteras impetrarint, etiam si per eas ad inhibitionem, reservationem et decretum vel alias quomodolibet sit processum, quas quidem litteras et processum habito per easdem et inde secuta quecumque ad dictam parrochiales ecclesias volumus non extendi, sed nullam per hoc eis quoad associationem beneficiorum aliorum preiudicium generari, et quibuslibet aliis privilegiis, indulgiis et litteris apostolicis generalibus vel specialibus, quorumcumque tenorem existant, per que presentibus non expressa vel totaliter non inserta effectus curam impediti valeat quomodolibet vel differri et de quibus quorumque totis tenoribus de verbo ad verbum habenda sit in nostris litteris mentio specialis,

provisio, quod propter unionem, annexionem et incorporationem predictas dicte parrochialis ecclesie debitis non fraudetur obsequiis et animarum cura in ea nullatenus negligatur, sed illius congrue supportentur onera consueta.

derart, daß Dekan und Kapitel selbst durch einen andern oder andere den körperlichen Besitz der Pfarrkirche und ihrer Rechte und Zubehör aus eigener Machtbefugnis ungehindert antreten, auf Dauer behalten und ihre Einkünfte zur Erhöhung der genannten Ausstellungen auf die erwähnte Weise verwenden, den Gottesdienst in der Pfarrkirche durch einen nach ihrem Belieben absetzbaren Weltpriester halten und die Seelsorge ihrer Pfarrkinder ausüben lassen können, ohne hierüber eine Erlaubnis des Ortsbischofs oder von irgendetwem anderem einzuholen,

ungeachtet unserer oben erwähnten Anordnung und der Bestimmung unseres Vorgängers, Papst Bonifaz' VIII. glücklichen Andenkens, und aller anderen entgegenstehenden apostolischen Konstitutionen, oder wenn jemand wegen der Übertragung dieser oder anderer Pfründen in jener Gegend eine spezielle oder allgemeine Papst- oder Legatenurkunde erwirkt hat, auch wenn in ihr zu Verbot, Reservation oder einer anderen Anordnung geschritten wird (diese Urkunden und die aufgrund der Urkunden vorgenommenen Handlungen sollen sich auf diese Pfarrkirche nicht erstrecken, sonst soll aber bei der Erlangung von Pfründen hieraus kein Präjudiz entstehen), und ungeachtet aller anderen allgemeinen oder speziellen Privilegien, Indulte und Papsturkunden, welchen Wortlaut auch immer, durch die, wenn sie in dieser Urkunde nicht erwähnt oder nicht vollständig eingedrückt werden, die Wirkung dieser Urkunde behindert oder verändert werden könnte oder die mit ihrem genannten Wortlaut von Wort zu Wort in diese unsere Urkunde eigens zu inserieren wären,

vorausgesetzt allerdings, daß wegen dieser Inkorporation die Pfarrkirche nicht um ihren angemessenen Gottesdienst betrogen und die Seelsorge in ihr keinesfalls vernachlässigt, sondern ihre gewöhnlichen Lasten angemessen getragen

Ich habe Ihnen die wesentlichen Stationen der Konstruktion markiert. Er beginnt (orange) mit dem Subjekt *Nos*, von dem sogleich ein längerer Relativsatz abhängt (grün), der von *qui* bis *interest* reicht. Dann folgen mehrere *participia coniuncta* (orange), nämlich *absolventes*, *censentes*, *habentes* und *inclinati*; die abhängigen Satzteile stehen den Partizipien jeweils voran. Dann folgt endlich das finite Prädikat (orange) *unimus*, *annectimus et incorporamus*; diesem sind wiederum zwei Nebensatzgefüge (grün) vorangestellt, das erste von *sive ut* bis *vacet*, das zweite von *si* bis *quesitum*. Ein drittes Nebensatzgefüge steht hinter dem finiten Prädikat; es reicht von *ita quod* bis *requisita*. Danach kommt ein *ablativus absolutus* (rosa): er beginnt mit dem Partizipialteil *non obstantibus* und bringt dann eine ganze Serie von Nominalteilen *voluntate*, *constitutionibus*, *privilegiis*, *indultis et litteris*, wobei diese teilweise durch Nebensätze ausgedrückt sind (gelb): *si aliqui* usw., *etiam si* usw., dieser *ablativus absolutus* reicht bis *spetialis*. Es folgt noch ein zweiter, kürzerer *ablativus absolutus* (blau) von *provisio* bis *consueta*. Nicht alle Sätze in mittellateinischen Texten sind so lang, aber mit der Hälfte oder einem Drittel dieser Länge muß man schon rechnen.

15. KAPITEL: MITTELALTERLICHER TELENOVELA: UNTERHALTUNGSLITERATUR

IN EINER ZEIT, ALS ES NOCH kein Fernsehen, keine Computerspiele und noch nicht einmal ein Radioprogramm gab, konnten die Winterabende lang sein. Ich weiß nicht, ob Sie sich eine solche Zeit noch verstellen können, aber es gab sie. Was machte man auf der Burg, wo man in dem einzig beheizbaren Raum zusammensaß, der Kemenate, die übrigens lateinisch *caminata* heißt, worin unschwer der Kamin zu erkennen ist? Oder was machte die ehrbare Handwerkmeisterin oder die Gattin des Fernhändlers, während der Herr am Kachelofen saß und einzuschlafen begann? Eine mögliche Beschäftigung war das Lesen. Nichts allzu Anspruchsvolles – Otto von Freising's Weltchronik kam sicher nicht in Frage –, sondern etwas, das unterhielt und auch etwas für das Gefühl bot. Man hat im Mittelalter ausführlich und gern Tränen der Rührung vergossen, und zwar nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer, wie immer wieder lobend hervorgehoben wird.

Lesen bedeutete bis weit in die Neuzeit hinaus gewöhnlich lautes Lesen, also in unserem Fall: Vorlesen. Wer las vor? Der Burgkaplan oder, und das ist ausdrücklich bezeugt, das Burgfräulein, das dann seine Handarbeit beiseite legen durfte und in Abwesenheit des Kaplans ohnehin oft die einzige Person war, die lesen konnte. Vorgelesen wurde aber auch an einem ganz anderen Ort, nämlich während der Mahlzeiten im Kloster. Die Texte konnten deutsche Texte sein, aber auch lateinische, wobei letztere uns hier beschäftigen sollen. Dabei müssen wir uns im Klaren sein, daß das nicht immer hohe Literatur war, sondern durchaus auch auf das Niveau heutiger Arztro-

mane oder eben Telenovelas absinken konnte. Phantastisch sollte es sein, man wollte mit den Helden mitfiebern, eine schöne Turnier- oder Kampfschilderung sollte dabei sein – der Hausherr gab dann sachkundige Kommentare ab –, die Schurken sollten bestraft, die Unschuldigen gerettet werden, und etwas Exotik durfte auch dabei sein. Die Ritterromane boten all das in deutscher Sprache, aber, wie gesagt, es gab auch lateinische Epen und Geschichten.

Von einem St. Galler Mönch namens Ekkehart stammt der *Waltharius manufortis*, "Walter mit der starken Hand": der aquitanische Königssohn Walthari ist zusammen mit dem Franken Hagen und burgundischen Königstochter Hildegunde als Geisel an den Hof König Attilas gekommen. Dort werden sie ehrenvoll behandelt und ausgebildet, die beiden Knaben von Etzel selber, die Tochter von der Königin Helche. In Franken kommt es zum Thronwechsel; der neue König Gunther erkennt den Vertrag mit den Hunnen nicht mehr an, was für die Geisel fatale Folgen haben müßte, aber Hagen gelingt es, zu fliehen. Walthari und Hildegunde, die sich selbstverständlich lieben, bereiten ebenfalls ihre Flucht vor: auf einem großen Gastmahl werden die Hunnen sinnlos betrunken gemacht. Ein Pferd wird mit hunnischen Schätzen beladen, und im Schutze der Nacht fliehen beide nach Westen. Nach vierzig Tagen kommen sie an den Rhein. Dort treffen sie aber auf König Gunther und seinen Gefolgsmann Hagen, die ihnen die Schätze abjagen wollen. Es kommt zum Kampf, der ausführlich, aber auf die Dauer ermüdend geschildert ist, aber nachdem alle Helden schon ziemlich lädiert sind, versöhnt man sich, und es wird Hochzeit gefeiert. Das Ganze ist also eine Art Nibelungenlied in umgekehrter Richtung; Gunther ist derselbe Waschlappen wie dort, aber Hagen ist viel positiver gezeichnet.

Von einem namentlich nicht bekannten Mönch aus Tegernsee stammt der älteste mittelalterliche Roman, den man nach seiner Hauptfigur *Ruodlieb* zu nennen pflegt. Er ist um 1050 entstanden, in Hexametern abgefaßt, aber nur in einer Reihe von Fragmenten überliefert. Hier eine Abbildung daraus:



Er schildert die Geschichte eines Ritters, der zunächst in die Fremde zieht und dann von dort heimkehrt. Auf dem Weg in die Fremde begegnet er dem Jäger eines Königs, der ihm den Rat gibt, auch in dessen Dienst zu treten. Dies geschieht, und der Held zeichnet sich im Frieden und im Krieg durch hervorragende Taten aus: so macht er mit Hilfe eines Zauberkrautes einen reichen Fischfang, besiegt zahlreiche Herren im Schachspiel, und es gelingt ihm, einen Frieden zwischen dem König und seinen Nachbarn zu vermitteln. Schließlich wird er nach Hause zurückgerufen. Der König will ihn reich beschenken, aber der Ritter lehnt ab; nur zwei Brote nimmt er an, ohne zu ahnen, daß sie mit Gold und Edelsteinen angefüllt sind. Außerdem erteilt ihm der König zwölf Lehren. Die erste Lehre lautet z.B., keinem Rothaarigen zu trauen. Die zweite Lehre empfiehlt, stets auf dem Weg zu bleiben und nicht durch die Saaten zu reiten, dann keine Leibeigene zu heiraten, sich vor dem Jähzorn zu hüten, nicht mit

hohen Herrn zu streiten usw. Auf dem Heimweg erlebt der Ritter nun, was passiert, wenn er die Lehren beachtet, und was geschieht, wenn er sie nicht beachtet. Unterwegs gesellt sich ihm sein Neffe zu, der gerade seine Braut heimführt. Zu Hause wird dann Hochzeit gefeiert. Auch Ruodlieb soll nun heiraten, aber es stellt sich heraus, daß die in Aussicht genommene Dame keine Dame ist, sondern sich bereits für einen Kleriker interessiert hat. Ruodlieb zieht deshalb lieber auf Abenteuer, wobei er zunächst mit Zwergen zu tun hat. Dann bricht der Roman ab. Das Ganze ist mit einer Reihe von Wundern garniert; sehr häufig sind sprechende Vögel.

Von einem anonymen Autor, von dem wir nur wissen, daß er ein französischer Mönch war und im 10. Jahrhundert lebte, stammt eine sehr eigentümliche Fabelbearbeitung mit dem Titel *Ecbasis cuiusdam captivi per tropologiam*. Hinter der Tierfabel steht also, nach dem Vorbild der höheren Stufen der Bibelinterpretation, ein geistiger Sinn, über den die Kommentatoren allerdings streiten. Wahrscheinlich geht es darum, daß der unreife Mönch eine scheinbare Freiheit sucht, indem er aus dem Kloster flieht, durch diese Flucht aber der Gefangenschaft der Sünde verfällt und erst durch seine Rückkehr ins Kloster die wahre Freiheit erlangt. Die Geschichte ist folgende: das Kalb reißt sich im Stall vom Strick los und läuft in die Welt hinaus. Im Wald begegnet es dem Wolf, der es in seine Höhle mitnimmt, um es zu fressen. Glücklicherweise bringen ihm Igel und Fischotter aber andere Nahrung, so daß das Kalb zunächst verschont bleibt. Inzwischen ist aber der Verlust des Kalbes entdeckt worden, der Hund nimmt seine Fährte auf, und die Hirten mit der ganzen Herde und vielen anderen Tieren kommen, um den Wolf zu belagern. Dieser fürchtet die Feinde aber nicht, weil der Fuchs nicht bei ihnen ist. Und nun schiebt sich in die Fabel eine zweite Fabel hinein, denn der Wolf erzählt, warum er den Fuchs fürchtet: dieser hat nämlich einst dem kranken Löwen den Rat gegeben, aus der Haut des Wolfes ein Heilmittel herzustellen, und diese Kur hatte Erfolg. Inzwischen ist tatsächlich der Fuchs zur Feindesschar gestoßen; der Wolf fällt auf eine List von ihm herein und verläßt die Höhle, der Stier tötet den Wolf, und das Kalb ist befreit. Die Geschichte hat, wie gesagt, vermutlich einen theologisch-moralischen Hintergrund; man kann sie aber auch ohne ihn genießen.

Zur Unterhaltungsliteratur kann man auch die vielen mittelalterlichen Heiligenlegenden rechnen. Sie boten Erbauung, aber auch Spannung und Action, und manch ein Leser oder Hörer dürfte auch sein Vergnügen an der ausführlichen Schilderung der Martyrien gehabt haben, besonders bei weiblichen Heiligen. Ich gebe Ihnen ein Beispiel aus der Legende des heiligen Kilian, des Apostels der Franken. Sie sehen ihn hier auf einer der ältesten erhaltenen Kirchenfahnen:



Kilian ist der typische Vertreter der irischen Mission, die zu beseitigen das Hauptanliegen des Bonifatius war, wie Sie sich aus dem 1. Kapitel erinnern.

Nun der Anfang der Legende: *Fuit vir vitae venerabilis nomine Kyllena, quem Scottica tellus magno edidit genere. Qui etiam a puerili aetate magnum habuit stuidum sacras discere litteras, et in eis tam perfecte proficiens, ut exinde pontificale didicit regere culmine.* – "Es lebte ein Mann von ehrwürdigem Leben, Killena mit Namen. Das schottische Land hat ihn, aus bedeutendem Geschlechte stammend, geboren." (Zur Erläuterung: unter den Schotten sind im Mittelalter stets die Iren zu verstehen. Die Schottenklöster, die es etwa in Regensburg oder Wien gibt, sind also irische Gründungen. Die Schotten selbst nennt man Picten o. dgl.)

Et tunc iam alio vocabatur nomine Kylianus, habens gratiam ad clerum et ad omnem populum, qui etiam in tantum amore christianae religionis impletus, ut quicquid ad animarum lucrum, quidquid ad propagationem fidei pertinere cognoscebat, devoto mente et pio operari studio non cessabat. – "Von früher Jugendzeit an trug er in sich ein starkes Verlangen, die heiligen Schriften kennenzulernen, und so vollständig waren darin seine Fortschritte, daß er aus ihnen lernte, das hohe Amt eines Bischofs zu verwalten. Er wurde schon damals auch mit dem andern Namen Kilian genannt. Er stand in hoher Verehrung beim Klerus und beim ganzen Volke. Denn er wurde nicht müde, in andachtsvollem Sinn und frommem Eifer alles zu tun, was er für den Gewinn von Seelen, für die Ausbreitung des Glaubens als wertvoll erkannte.

Eines Tages geschah es, daß an ihn durch das Wort des Evangeliums als der Stimme des Herrn eine Mahnung erging, durch die Stelle: "Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach!" In seinem ganzen Geist und Herzen davon ergriffen, erwog der selige Mann diese Worte. Und er sammelte seine Gefährten und Schüler um sich, nämlich die Presbyter Colonat und Gallo und Arnual und den Diakon Totnan, denen sich noch sieben andere anschlossen, und begann sie dafür zu gewinnen, das Eigentum zu verachten, nach dem Evangelium des Herrn Vaterland und Eltern zu verlassen und völlig arm Christus nachzufolgen.

Und diese gehorchten sofort der heiligen Mahnung des seligen Mannes, schlossen sich fest zusammen, verließen alles, brachen von ihrem eigenen Vaterlande auf und kamen in das Gebiet des östlichen Franken zu dem Kastell, das *Wirciburg* genannt wird. Dort blieben sie einige Zeit. Es regierte dort um diese Zeit ein Herzog, Gozbert mit Namen, ein Sohn Hetans des Älteren, der seinerseits ein Sohn von Hruodi war. Gozberg selbst und das ganze Volk, das ihm untertan war, lebten noch nach heidnischer Weise: sie verehrten die Bilder von Dämonen, erkannten noch keineswegs den Gott des Himmels und der Erde.

Wenn Sie aus Franken stammen oder sonst in Heiligenlegenden bewandert sind, wissen Sie, wie die Geschichte ausgeht: Kilian und seine Gefährten haben zunächst bedeutende Missionserfolge, geraten dann aber in Konflikt mit der Herzogin Gailana. Sie stellen nämlich fest, daß Herzog Gozbert und Gailana zu nahe verwandt sind und daß ihre Ehe deshalb nach kirchlichem Recht ungültig ist. Deshalb verlangen sie vom Herzog, sich von seiner Frau zu trennen.

Auf diese fundamentalistische Zumutung gegenüber Neubekehrten reagiert der Herzog zunächst ausweichend, Gailana aber nutzt eine Abwesenheit ihres Mannes und läßt die Missionare umbringen und in einem Pferdestall verscharren. Ich erspare Ihnen das Zitat aus der Legende, wo die Missionare ihr Glück gar nicht fassen können, daß sie jetzt endlich Märtyrer werden dürfen. Als der Herzog zurückkehrt und nach Kilian fragt, erfährt er, die Iren seien weitergezogen. Die Sache kommt aber auf, denn die Pferde in dem Stall weigern sich, die Stelle zu betreten, wo die Heiligen begraben liegen. Über den Gräbern wird eine Kirche gebaut, das heutige Neumünster in Würzburg unmittelbar neben dem Dom; Gailana aber wird vom Teufel geholt. Sie hatte übrigens ein kuriose Nachspiel während der Nazizeit: da sie als fanatische Gegnerin des Christentums galt, gab der Gauleiter von Mainfranken, Otto Hellmuth, seiner Tochter diesen Namen, wie aus folgender Geburtsanzeige hervorgeht:



16. KAPITEL: WAS SICH NICHT REIMT, WIRD REIMEND GEMACHT: REIM- PROSA, METRIK, RHYTHMISCHE DICHTUNG

ICH WILL IN DIESEM KAPITEL über die Stilmittel der Prosatexte und der Verstexte handeln. Die Aufteilung der verschiedenen Textsorten auf diese beiden Kategorien fällt im Mittelalter allerdings anders aus, als man es erwarten möchte: man hat sehr viele Texte in Verse gesetzt, bei denen wir unbedingt Prosa verwenden würden. Der Grund dafür ist, und das stimmt wirklich, daß man sich Verse besser merken kann; wir dürfen nicht vergessen, daß mittelalterliches Lernen vor allem Auswendiglernen bedeutet. Ein schönes Beispiel dafür ist das folgende Verspaar:

*Áltonáns dominús divína geréns bonus éxtat.
Grátuitó coelí fert áúrea dóna felíci.*

"Der hochdonnernde Herr, der das Göttliche ausübt, ist gut; aus freien Stücken bringt er dem Glücklichen die goldenen Geschenke des Himmels." Vergessen Sie gleich den Inhalt, denn er ist zwar nicht falsch, aber ohne Bedeutung. Betrachten Sie statt dessen die Anfangsbuchstaben der einzelnen Wörter: es sind nur die sieben ersten Buchstaben im Alphabet, und das Verspaar besteht aus zwölf Wörtern. Zwölf Monate hat das Jahr, und sieben Tage die Woche. Es geht also um ein Hilfsmittel aus der Zeitrechnungslehre, den sog. Tagesbuchstaben: sämtlichen Tagen des Jahres wird ein Buchstabe von A bis G zugewiesen, beginnend mit A für den 1. Januar, B für den 2., C für den 3. usw.; am 8. Januar beginnt es wieder mit A und endet schließlich am 30. Dezember mit G, und dann folgt noch der 31. Dezember wieder mit A. Hier ein Beispiel aus dem Gebetbuch

meiner Urgroßmutter; Sie sehen die Buchstaben gleich als zweites nach der Tageszahl:

Januarius 31 Tage.	Februarius 28 Tage.	Martius hat 31 Tage.	Aprilis hat 30 Tage.
1 A Neu Jahr.	1 d Ignatius mart.	1 d Albinus Bischof.	1 g Hugo Bischof zu Gra-
2 b Markarius Einsiedl.	2 e Maria Lichtmes.	2 e Simplicius Pabst.	rianopel.
3 c Genofefa Jungfrau.	3 f Blasius bischof m.	3 f Kunegundis Kaiser-	2 A Franziskus v. Paula
4 d Titus Pauli Jüng.	4 g Veronika Wittib.	3 b Kunegundis Kaiser-	3 b Maria Väter i
5 e Simon Einsiedler.	5 A Agatha Jungf. m.	4 g Kasimirus König.	4 c Isidorus Bischof in
6 f H. 3 Könige.	6 b Dorothea Jungfrau	5 A Adrianus Mart.	5 d Vincentius Serer.
7 g Luzianus Priester.	7 e Richardus K. in Eng.	6 b Fridolinus Abt.	6 e Marcellus mart.
8 A Eberhard Bischof.	8 d Honoratus bischof.	7 c Thomas von Aquin.	7 f Tillmanus mart.
9 b Julian u. Basil. Ebel.	9 e Apollonia Jungfrau	8 d Philemon Mart.	8 g Egeppus Diafon.
10 c Paulus erster Ein-	10 f Wilhelm Herzog.	9 e Franziska Wittib.	9 A Maria Cleophe.
siedler.	11 g Euphrosina Kloster-	10 f Maria Magdalena	10 b Markarius Bischof.
11 d Hyginus Pabst u.	11 g Euphrosina Kloster-	10 c Bekehrung.	11 c Leo Pabst der Gro-
Mart.	11 g Euphrosina Kloster-	11 g Rosina Jungfrau	11 c Leo Pabst der Gro-
12 e Arcadius M.	12 A Eulalia Jungfrau	und Mart.	12 d Julius Pabst.
13 f Hilarius Bischof.	12 A Eulalia Jungfrau	12 A Gregorius Pabst u.	13 e Heremegildis m.
14 g Felix Priester mart.	13 b Pastor Priester.	Kirchenl.	14 f Tiburtius u. Vale-
15 A Maurus Abt.	14 c Valentinus Bisch.	13 b Eufrosina Jungf.	rianus mart.
16 b Marcellus Pabst u.	15 d Faustinus u. Sebitta	14 c Matildis Königin.	15 g Lubmina Jungfrau.
mart.	15 d Faustinus u. Sebitta	15 d Longinus Bischof	16 A Angratia Jungfrau
17 c Antonius Einsiedl.	16 e Juliana Jungfrau	und Mart.	u. mart.
18 d Prisca Jungf. m.	und Mart.	16 e Abraham Einsiedl.	17 b Stephanus Stifter
19 e Maurus u. Martha	17 f Polikronius Bischof	17 f Gertrudis Klosterj.	des h. Eiferziensero.
Eheleut.	u. Mart.	18 g Eduardus König in	18 c Cleutherius bischof
20 Sebastianus, M.	18 g Simeon Bischof u.	Irland.	u. mart.
21 g Agnes Jungf. M.	Mart.	19 A Joseph Pögebater	19 d Bernerus von Ju-
22 A Vinzenz Diacon	19 A Sabinus Priester	Jesu	den ermordt.
mart.	und Mart.	20 b Joachim Vat. Mari.	20 e Agnes Jungfrau.
23 b Emerentiana, Jung-	20 b Eucharus Bischof.	21 c Benediktus Abt.	21 f Anselmus Erzbisch.
mart.	21 c Leonora Jungfrau.	22 d Patritius Bischof.	22 g Kajus Pabst und
24 c Timotheus, Pauli	22 d Petri Stuhlfeier.	23 e Victorionus Land-	mart.
Jünger.	23 e Serenus Abt. Fast.	pfefer.	23 A Georgius mart.
25 Pauli Bekehrung.	24 f Mathias Apostel.	24 f Gabriel Erzengel.	24 b Adalbertus mart.
26 e Polskarpus, mart.	25 g Walburgis Kloster	25 g Das Fest Maria	25 c Markus Evangelist.
Bischof.	Jungfrau.	Berkündigung.	26 d Kletus u. Marzeli-
27 f Johannes Ehrisoff.	26 A Nestorius Bischof	26 A Lüdgerus Bischof.	nius Pabst und mart.
28 g Karl d. Große, Kais.	Mart.	27 b Rupertus Bischof.	27 e Anastasius Pabst.
29 A Valerius, Bischof.	27 b Julianus Mart.	28 c Felix Bischof.	28 f Vitalis und Vale-
30 b Martina, Jungfrau	29 c Romanus Abt.	29 d Johannes Mart.	ria Eheleut.
mart.		30 e Quirinus Mart.	29 g Petrus v. Mail m.
31 c Petrus Nolascus		31 f Benjamin Mart.	30 A Kath. Senensis 3
Wichtig.			

Alle Tage, die denselben Buchstaben tragen, sind auch derselbe Wochentag. Der heutige Tag hat z. B. den Tagesbuchstaben G; alle anderen Tage dieses Jahres, die mit G bezeichnet sind, sind ebenfalls ein Donnerstag. Das Verspaar gibt nun an, welchen Tagesbuchstaben die zwölf Monatsersten tragen, also der 1. Januar A, der 1. Februar D, der 1. März ebenfalls D usw.

Ich habe schon erwähnt, daß zwei der vier wichtigsten Grammatiken, nämlich das *Doctrinale* und der *Gräcismus* von vornherein in Hexametern verfaßt sind. Aber auch den *Donat* und den *Priscian* hat man nachträglich versifiziert. Es gibt aber noch extremere Beispiele: so z.B. ein hexametrisches Gedicht über die Zeitrechnung, in dem wir in Versform über die Monatslänge, die Stellung von Kalenden, Iden und Nonen und über die Entwicklung einer Tabelle für die goldene Zahl belehrt werden. Auch Geschichtsdarstellung in Hexametern gibt es, so die Geschichte der Kaiserin Adelheid von Hrosvitha von Gandersheim, eine Schilderung von Friedrich Barbarossas Italienzug zur Kaiserkrönung oder aus dem 14. Jahrhundert das *Opus metricum*, in dem Kardinal Stefaneschi die Ereignisse unter den Päpsten Cölestin V. und Bonifaz VIII. in Verse gebracht hat.

Schließlich ist noch auf die gemischten Texte hinzuweisen, die abwechselnd aus Prosa und Versen bestehen. Zwei davon haben wir bereits kennengelernt, nämlich das *Artes*-Handbuch des *Martianus Capella* und den *Trost der Philosophie* von Boethius, die ich durch diese gemeinsame Nennung freilich nicht auf die gleiche Qualitätsebene stellen will; das Prinzip erinnert ein bißchen an den Wechsel

von Rezitativ und Arie in der Oper. Ein drittes Beispiel wäre das *Pantheon*: darunter hat man das offizielle Geschichtslehrbuch für den jungen Heinrich VI. zu verstehen, das von Gottfried von Viterbo verfaßt ist.

Nun aber endgültig zu den Stilmitteln: die mittelalterlichen Autoren besitzen zwei Stilmittel, um auch den Prosatexten zusätzlichen Glanz und Wohlklang zu verleihen, den *Cursus*, der uns schon im 13. Kapitel beschäftigt hat, und den Reim. Reimprosa heißt also, daß ein Prosatext an bestimmten Stellen, die einen stärkeren Einschnitt bedeuten, gereimt ist. Wie das zu verstehen ist, will ich Ihnen an einem etwas längeren Ausschnitt eines Textes vorführen. Er stammt von Benzo von Alba, einem Anhänger Heinrichs IV., und ist entnommen aus einer heftigen Polemik gegen Gregor VII., Hildebrand also, aber der Autor bezeichnet ihn abfällig als *Prandellus*. Ich setze ein mit dem Tode Heinrichs III., der "junge König" ist also der minderjährige Heinrich IV. Zunächst die Übersetzung:

"Als dies geschehen war, hat, o Schmerz, unser Herr, der Kaiser Heinrich, den Weg dieser Pilgerschaft verlassen und ist zur Milchstraße entrückt worden." (Beiläufig: Erich von Däniken kennt Benzo von Alba nicht. Aber weiter im Text.) "Der junge König blieb zurück mit seiner erhabenen Mutter, und die Römer verließen unter Bruch ihres Eides den rechten Weg. Denn nach wenigen Tagen starb der Herr Papst Viktor, und von den Römern ist in der Konstantinsbasilika ein neues Idol erkoren worden. Herzog Gottfried freute sich, der Sache des jungen Königs zu schaden, ließ sich bestechen und verbündete sich mit ihnen. Prandellus aber, nicht uneingedenk seiner Partei, ging mit den Ketzern, die seiner Heuchelei beistanden, nach Siena, wo er gemeinsam mit (Markgräfin) Beatrix ohne Wissen der Römer ein anderes Idol erkor, ein falsches und frivoles. Denn in Schande geboren, war er ungeeignet für ein solches Geheimnis. O Senatoren des hochgepriesenen ewigen Vaters, entscheidet, helft und stellt diesen Prandellus vor Gericht! Er ist nämlich, die Wahrheit ist Zeuge, zahlreicher Verbrechen schuldig: erstens, weil die Papstwahl nicht zu seinen Aufgaben gehört. Dann hat er eidlich versprochen, so etwas nicht zu tun, und indem er es doch tat, verfiel er dem Meineid."

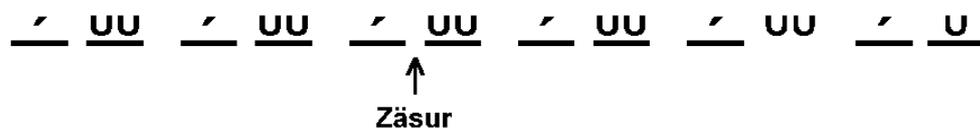
Das klingt zwar alles ein bißchen überspannt, aber nicht besonders kunstvoll. Doch hören Sie jetzt den lateinischen Text: *His ita gestis, pro dolor!, dominus noster, imperator Heinricus, deserens nostre peregrinationis cenum/ translatus est ad galaxéum. / Remansit puer rex cum matre augusta, / et Romani, rupto sacramento, prevaricati sunt a via iusta. / Nam revolutis non multis diebus domnus Victor defungitur, / recensque idolum a Romanis in ecclesia Constantiniana constituitur. / Gotefredus dictus dux, gaudens turbare causam pueri regis, / accepta pecunia pepigit fedus cum eis. / Prandellus autem, non inmemor sue factionis, / cum prenomatis Sarabaitis, qui erant socii sue simulationis, / ingressus est Senas, ubi cum Beatrice, nescientibus Romanis, erexit alterum idólum, / falsum atque frivolum. / Natus quippe de adulterio, / non debuit assisci tanto talique mysterio. / O patres conscripti / Patris eterni benedicti, / decernite, consulite, / et Prandellum in iudicium adducite! / Probatur enim, teste veritate,*

multorum criminum reus. / Primo, quia electio pape nullatenus pertinet ad officium eius. / Deinde, quod sacramento firmavit se non facturum, / faciens autem, lapsus est in periurium.

Die Reime *cenum / galaxéum, augusta / iusta, defungitur / constituitur, regis / eis, factionis / simulationis, idólum / frivolum, adulterio / mysterio, conscripti / benedicti, consulite / adducite, reus / eius, facturum / periurium* stehen also nach unterschiedlich langen Wortfolgen, aber jeweils in den Sinneinschnitten, also dort, wo man ohnehin verschneiden muß und wo in den Handschriften die Satzzeichen gesetzt werden. Vielleicht ist Ihnen aufgefallen, daß sich die Reime gegen Ende der Passage in dem Maße häufen, wie die Erregung des Autors wächst und die rhetorische Stilebene steigt. Das Ganze wird dadurch zu einer Art Sprechgesang, wie er ja auch in der heutigen Musik nicht unüblich ist.

Bei den mittelalterlichen Verstexten müssen wir grundsätzlich zwei Formen unterscheiden: den metrischen und den rhythmischen Vers. Als metrisch bezeichnet man die Weiterverwendung der antiken Versarten, vor allem des Hexameters und des Pentameters, als rhythmisch den Versbau, der unseren heutigen Versen entspricht, sich also an der Betonung der Wörter orientiert und die Silben, nicht die Quantitäten zählt. Mit beiden Formen kann sich wiederum der Reim verbinden, also der Gleichklang der Vokale.

Die beliebtesten und im Mittelalter fast ausschließlich verwendeten metrischen Versformen sind der *Hexameter* und der *Pentameter*. Diese Verse bestehen, wie ihr Name sagt, aus sechs bzw. fünf *metra* oder Versfüßen. Die zugelassenen Versfüße sind der *Daktylus* und der *Spondeus*. Beides sind fallende *metra*, d.h. wir betonen beim Lesen die erste Silbe. Der Daktylus besteht aus einer langen und zwei kurzen Silben – v v, der Spondeus aus zwei langen Silben – –. Dies gilt für die ersten fünf *metra*. Der letzte Versfuß im Hexameter ist immer zweisilbig, d.h. er ist entweder ein Spondeus, oder ein Daktylus, dem die letzte Silbe fehlt, also einen Trochäus. Gute Hexameter streben einen gefälligen Wechsel der beiden *metra* an und setzen als 5. Versfuß immer einen Daktylus.



Wann ist eine Silbe nun kurz, und wann ist sie lang? Eine kurze Silbe ist eine Silbe mit einem kurzen Vokal, auf den höchstens ein Konsonant folgt. Eine lange Silbe ist eine Silbe mit einem langen Vokal oder einem Diphthong, oder eine Silbe mit einem kurzen Vokal, auf den zwei oder mehr Konsonanten folgen; im zweiten Fall spricht man von Positionslänge. Dabei spielt die Wortgrenze keine Rolle. Positionslänge kann also auch dadurch entstehen, daß das folgende Wort nach einer an sich kurzen Silbe konsonantisch anlautet, z.B. *Pýramus ét Thisbé*. Im Hiatus, also wenn ein Wort mit Vokal auslautet und das nächste mit Vokal beginnt, wird der erste Vokal elidiert, z.B. *ómnis et ánt' omnés*. Der Elision unterliegen auch die Endungen auf *-m*, also *-am, -em, -im, -um*, wahrscheinlich, weil sie nasalisiert

*Arma virúmque canó | Troié, qui prímus ab óris
Italiám fató | profúgus Lavínaque vénit
Líttora ...*

Diese Zäsur und das Ende der Verszeile, die man auch als *Kadenz* bezeichnen kann, sind nun die Stellen, die für den Reim in erster Linie in Frage kommen. Eine gewisse Vorsicht bei der Ermittlung solcher Reime ist allerdings geboten, da der Gleichklang der lateinischen Endungen Reime auch dort entstehen lassen, wo sie vom Autor gar nicht bewußt beabsichtigt sind. Schon Ovid hat in 11% seiner Verse einen Reim zwischen Zäsur und Kadenz, also zwischen Versmitte und Versende. Nur ein wirklich regelmäßiger Reim läßt also auf eine Absicht des Verfassers schließen. Allerdings ist diese Absicht im Mittelalter geradezu die Regel. Ferner ist zu beachten, daß die Anforderungen an einen Reim im Laufe des Mittelalters steigen, wie das ganz analog auch in den Volkssprachen der Fall ist. Zunächst genügte der asonante Reim, bei dem nur die Vokale übereinstimmen müssen, während die Konsonanten wechseln dürfen. Später genügte dies nicht mehr, und auch die Konsonanten müssen übereinstimmen. Die Reime bieten übrigens auch interessante Hinweise auf die Aussprache des Lateins in verschiedenen Ländern, etwa wenn ein Franzose *equus* auf *pecus* oder ein Italiener *vita* auf *dicta* oder ein Niederdeutscher *piscis* auf *missis* und *dicis* reimt. Auch beschränkte sich der Reim ursprünglich auf die letzte Silbe, während er etwa seit 1100 die beiden letzten Silben umfassen muß. Zur Karolingerzeit bilden also z.B. *verbum* und *dicunt* noch ein Reimpaar, während im 12. Jahrhundert nur noch Paare vom Typus *verba/herba* zulässig sind.

Der beliebteste gereimte Vers ist der sog. *leoninische Hexameter*, der Zäsur und Kadenz desselben Verses reimt, z.B.

Haúrit aquám cribró, | quicúmque studét sine líbro

(Der schöpft Wasser mit dem Sieb, der ohne Bücher studiert.) Woher der Ausdruck "leoninisch" kommt, weiß niemand; auch ob er etwas mit dem *cursus leoninus* zu tun hat, ist unbekannt. Diese Reimform gewinnt ihren besonderen Reiz daraus, daß die beiden Reimwörter im Vers unterschiedlich betont werden (*cibró*, aber *líbro*). Sie ist die beliebteste, aber keineswegs einzige Form.

Neben den *versus leonini* gibt es die *versus caudati*; hier reimen nur die Enden (die *caude*, also die Schwänze) aufeinanderfolgender Verse miteinander, also eine eher einfache Form. Komplizierter sind die *versus collaterales*: hier reimen jeweils die Zäsuren und jeweils die Kadenzen miteinander. Dann gibt es die *versus cruciferi*: hier reimen sich die Zäsuren und Kadenzen zweier Zeilen über Kreuz, also die Zäsur des 1. Verses mit der Kadenz des 2., und die Kadenz des 1. mit der Zäsur des 2. Schließlich gibt es die *versus unisoni*: hier enden Zäsur **und** Kadenz mehrerer Verse jeweils auf ein und denselben Reim, was auf die Dauer recht monoton wirken kann. Die bisher vorgeführten Reimmodelle kann man selbstverständlich nicht nur auf eine Folge von Hexametern anwenden, son-

dern auch auf Distichen. Etwa in folgendem Beispiel für ein Distichon in *versus unisoni* (es handelt sich um das Epitaph für den erschlagenen Reichskanzler und Bischof von Hildesheim und Würzburg, Konrad von Querfurt, 1204):

*Híc procúmbo soló, | scelerí quia párcere nólo.
Vúlnera fácta doló | dént habitáre poló.*

"Hier", so redet uns der ermordete Reichskanzler Konrad aus dem Grabe heraus an, "liege ich hingestreckt, weil ich das Verbrechen nicht schonen wollte. Die durch Hinterlist empfangenen Wunden mögen mir den Himmel zur Wohnung geben."

Dies sind gewissermaßen die Normalformen, wobei vor allem in den *versus leonini* der Reim eine sehr wirksame Gedächtnishilfe darstellt. Sehr viele mittelalterliche Merkverse bedienen sich daher dieses Mittels. Weitere Formen sind aber nur noch Spielereien, z.B. die *versus serpentini*; sie schlängeln sich derart fort, daß sich immer die beiden Wörter vor und nach der Zäsur bzw. Kadenz aufeinander reimen:

*Ave, pórtá polí, | nolí te claúdere móta,
Vóta tibí gratá | data súscipe, dírige méntem!*

Es reimen sich *poli/noli*, *mota/vota*, *grata/data*, und auf das abschließende *mentem* folgt in der nächsten Zeile ein *Entem* usw. Ferner gibt es Verse mit zwei Zäsuren (im 2. und 4. Versfuß), die also drei Reimstellen aufbieten, z.B.

O monachí, | vestrí stomachí | sunt ámphora BÁCchi!
(O Mönche, eure Mägen sind Weinkrüge des Bacchus.) Diese Verse heißen *trinini salientes*, also "dreifache hüpfende". Auch hier können wieder Verspaare zusammengefaßt werden als *caudati* oder *collaterales* oder *cruciferi*. Sehr pathetisch wirken die *tripertiti dactylici*. Bei ihnen liegen die Zäsuren nicht im 2. und 4. Versfuß, sondern danach:

*Hóra novíssima, | témpora péssima | súnt, vigilémus!
Ecce, mináciter | ímminet árbitèr| ílle suprémus.*

(Dies ist die jüngste Stunde, die Zeiten sind böse, seien wir wachsam! Seht, furchtbar dräut schon der oberste Richter.) Dies sind im Grund schon keine Hexameter, sondern bereits rhythmische Verse, auf die wir sogleich eingehen.

Zuvor wollen wir aber noch den Gipfel mittelalterlicher Verskunst und -künstlichkeit betrachten: die Figurengedichte. Sie bestehen aus einer Anzahl von Hexametern, die auch in der Buchstabenanzahl übereinstimmen, deren Text also ein genaues Rechteck ergibt. Innerhalb dieses Rechtecks sind bestimmte Buchstaben durch eine andere, meist rote Farbe der Tinte hervorgehoben. Diese Hervorhebungen bilden aber nicht nur Figuren, sondern ergeben ihrerseits wieder sinnvolle Verse. Der unerreichte Meister dieser *carmina figu-*

rata ist *Hrabanus Maurus* in seinem Opus *De laudibus sanctae crucis*, in dem 28 Seiten in dieser Weise ausgestaltet sind. Näheres dazu im Artikel "Figurengedichte" im LexMA IV 441-443.



Nun kommen wir aber zur sog. rhythmischen Dichtung. Bei dieser Form der Poesie sollen also die Hebungen des Verses mit der Wortbetonung übereinstimmen. Dies ist auch meistens der Fall, aber keineswegs immer. In der Forschung ist für diese Verse dann die Möglichkeit eines Taktwechsels diskutiert worden, vor allem von Wilhelm Meyer, während Karl Langosch diese Erklärung ablehnt. Mir scheint seine Position die bessere, vor allem, wenn man bedenkt, daß die Übereinstimmung von Wort- und Versbetonung auch in deutschen Gedichten relativ jung ist: sie ist erst von Martin Opitz im 17. Jahrhundert konsequent durchgeführt worden, während es z.B. bei Hans Sachs noch ganz anders aussieht.

Die rhythmische Dichtung kommt offenbar aus dem liturgischen Bereich. Sie geht dort bis in die Antike zurück und ist unter anderem von Augustinus in seinem nordafrikanischen Bistum eingeführt worden. In der Meßliturgie entwickelt sie sich in etwas kurioser Weise aus dem gregorianischen Choral; dieser weist nämlich an verschiedenen Stellen längere Melismen auf: das sind Melodieketten, die auf eine einzige Silbe gesungen werden, z.B. beim *Kyrie, eleison*. Da man diese langen Tonfolgen nur schwer im Kopf behalten kann, kam man in der Karolingerzeit auf die Idee, ihnen Texte zu unterlegen. Eine weitere Gedächtnishilfe bedeutet es, sie zu reimen. Diese unterlegten Texte bezeichnet man als *Tropen*. Besonders lange Melismen enthielt der sog. Jubilus; das ist die Melodie, die auf das letzte *A* des *Alleluia* unmittelbar vor dem Evangelium zu singen war. Die ihm unterlegten Tropen bezeichnet man als *Sequenz*. Die Sequenz aus der Karolliturgie haben wir schon kennengelernt; Sie erinnern sich an den fröhlichen Walfisch. Die Sequenzen waren im Mittelalter außerordentlich beliebt und haben bald eine ganz eigenständige Entwicklung genommen. Sie bestehen gewöhnlich aus Strophenpaaren, die gleich gebaut sind, wobei aber jedes Paar immer einem anderen Bauplan folgt. Sie sind aber stets gereimt, wenn auch mit sehr unterschiedlichem Reimschema. Die Sequenzen erfreuten sich solcher Beliebtheit, daß es bald kein Offizium mehr ohne Sequenz gab. Das Konzil von Trient in seinem Purismus hat alle Tropen verboten und auch die Sequenzen bis auf vier abgeschafft. Diese sind die Sequenz an Ostern: *Victimae paschali laudes*, die an Pfingsten: *Veni, sancte spiritus*, die an Fronleichnam *Lauda, Sion, salvatorem*. Die vierte ist die der Totenmesse, die Ihnen allen bekannt ist.

Dies ire, dies illa
Solvat seclum in favilla
Teste David cum Sibylla.

*Quantus tremor est futurus,
Quando iudex est venturus
Cuncta stricte discussurus!*

"Der Tag des Zornes, der Tag schlechthin, wird die Welt zu Asche verwandeln, wie David und die Sibylle bezeugen. Welch ein Zittern wird sein, wenn der Richter kommt, um alles streng zu untersuchen!"
Dann mit anderer Melodie:

*Tuba mirum spargens sonum
Per sepulcra regionum
Coget omnes ante thronum.
Mors stupebit et natura,
Cum resurget creatura
Iudicanti responsura.*

"Die Posaune wird unbekanntes Schall verbreiten über die Gräber hin und alle vor den Richtstuhl zwingen. Tod und Natur werden stauen, wenn die Geschöpfe auferstehen, um dem Richter zu antworten."
Wiederum mit neuer Melodie:

*Liber scriptus proferetur,
In quo totum continetur,
Unde mundus iudicetur.*

*Iudex ergo cum sedebit,
Quidquid latet, apparebit.
Nil inultum remanebit.*

"Ein beschriebenes Buch wird vorgetragen, in dem alles enthalten ist, wonach die Welt gerichtet wird. Wenn dann der Richter sich niedergesetzt hat, wird offenbar, was verborgen ist. Nichts bleibt ohne Strafe. usw." Und am Schluß ändert sich dann auch noch das Reimschema. Zu diesen vier Sequenzen kam dann später noch das berühmte *Stabat mater*, dessen Text ebenfalls mittelalterlich ist.

Gehören die Sequenzen zur Meßliturgie, so ist die Domäne der *Hymnen* das Stundengebet im Kloster. Bei den Hymnen ist eine Vielzahl von Strophen stets gleichgebaut. Am berühmtesten ist der Kreuzeshymnus des Venantius Fortunatus *Pange, lingua, gloriosi proelium certaminis* (Preise, Zunge, den Kampf des glorreichen Streiters). Die Eingangsfloskel wurde im Mittelalter sehr beliebt: es gibt etwa 100 Hymnen, die mit *Pange lingua* anfangen; der bekannteste ist wohl der Fronleichnamshymnus Thomas von Aquins: *Pange, lingua, gloriosi corporis mysterium*. Hier nicht die Anfangsstrophe, sondern eine etwas spätere Stelle:

*Tantum ergo sacramentum
Veneremur cernui!
Et antiquum documentum
Novo cedat ritui!*

*Prestet fides supplementum
Sensuum defectui!*

Nun die Übersetzung, bewußt nüchtern formuliert: "Ein so großes Sakrament wollen wir also tiefgeneigt verehren! Und der alte Bundesvertrag soll dem neuen Gebrauch weichen! Der Glaube soll die Ergänzung für die Mängel der Sinnesorgane bereitstellen!"

*Genitori genitoque
Laus et iubilatio,
Salus, honor, virus quoque
Sit et benedictio!
Procedenti ab utroque
Compar sit laudatio!*

"Dem, der gezeugt hat, und dem, der gezeugt worden ist, sei Lob und Jubel, auch Heil, Ehre und Kraft und Segen! Dem, der aus beiden hervorgeht, sei gleichartige Lobpreisung!" Sie sehen am lateinischen Text, daß sich theologische Korrektheit und poetischer Schwung durchaus vereinbaren lassen – jedenfalls im Lateinischen.

**17. KAPITEL:
"DER HOCHBERÜHMTE PFALZGRAF LUDWIG RHENUS",
ODER:
WANDLUNGEN DER WORTBEDEUTUNG IM MITTELALTER**

ZU DEN UNANGENEHMSTEN Aufgaben eines Hochschuldozenten gehört das Korrigieren von Klausuren. Zehn, zwanzig oder hundert Mal dieselben Antworten zu lesen, darunter auch dieselben Mißverständnisse oder Fehler: das kann schon an den Nerven zerrén. Wer einen Assistenten hat, kann die Arbeit delegieren – ich habe keinen Assistenten. Manchen Studenten verwechseln die Klausur mit einer Multiple-Choice-Aufgabe für den Korrektor: sie schreiben möglichst viel, in der Hoffnung, das Richtige werde schon dabei sein. Diese Strategie sollten Sie mir gegenüber nicht anwenden, denn bei mir führen Antworten, die zwar inhaltlich richtig sind, aber mit den gestellten Fragen nichts zu tun haben, zum Punktabzug. Die neueste Mode besteht darin, wortwörtlich aus meinem Vorlesungstext zu zitieren. Das entspricht zwar mittelalterlicher Mentalität – Sie erinnern sich: durch die wörtliche Übernahme eines Textes bleibt die Wahrheit am zuverlässigsten erhalten –, aber erstens leben wir nicht mehr im Mittelalter, und zweitens sollen Sie in der Klausur auch zeigen, daß Sie selbständig denken können.

Die unangenehmsten Klausuren sind die Sprachklausuren. Da ist es gut – gut für den Korrektor! –, daß die Kandidaten ihre Übersetzungen gelegentlich durch lustige Formulierungen auflockern, die ihnen zwar keine Punkte, dafür aber den Korrektor zum Schmunzeln bringen. So wurde einmal die Formel *Ludovicus inclitus comes palatinus Rheni* übersetzt als "der hochberühmte Pfalzgraf Ludwig Rhenus". Tatsächlich ist *Rhenus* nicht der Nachname des Pfalzgrafen Ludwig, sondern gehört mit *comes palatinus* zusammen. Es handelt

sich also um Ludwig, den hochberühmten Pfalzgrafen bei Rhein, mithin um einen der sieben Kurfürsten.

Übersetzungsfehler und -mißverständnisse dieser Art gibt es übrigens auch schon im Mittelalter. So gibt Acerbus von Morena, also ein italienischer Autor, den deutschen Titel Pfalzgraf als *pallizus gravus* wieder; die Quelle ist abgesehen davon äußerst interessant, weil Acerbus Personenbeschreibungen des kaiserlichen Hofes gibt: bei Otto von Wittelsbach hebt er die große Statur, die kräftige Gesichtsfarbe und das lange, fast schwarze Haar hervor, bei Friedrich Barbarossa selbstverständlich den roten Bart. Ein Urkundenschreiber berichtet uns von einem Kaiser *Theophanius*.

Nun aber zum eigentlichen Thema dieses Kapitels. Der mittellateinische Wortschatz unterscheidet sich vom Wortschatz des antiken Lateins auf dreierlei Weise:

1. es werden Wörter aus anderen Sprachen entlehnt und in latinisierter Form aufgenommen;
2. bestehende Wörter erhalten eine neue, zusätzliche Bedeutung;
3. es werden Wörter aus den bestehenden Wörtern neu gebildet und abgeleitet.

Lehnwörter kommen – wir haben im 8. Kapitel schon davon gesprochen – vor allem über die Sprache der Bibel und der Kirche aus dem Griechischen, etwa *episcopus* (der Bischof), wörtlich: der Aufseher; Sie kennen den Bestandteil *skop* aus Teleskop. Dann *eclesia* (die Kirche, eigentlich die Volksversammlung), *baptizare* (taufen), *evangelium* (wörtlich: die gute Nachricht) und vieles mehr. Aber auch aus den romanischen und germanischen Volkssprachen dringen Lehnwörter ins Lateinische ein, so etwa *bannire* (bannen); *saisire* (Besitz ergreifen, von französisch *saisir*); davon *saisimentum* (Besitzergreifung, besonders eines Lehens); *scultetus* (der Schultheiß oder Schulze); *marcgravius* (der Markgraf), *lantgravius* (der Landgraf), *ganga* (der Abtritt). *Essaium* (die Probe, von französisch *essayer*) ist speziell in England der Test, ob eine beim Exchequer abgelieferte Münze den korrekten Feingehalt hatte. Ebenfalls aus England stammt *murdredum* (das Mordgeld), die kollektive Bußzahlung eines Dorfes, in dem ein Normanne umgebracht wurde; man muß dazu wissen, daß auf die Schlacht von Hastings noch ein jahrzehntelanger Guerillakrieg der angelsächsischen Bevölkerung gegen die normannischen Eroberer folgte.

Kleiner Exkurs: es wurden nicht nur Wörter aus dem Griechischen ins Lateinische übernommen, sondern auch umgekehrt: so gibt es im Griechischen *αυγουστος, καισαρ, κανδιδατος, κοιαιστωρ*, (=quaestor), *νοβιλισσιμος* und ähnliches mehr. Der Ausdruck *consul* wird nicht übernommen; er heißt griechisch *υπατος*.

Bereits vorhandene Wörter, das ist die zweite Möglichkeit des Bedeutungswandels, erhalten eine zusätzliche, typisch mittelalterliche Bedeutung. So ist etwa *existere* beinahe zum Hilfsverb in der Funktion von *esse* geworden. Ferner bedeutet *vero* gewöhnlich nur "aber", und nicht "in Wahrheit" oder so etwas; *modo* entspricht oft "jetzt"; davon abgeleitet ist *modernus*, das ganz einfach "derzeitig" bedeutet, ohne die Aura des Fortschrittlichen. *Licet* kann heißen "es

ist erlaubt", meistens ist es aber eine Konjunktion mit Konjunktiv und bedeutet "obwohl". Zum Bedeutungswandel von Substantiven: *imperator* ist der Kaiser, nicht der Feldherr; *dux* der Herzog, nicht der Führer; *comes* der Graf, nicht der Begleiter; *eques* der Ritter, und nicht unbedingt nur der Reiter; *infans* der Prinz, unabhängig von seinem Alter, nicht das Kind; *fides* der Glaube, nicht einfach die Treue; *homo* der Lehnsmann, nicht bloß der Mensch oder der Mann; *consul* der Ratsherr; *curia* der kaiserliche und päpstliche Hof (*curia Romana* ist der päpstliche Hof, und zwar auch dann, wenn sich der Papst in Orvieto, Neapel, Lyon oder Avignon aufhält); *exemplum* ist die Abschrift; *advocatus* der Vogt, *corpus* die Hostie; *fabrica* die Bauhütte, nicht die Schmiede (davon abgeleitet *fabrica ecclesie*, was oft mißverständlich als "Kirchenfabrik" übersetzt wird); *manus* die Handveste, also eine Urkunde, nicht die Hand; *peregrinus* der Pilgerer oder Kreuzfahrer, nicht der Fremde; *sophista* der Gelehrte schlechthin, nicht der Wortverdrehler; *crux* der Galgen, nicht das Kreuz.

Die spezifisch mittelalterlichen Bedeutungen nicht zu kennen, kann bei der Interpretation auf peinliche Abwege führen. *Feria* hat nichts mit Urlaub zu tun, sondern es ist der Wochentag oder Werktag, im Gegensatz zu *festum*. Die Wochentage werden dabei durchgezählt, und zwar wie in der Genesis mit dem Sonntag beginnend. Der Montag ist also *feria secunda* der Dienstag *feria tertia* usw. Diese Bezeichnungen gibt es übrigens heute noch im Portugiesischen. Und noch ein kleiner Hinweis: wenn eine Urkunde datiert ist *feria secunda post ascensionem domini* (an der zweiten *feria* nach der Himmelfahrt des Herrn), dann ist dies der Montag nach Christi Himmelfahrt, und nicht etwa der Samstag als "zweiter" Werktag. Das Wort *honor* bedeutet die Ehre, aber nicht nur als Höflichkeit, sondern im ganz materiellen Sinne, also Besitz und Güter, die dem Inhaber eine ehrenvolle Stellung garantieren. Wenn sich der Papst im Konstanzer Vertrag mit Friedrich Barbarossa verpflichtet, den *honor imperii* (die Ehre des Kaisertums) zu wahren, so ist dies eine ganz konkrete Zusage. Wir sprechen heute noch von "Honorar" im Sinne von Bezahlung. Apropos Papst: das Wort *apostolicus* wird vom frühen Mittelalter an für den Papst reserviert und gleichbedeutend mit *papa* und *papalis* gebraucht; ein einfacher Bischof darf sich nicht mehr so nennen. Mehrdeutig ist *breve*: es kann den Brief bedeuten, der ja aus diesem Wort entlehnt ist, aber vom 15. Jahrhundert an auch eine ganz bestimmte Art päpstlicher Urkunden; es bedeutet außerdem eine kurze Güterbeschreibung einer Grundherrschaft. *Campus* ist nicht nur das Feld im Sinne von Acker, sondern auch das Schlachtfeld oder die Schlacht. Der spanische Nationalheld, der Cid, wird bezeichnet als *campi doctor*, spanisch *campeador*. *Castrum* oder *castra* ist nicht nur das Lager, sondern auch die Burg; dieses Wort wird übrigens ins Arabische entlehnt und kommt von dort als *alcázar* ins Spanische.

Das griechische Wort $\theta\eta\kappa\eta$, auf gut deutsch die Theke, ist der Aufbewahrungsort, wo man etwas hineinstellt oder hineinlegt. Davon leitet sich die *bibliotheca* ab, der Aufbewahrungsort für Bücher. Als *bibliotheca* kann man aber auch die Bibel bezeichnen, die ja aus mehreren Büchern besteht. In diesem Sinne kann auch ein ganz kleines und armes Kloster mehrere Bibliotheken sein eigen nennen.

Das griechische Wort $\chi\epsilon\iota\rho$ (cheir), ausgesprochen "chir", ist die Hand; siehe Chiropraktiker, Chirurgen usw. Was ist also eine *chirotheca*? Ein "Aufbewahrungsort für Hände" oder auf gut deutsch: ein Handschuh. Ganz generell gilt aber: bei den meisten dieser Wörter ist zugleich auch noch die alte Bedeutung möglich, also *homo* kann auch weiterhin der Mensch oder der Mann heißen, ohne daß damit ein Lebensverhältnis angedeutet wäre; *fides* auch die Treue ohne religiösen Nebensinn; *exemplum* ganz einfach das Beispiel.

Zu guter Letzt können vorhandene Wörter weitergebildet werden. Ich habe dafür schon wiederholt Beispiele genannt; Sie erinnern sich an die *hecceitas* oder die *accidentalitas* oder das *quodlibetum*. Sehr nett ist auch der *cervisiarius*: *cervisia* ist das Bier, der *cervisiarius* ist als jemand, der sich gewohnheitsmäßig mit dem Biertrinken befaßt, oder weniger vornehm ausgedrückt: der Säufer. Zwei besonders schöne Exemplare: *Rhenotenus* heißt "zum Rhein hin", und für "die Alpen überqueren" gibt es das Wort *transalpinare*.

Lassen Sie mich zum Abschluß dieses Kapitels noch einen Fall vorführen, bei dem eine unsaubere Übersetzung eines mehrdeutigen Wortes sogar politische Verwicklungen ausgelöst hat. Wir sind im Jahre 1157, und zwischen Papst Hadrian IV., der drei Jahre zuvor Barbarossa zum Kaiser gekrönt hat, und diesem selbst herrscht Krisenstimmung, weil der Kaiser nicht, wie eigentlich vereinbart, gegen die Normannen in Süditalien gezogen ist. Dann hat Barbarossa nichts unternommen, als Bischof Eskil von Lund auf der Heimreise aus Rom in Deutschland überfallen und gefangengesetzt worden ist. Deshalb sendet der Papst zwei Kardinallegaten zum Kaiser, den Kanzler der römischen Kirche, Roland Bandinelli, und einen weiteren Kardinal namens Bernhard.

Sie treffen Barbarossa an, als er in Besançon im Oktober 1157 einen Reichstag abhält. In Anwesenheit der Fürsten überreichen sie auch ein Schreiben des Papstes, das der Kaiser durch seinen Kanzler Rainald von Dassel verlesen und übersetzen läßt. Der Papst beklagt sich einleitend über die Untätigkeit des Kaisers, die umso unverständlicher sei, da er, der Papst, sich nicht der geringsten Unfreundlichkeit ihm gegenüber bewußt sei. Vielmehr habe er ihn stets mit äußerstem Wohlwollen behandelt. *Debes enim, gloriosissime fili, ante oculos mentis reducere, quam gratanter et quam iocunde alio anno mater tua sacrosancta Romana ecclesia te suscepit, "Du mußt dir nämlich", ich zitiere jetzt wörtlich, "vor Augen führen, ruhmreichster Sohn, wie gern und freudig dich in einem früheren Jahr die heilige Mutter Kirche empfangen hat" – , quanta cordis affectione tractaverit, "mit welcher herzlicher Liebe sie dich behandelt hat" – quantam tibi dignitatis plenitudinem contulerit et honoris, "welche Fülle der Würde und Ehre sie dir hat zuteil werden lassen" – et qualiter imperialis insigne corone libentissime conferens benignissimo gremio suo tue sublimitatis apicem studuerit confovere. ... "und wie sie sich, indem sie dir bereitwilligst die Insignie der Kaiserkrone verlieh, bemüht hat, in ihrem allgütigen Schoß deine Größe und Erhabenheit zu erhöhen." – Neque tamen penitet nos desideria tue voluntatis in omnibus implevisse, sed, si maiora beneficia excellentia tua de manu nostra suscepisset, si fieri posset, ... non inmerito gauderemus. "Wir*

bereuen es jedoch nicht, die Wünsche deines Willens in allem erfüllt zu haben, sondern, wenn deine Hoheit auch noch größere Wohltaten aus unserer Hand empfangen hätte, wenn das möglich wäre, ... würden wir uns mit Recht darüber freuen."

An dieser Stelle brach in der Versammlung ein ungeheurer Tumult los. Was war geschehen? An der Stelle, wo es heißt "wenn deine Hoheit noch größere Wohltaten aus unsrer Hand empfangen hätte", steht im Lateinischen, wie Sie gehört haben, das Wort *beneficium*. Dieses Wort ist nun im Mittellatein ein ziemlich vieldeutiger Ausdruck: es kann ganz allgemein "Wohltat" bedeuten, es kann aber auch als juristischer Terminus verwendet werden und hat dann die Bedeutung "Lehen" oder "Pfründe"; Sie kennen vielleicht den Ausdruck "Benefiziat". Der weitere Verlauf der Angelegenheit läßt nun erkennen, daß Rainald von Dassel *beneficium* tatsächlich hier mit "Lehen" übersetzt hat. Der Papst hat also in der Version Rainalds geschrieben: "Wir haben dir die Kaiserkrone verliehen, und es würde uns nicht reuen, wenn wir dir noch größere Lehen übertragen hätten." Damit ist das Kaisertum als Lehen des Papstes bezeichnet, und das ist nun wirklich eine Ungeheuerlichkeit – jedenfalls in der Mitte des 12. Jahrhunderts und gegenüber einem Friedrich Barbarossa.

Die Erregung, die der Brief in Rainalds Übersetzung hervorrief, war ungeheuer, und Kardinal Roland goß noch Öl ins Feuer, indem er provozierend fragte: *A quo ergo habet, si a domino papa non habet imperium?* – "Von wem hat er denn das Kaisertum, wenn er es nicht vom Papst hat?" Diese Frage versetzt den bayerischen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach so in Erregung, daß er mit gezogenem Schwert auf den Kardinal losgeht. Der Kaiser selbst muß die Legaten schützen. Sie werden unter sicherer Bedeckung in ihr Quartier gebracht und tags darauf nach Rom zurückgeschickt.

Es folgt ein propagandistischer Schlagabtausch zwischen Kaiser und Papst, wobei die Kurie versucht, die deutschen Bischöfe gegen Barbarossa auszuspielen. Das mißlingt aber, und schließlich läßt der Papst durch zwei andere Kardinäle einen Brief überbringen, in dem er für die fragliche Stelle eine harmlose Deutung gibt: *Hoc enim nomen ex bono et facto est editum, et dicitur apud nos non feudum, sed bonum factum. In qua significatione in universo sacre scripture corpore invenitur.* – "Dieses Wort *beneficium* ist nämlich aus *bonum* und *factum* zusammengesetzt, und es bedeutet bei uns nicht 'Lehen', sondern 'Wohltat'. In dieser Bedeutung findet es sich in der ganzen Heiligen Schrift." Diesen Brief ließ Barbarossa übrigens durch Otto von Freising übersetzen.

Es bleibt zu guter Letzt noch die Frage, in welchem Sinne Hadrian IV. bzw. sein Kanzler Roland das Wort *beneficium* nun tatsächlich in dem ersten Schreiben gemeint haben. Zu dieser Frage gibt es einen langen Aufsatz von Walter Heinemeyer, "Beneficium - non feudum sed onum factum". Der Streit auf dem Reichstag zu Besançon 1157, AD 15 (1969) 155-236; ein Aufsatz, dessen Lektüre ich Ihnen auch deshalb empfehlen möchte, weil er ein schönes Beispiel für eine ebenso gründliche wie behutsame Quelleninterpretation bildet. Die Frage muß nämlich letztlich offen bleiben, auch wenn es möglich

ist, eine der drei Möglichkeiten wahrscheinlich zu machen. Die drei Möglichkeiten sind:

1. das Wort *beneficium* war tatsächlich im Sinne von "Lehen" gemeint, und Rainald von Dassel hat es korrekt übersetzt. Das wäre der massive Versuch des Papstes gewesen, eine kuriale Maximalforderung gegenüber dem Kaiser aufzustellen und gewissermaßen durch Überrumpelung durchzusetzen;
2. das Wort *beneficium* war völlig harmlos im Sinne von "Wohltat" gemeint. In diesem Fall hätte es Rainald falsch übersetzt und damit eine Kontroverse ausgelöst, während der Papst tatsächlich nur für den schwedischen Erzbischof intervenieren wollte; ob Rainald dabei absichtlich oder unabsichtlich gehandelt hat, war schon den Zeitgenossen nicht ganz klar. Rahewin läßt durchblicken, daß der Kanzler absichtlich die provozierende Variante gewählt habe;
3. die Kurie hat mit dem Wort *beneficium* absichtlich einen zweideutigen Ausdruck verwendet. In diesem Fall wollte die Partei in Rom, die eine generelle Überordnung des Papstes über den Kaiser verfocht, gewissermaßen testen, wie weit man gehen könne.

Ehe man sich für eine der drei Varianten entscheidet, muß aber noch eine Frage philologischer Art geklärt werden: in welcher Bedeutung wurde das Wort *beneficium* damals in Rom gebraucht? Die Antwort der mittellateinischen Philologen lautet, daß *beneficium* zwar in älterer Zeit in Italien auch die Bedeutung "Lehen" hatte, daß sich im 12. Jahrhundert in Italien für "Lehen" weitgehend das Wort *feudum* durchgesetzt hatte; insofern verweist der Papst zurecht darauf, daß *beneficium* "apud nos", also in Italien, nicht "Lehen" bedeute, sondern nur "Wohltat". Er verschweigt aber, daß die andere Bedeutung des Wortes an der Kurie sehr wohl bekannt war und daß sie selbst *beneficium* in dieser Bedeutung in Urkunden für deutsche Empfänger gebraucht hat. Das läßt sich anhand der heute noch erhaltenen Originale nachweisen, und diese Urkunden sind pikanterweise vom Kanzler Roland eigenhändig gegengezeichnet. Heinemeyer kommt deshalb zu dem Schluß, daß die 3. Variante die wahrscheinlichste ist, daß also ganz bewußt das doppeldeutige Wort gesetzt worden ist. Andere Autoren kommen allerdings zu anderen Ergebnissen.

18. KAPITEL: DIE SPRACHE IN DER PRAXIS, IV: MITTELLATEIN IN WEIBLICHEM MUNDE

ES IST WAHR: DIE MEISTEN literarischen Werke des Mittelalters stammen von männlichen Autoren bzw. sie sind uns unter einem männlichen Namen überliefert; das liegt nicht zuletzt daran, daß auch die meisten Werke, die wir kennen, aus dem Spätmittelalter stammen. Im frühen und hohen Mittelalter sieht es nämlich noch anders aus. Wenn ich also jetzt ein Kapitel über eine Autorin folgen lasse, so tue ich das nicht, um einer Mode zu folgen, sondern um der Ausgewogenheit willen, also im Interesse der wissenschaftlichen Seriosität. Es ist nicht so, daß die Frauen im Mittelalter generell von Bil-

derung ausgeschlossen gewesen wären; und Bildung heißt, wie wir ja nun zur Genüge erfahren haben, in erster Linie: lateinische Bildung. Die Nonnenklöster hatten genauso wie die Männerklöster ihre Klosterschule, und zwar ebenfalls sowohl für die Konventsmitglieder und als Service-Angebot, das von den weltlichen Frauen genutzt werden konnte. Selbstverständlich war der Kreis derer, die dies Angebot wahrnehmen konnten, begrenzt, aber das gilt genauso für die Männer. Frauen mit Lateinkenntnissen waren also etwas ganz Normales, und selbstverständlich wurde auch in den Nonnenklöstern das Stundengebet lateinisch gehalten; dies sieht man schon allein daraus, daß für Abweichungen von dieser Regel ein Dispens des Papstes erforderlich war.

Dies gilt so für das frühe und hohe Mittelalter. Eine Einschränkung der weiblichen Bildungsmöglichkeiten brachte dann – *horribile dictu!* – die Entstehung der Universitäten. Von ihrem Besuch waren die Frauen ausgeschlossen, aber die Universitäten hatten Rückwirkungen auf die Schulen. In dem Maße nämlich, wie die Universitäten die höheren Studien an sich zogen, wurden die normalen Schulen auf den Elementarunterricht beschränkt. Das allmähliche Verblässen der lateinischen Bildung im Laufe der Neuzeit tat dann ein übriges, bis schließlich der Zustand des 19. Jahrhunderts erreicht war.

Ehe ich Ihnen gleich zwei mittelalterliche Dichterinnen vorstelle, möchte ich noch eine andere Überlegung einfügen, die meines Wissens noch niemand intensiv betrieben hat. Es gab ja in den höheren und höchsten Kreisen immer wieder Ehen, deren Partner aus unterschiedlichen Ländern stammten. Wie haben diese Paare miteinander gesprochen? War da immer der Hofkaplan dabei, der gedolmetscht hat? Auch in der Nacht? Genaugenommen braucht man sogar zwei Hofkapläne, die miteinander auf Latein verkehren konnten.

Otto der Große war mit Adelheid verheiratet. Diese war eine – beiläufig sehr temperamentvolle – Südfranzösin, d. h. sie sprach Provenzalisch, Italienisch und wahrscheinlich auch Latein. Otto sprach kein Latein, er konnte zunächst nicht einmal lesen, hat es dann aber unter dem Einfluß Adelheids gelernt. Otto II. und Theophanu: Otto II. sprach Latein, er wurde in der Kölner Domschule ausgebildet, auch wenn er ein ausgesprochen aufsässiger Schüler war. Theophanu war hochgebildet, aber natürlich in der griechischen Kultur, zu der im 10. Jahrhundert schon keine Lateinkenntnisse mehr gehörten. Sie wurde sehr kurzfristig als Braut für den westlichen Barbaren bestimmt und konnte bei ihrer Ankunft in Italien sicher kein Latein, auch wenn sie es später ebenso sicher gelernt hat. Heinrich III. bekam eine Braut aus Frankreich, Agnes von Poitou. Sie war aber noch so jung, daß sie in Deutschland erst einmal in die Schule geschickt wurde, ehe die Hochzeit überhaupt stattfand; dort dürfte sie Deutsch und Latein gelernt haben. Heinrich IV. holte sich seine zweite Frau aus Rußland, Eupraxia oder Praxedis: die Ehe endete in einer Katastrophe, ob aus sprachlichen Gründen, wissen wir nicht. Sie hat jedenfalls später Heinrich IV. sexuelle Perversionen unterstellt. Heinrich V. war mit der Tochter des englischen Königs verheiratet, Mathilde, die dann später, nach dem Tod Heinrichs V., versuchte, in England ihre Thronansprüche durchzusetzen, was zum Bürgerkrieg

führte. Über ihre Sprachkenntnisse wissen wir nichts Näheres, aber es ist jetzt, zu Beginn des 12. Jahrhunderts, denkbar und sogar wahrscheinlich, daß man auf Französisch kommunizierte.

Lassen wir es damit genug sein, denn Sie warten bereits auf die Dichterin, während ich alle möglichen Exkurse mache. Die Dame, deren Oeuvre ich Ihnen vorstellen will, ist Hroswitha von Gandersheim. Über ihre Lebensgeschichte wissen wir nicht sehr viel, eigentlich fast gar nichts. Sie war Nonne in Gandersheim, also dem vornehmsten sächsischen Frauenkloster der Ottonenzeit, wo die Äbtissinnen aus der kaiserlichen Familie stammten; sie selbst war also wohl auch von adliger Abkunft. Gedichtet hat sie in der Zeit von ca. 930-970. Ihre Werke sind uns in einer Art Edition oder Ausgabe erhalten, die sehr sorgfältig arrangiert ist. Solche Editionen gibt es übrigens viel öfter als man glaubt: fast alle klassischen Schriftsteller der Antike, wie Vergil, Livius, Horaz, Ovid usw., sind uns nur durch solche Editionen aus der Zeit der Spätantike überliefert, als sie bereits zum Objekt des Schulunterrichtes geworden waren. Vielleicht geht die oft bewunderte Gleichmäßigkeit ihrer Sprache mehr auf das Konto dieser Editoren als auf den intellektuellen Konsens der Autoren zurück. Von Hroswitha besitzen wir gewissermaßen eine "Ausgabe letzter Hand", die wahrscheinlich von ihr selbst zusammengestellt und angeordnet worden ist. Sie ist in drei Bücher eingeteilt, deren erstes ihre Legenden, das zweite die Dramen und das dritte die Epen umfaßt. Häufig ist dabei den einzelnen Werken eine ganz knappe Inhaltsangabe vorangestellt.

Die acht Legenden bestehen in der Umdichtung von Prosavorlagen in Verse, ein im Mittelalter überaus beliebtes Verfahren. Freilich klebt Hroswitha nicht an ihren Vorlagen, sondern fügt zum Teil nicht unerhebliche Ergänzungen und Ausschmückungen hinzu. Die 1. Legende (*Historia nativitatis laudabilisque conversationis intactae dei genitricis* - "Die Geschichte der Geburt und des löblichen Lebenswandels der unversehrten Gottesgebärerin") beruht neben den biblischen Berichten auch auf apokryphen Überlieferungen. Sie schlägt bereits ein Thema an, das in Hroswithas Werken noch öfter wiederkehrt, nämlich die Bewahrung der Keuschheit um Gottes willen, also ein Gedanke, der durchaus die Nonne als Autorin erkennen läßt. Maria weigert sich der Legende nach nämlich, Josef als Ehemann zu akzeptieren, weil ihre Eltern sie als Jungfrau dem Tempel übergeben haben, und es bedarf einiger Wunder, um sie zur Raison zu bringen. Die 2. Legende handelt von der Himmelfahrt Christi. Die 3. Legende ist die *Passio sancti Gongolfi martyris*, eines Herzogs, der durch die Hinterlist seiner verbrecherischen Ehefrau ums Leben kommt. Diese Legende trägt auch grotesk-komische Züge; es kommt z.B. ein Wunder mit einer Quelle vor, die zunächst wunderbarerweise entspringt, dann aber wieder versiegt, so daß der ausgeschickte Diener, statt trinken zu können, mit seiner Zunge im Sand herumfährt. Die 4. Legende, die *Passio sancti Pelagii*, handelt beinahe von einem Zeitgenossen Hroswithas: sie berichtet von einem jungen Mann von 14 Jahren, in den sich der Kalif von Córdoba verliebt und den er, als er mit seinen perversen Wünschen nicht zum Ziele kommt, hinrichten läßt.

Diese Legende hat einen historischen Hintergrund: die sog. Märtyrer von Córdoba, die unter Abdarrahan II. 850 dadurch ihre Hinrichtung erzwangen, daß sie öffentlich den Islam schmähten - eine überspannte Form des Glaubenseifers, die auch von den zeitgenössischen spanischen Bischöfen mißbilligt wurde. Bei Hroswitha ist dieser politische Hintergrund allerdings weggelassen; dafür sind die widernatürlichen Neigungen des Kalifen in den Vordergrund geschoben, so daß die Bewahrung der Keuschheit wiederum das Thema ist. Pelagius kommt als Geisel an den Hof und fällt wegen seiner jugendlich-knabenhaften Schönheit dem Kalifen sofort auf:

"Rasch entbrannte sein Herz für den fürstlichen Sprossen.
Unverzüglich befahl er, Pelagius zum Throne zu bringen,
leidenschaftlich verlangt' ihn, des Knaben Nähe zu fühlen.
Sich zu ihm neigend bedeckt' er mit Küssen
ihn und umschlang den Hals des Begehrten."

Der Knabe weist das selbstverständlich zurück, aber der Kalif versucht es weiterhin mit Schmeicheleien:

"Also sprach er und zog mit der Rechten den Mund des Pelagius
näher zu sich, mit der Linken ihn enger umschlingend,
um den ersehnten Kuß dem Geliebten endlich zu rauben.
Doch der listige Jüngling vereitelte rasch das Begehren,
zielte und schlug mit der Faust dem Tyrannen
mitten aufs Maul; und so gut traf der Schlag ins Gesicht ihn,
daß das Blut aus der Wunde sein Antlitz bespritzte,
ja, sogar seinen Bart und die Kleider."

Die Folge ist natürlich die sofortige Hinrichtung.

Die 5. Legende, *Theophilus*, berichtet über einen ehrgeizigen Mönch: um Abt zu werden, geht er ein Bündnis mit dem Teufel ein, wird aber schließlich durch die Fürsprache Mariens gerettet. In der 6. Legende, *Basilus*, bedient sich ein Sklave desselben Mittels, um die fürs Kloster bestimmte Tochter seines Herrn zu verführen – selbstverständlich vergeblich –, und durch die Fürsprache des heiligen Bischofs Basilus wird seine Seele der Hölle entrissen. Die 7. Legende, die *Passio sancti Dionisii*, gleicht der Geschichte des hl. Gongolf. In der 8. Legende schließlich, der *Passio sancte Agnetis virginis et martyris*, nimmt wiederum eine Jungfrau um der Keuschheit willen den Tod auf sich, kann dabei aber sogar noch ihre Verführer zum Christentum bekehren.

Die Dramen des zweiten Buches behandeln die selben Thematika wie die Legenden, sogar in paralleler Anordnung. Das 1. Drama (*Conversio Gallicani principis militiae*) handelt von einem heidnischen Feldherrn, der um die fürs Kloster bestimmte Tochter Kaiser Konstantins wirbt, dann aber auf die Ehe verzichtet, selbst Christ wird und schließlich unter Kaiser Julian Apostata den Märtyrertod erleidet. Im 2. Drama, dem *Dulcitius*, verteidigen drei Schwestern ihre Jungfräulichkeit und werden deshalb hingerichtet. Im 3. Drama, dem *Calimachus*, verfolgt die Hauptperson eine verheiratete Frau mit

ehebrecherischer Liebe. Sie stirbt, aber der Täter will sich sogar an ihrer Leiche vergreifen; da tötet ihn eine giftige Schlange. Jedoch der heiligmäßige Bischof des Ortes erweckt beide wieder zum Leben, und alles endet in Reue und Bekehrung. Im 4. und 5. Drama, dem *Abraham* und dem *Pafnutius*, werden jeweils Hetären zu einem sittlichen Lebenswandel bekehrt, und im 6. Drama, *Sapientia*, sterben wiederum drei Schwestern zur Zeit Kaiser Hadrians den Märtyrertod, weil sie sich weigern, den heidnischen Göttern zu opfern, wobei die einzelnen Stufen des Martyriums (Auspeitschen, Abschneiden der Brüste, Braten auf dem Rost, Zerfleischen, Sieden usw.) mit befremdlicher Détailfreude beschrieben sind.

Interessanter als diese doch etwas gleichförmigen Inhalte ist aber die Frage, warum Hroswitha überhaupt Dramen verfaßte: es geht um das Problem, das wir schon mehrfach erörtert haben, nämlich die Lektüre heidnischer Autoren durch christliche Leser. Sie will nämlich den lasterhaft-heidnischen Komödien des Terenz christliche Gegenstücke entgegenstellen, die als Schullektüre besser geeignet seien. Der Bezug zur Schule wird an zwei Stellen ganz deutlich. In der "Sapientia" fragt der Kaiser die Mutter der drei Jungfrauen, wie alt ihre Kinder seien, und die Mutter antwortet mit einer Darlegung der arithmetischen Zahlentheorie. Im Pafnutius werden wir eingangs sogar Zeugen einer regelrechten Schulszene. Der Einsiedler erklärt seinen Schülern zunächst die Zusammenhänge von Makrokosmos und Mikrokosmos, also der Schöpfung und des Menschen, und dazu kommt die Rede auf die Musik:

"Schüler: und was ist die Musik?

Pafnutius: Ein Lehrfach des Quadrivium?

Schüler: Was nennst du Quadrivium?

Pafnutius: Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie.

Schüler: Und warum werden sie Quadrivium genannt?

Pafnutius: Wie von einem Kreuzweg Straßen ausgehen, so zweigen von der Philosophie als Ausgangspunkt diese Fächer auf geradem Weg ab.

Schüler: Wir scheuen uns, die Frage nach den drei anderen zu stellen, da wir mit unserer Fassungskraft schon kaum den Schwierigkeiten der begonnenen Auseinandersetzung zu folgen vermögen.

Pafnutius: Gewiß, es ist schwierig zu begreifen.

Schüler: So erkläre uns wenigstens das Fach oberflächlich, von dem eben die Rede war.

Pafnutius: Ich weiß nur ganz wenig darüber, da es den Einsiedlern nicht näher bekannt ist.

Schüler: Womit befaßt sie sich?

Pafnutius: Die Musik?

Schüler: Ja.

Pafnutius: Sie beschäftigt sich mit den Tönen.

Schüler: Gibt es nur eine Art oder mehrere?

Pafnutius: Es gibt drei, doch jede ist durch ein bestimmtes Maßverhältnis so mit den anderen verbunden, daß das, was der einen eigen ist, der anderen nicht fehlt.

Schüler: Und welcher Unterschied besteht zwischen den dreien?

Pafnutius: Die erste wird kosmische oder Sphärenmusik genannt, die zweite die menschliche Musik, die dritte wird von Instrumenten erzeugt.

Schüler: Und wie kommt die Sphärenmusik zustande?

Pafnutius: Durch die sieben Planeten und die Himmelskugel.

Schüler: Auf welche Weise?

Pafnutius: Auf die gleiche Weise wie die Instrumentalmusik, da in ihr ebenso viele Intervalle, Tonstufen und Akkorde enthalten sind wie in den Saiten."

Ich glaube, das reicht für einen Eindruck. Das Gespräch läuft noch eine ganze Weile so weiter. Nach Schluß der Unterrichtsstunde geht der Einsiedler dann in die Stadt, um die Hetäre zu retten.

Das dritte Buch von Hroswithas gesammelten Werken enthält zwei Epen, wobei ein drittes Epos heute verloren ist und auch die beiden erhaltenen große Lücken aufweisen. Das eine Epos, das wahrscheinlich Hroswithas zeitlich letztes Werk war, bildet eine Geschichte ihres Klosters von der Gründung an, die *Primordia coenobii Gandeshemensis*; es gilt als ihr schönstes und bestes Werk. Den Historiker interessiert allerdings das andere Epos noch mehr, die *Gesta Oddonis*, die Geschichte Kaiser Ottos des Großen. Dieses Epos ist schon wegen seiner Quellen bemerkenswert: Hroswitha schreibt nämlich selbst, daß sie keine schriftlichen Vorlagen gehabt habe, sondern sich auf mündliche Berichte stützen mußte. Diese erhielt sie von der Auftraggeberin des Epos', ihrer Äbtissin Gerberga, die eine Nichte des Kaisers war; außerdem hatte sie Kontakt zu dem jungen Otto II. Die Darstellung gilt als historisch zuverlässig und bringt viele Détails, die bei den männlichen Chronisten, wie Widukind von Corvey, Thietmar von Merseburg und Liutprand von Cremona fehlen. Weniger als diese schildert sie die kriegerischen Ereignisse, sondern stellt die Personen, besonders die beiden Kaiserinnen, in den Vordergrund. Ausführlich berichtet sie über die Hochzeit zwischen Otto und Edith 929 sowie über die Gefangenschaft und dramatische Flucht Adelheids aus der Gewalt Berengars von Ivrea. Den Höhepunkt bildet die Kaiserkrönung Ottos im Jahre 962.

Der Kuriosität halber darf ich Ihnen noch darüber berichten, daß jüngst die Existenz Hrosvithas geleugnet worden ist, und zwar in einem Buch von Alfred Tamerl, Hrotsvith von Gandersheim. Eine Entmystifizierung (Gräfelfing 1999). Der Autor geht davon aus, daß eine Frau im Sachsen des 10. Jahrhunderts nicht so gebildet gewesen sein könne, um diese Werke zu verfassen, und schlägt als wahre Autorin Caritas Pirckheimer vor, die von 1467 bis 1532 in Nürnberg lebte und Nonne, später Äbtissin des Klarissenklosters war. Sie ist bekannt als obstinate Katholikin, die ihr Kloster gegen alle Versuche lutherischer Reformation abschirmte. Zu ihren Bekannten zählte der Humanist Conrad Celtis, der sich mit Hrosvitha beschäftigt hat; er habe Caritas zur Abfassung der Werke Hrosvithas veranlaßt. Eigentliche Beweise werden nicht vorgelegt, und das Fazit des Bandes beginnt konsequenterweise auf S. 299 mit dem Satz: "Es muß also so gewesen sein." Unsere Zweifel an der wissenschaftlichen Qualität des Werkes wachsen noch, wenn wir auf dem Titelblatt sehen, daß

das Buch in einer Reihe "Fiktion dunkles Mittelalter" erschienen ist; Herausgeber der Reihe ist Heribert Illig, der vor der Jahrtausendwende durch die These Aufsehen erregt hat, Karl der Große sei eine Erfindung Kaiser Ottos III. Zu Illigs *Karolus fictivus* gesellt sich also hier *Hrosvitha fictiva*, wobei in ihrer Gestalt **zwei** Wunschbilder zusammenfließen: das finstere Mittelalter und der Gedanke, daß eine Frau nur unter männlicher Anleitung produktiv tätig sein könne.

So viel also zu Hrosvitha von Gandersheim. Ich weiß nicht, ob sie Ihnen allen zuvor bekannt war. Das ist mit Sicherheit bei der zweiten Autorin der Fall, die in diesem Kapitel ihren Auftritt haben soll: Hildegard von Bingen. Sie ist vor allem als heilkundige Frau bekannt, und als solche hat sie heute noch oder wieder ihre Anhänger; es gibt auch in Passau eine Apotheke, die ausdrücklich Hildegard-Medizin anbietet. Weitaus wichtiger ist sie aber als Mystikerin – man kann auch sagen: als Seherin oder Prophetin. Zunächst ist vielleicht eine kurze Erläuterung des Begriffs Mystik sinnvoll.

Das Wort Mystik ist abgeleitet von dem griechische Verbum *μυειν*. Dies bedeutet Zustand des Nicht-Sehens, Nicht-Hörens und Nicht-Redens als Voraussetzung für eine Annäherung an Gott, die durch keinerlei irdische Ablenkungen gestört wird. Ist dieser Zustand erreicht, so kann der Geist des Menschen gewissermaßen den Körper verlassen und sich neben ihn stellen; er gerät in *εκστασις*, Ekstase, wörtlich: Ausstand. Die dritte Stufe ist dann die *θεωρια*, die unmittelbare Anschauung Gottes und Vereinigung mit ihm. Daß derartige Erfahrungen nicht oder nur unvollkommen mit Worten zu schildern sind, bedarf keiner Erläuterung. Daher sind die Mystiker in allen Religionen der offiziellen Geistlichkeit verdächtig und stehen bis zum Beweis des Gegenteils unter dem Generalverdacht der Ketzerei.

Jetzt aber erst einmal ein paar biographische Angaben: Hildegard ist 1098 bei Alzey geboren und stammte aus einer Grafenfamilie. 1106 trat sie ins Kloster Disibodenberg ein – dieses Kloster liegt bzw. lag in der Pfalz, in der Nähe von Idar-Oberstein. Dort wurde sie 1136 zur Äbtissin gewählt. 1141 erlebte sie das, was sie als ihre Berufung zur Prophetin bezeichnet, d.h. sie hatte von diesem Zeitpunkt an Visionen, die sie niederschrieb bzw. niederschreiben ließ. Ich habe Ihnen gerade erklärt, daß so etwas damals nicht ganz ungefährlich war. Deshalb bemühte sich Hildegard um kirchliche Anerkennung. Ihr wichtigster Förderer war dabei Bernhard von Clairvaux. Schließlich bestätigte 1148 Papst Eugen IV. die göttliche Herkunft ihrer Visionen. Der äußere Lebensweg bringt 1151 die Gründung des Klosters Rupertsberg, 1165 eines weiteren Klosters Eibingen. Bei der Weihe des Klosters Rupertsberg wurde in Anwesenheit des Mainzer Erzbischofs ein von Hildegard verfaßtes Mysterienspiel *Ordo virtutum* aufgeführt, in dem die Tugenden, verkörpert durch 16 Nonnen, mit dem Laster Streitgespräche führen; die Rolle des Teufels mußte ein Mann übernehmen, der Sekretär der Äbtissin. Von 1158 bis 1171 unternahm sie – und das ist nun wirklich ungewöhnlich – Reisen, um Predigten zu halten. 1179 starb sie.

Das wichtigste ihrer Werke ist **Scivias**, "Wisse die Wege!", aus dem ich gleich noch zitieren werde. Das Scivias entstand von 1141 bis 1151- Es folgte 1158 bis 1161 der **Liber vitae meritorum**,

das "Buch des Lebens der Verdienste", und von 1163 bis 1174 **De operatione dei**, "Über das Wirken Gottes". Ihr medizinisches Hauptwerk heißt **Causae et curae**, "Ursachen und Heilverfahren". Sehr kurios ist, daß sie auch eine Geheimsprache erfunden hat, möglicherweise im Zusammenhang mit ihrer medizinischen Tätigkeit, wobei es sich um völlig neu erfundene Wörter handelt. Hier als ein kurzes Beispiel die Namen der Wochentage:

Sonntag	Dizol
Montag	discula
Dienstag	munizza
Mittwoch	Aieziz
Donnerstag	mirzizil
Freitag	haurizpia
Samstag	horzka

Außerdem hat sie geistliche Lieder geschrieben, die zusammen mit den Noten überliefert sind. Hier eine kurze Hörprobe, wobei man allerdings annehmen darf, daß die damaligen Rheingauer Nonnen nicht so schön und glatt gesungen haben:

[Musik]

Kommen wir nun zum Scivias. Das Werk besteht aus drei Teilen mit insgesamt 26 Visionen. Der 1. Teil handelt über Schöpfer und Schöpfung, Gott, Welt und Mensch, der 2. Teil über das feurige Werk der Erlösung, der 3. Teil über das Heilsgeschehen, und zwar im Bilde eines Gebäudes. Jede Vision schildert zuerst das, was Hildegard geschaut hat, und gibt dann ausführliche Erläuterungen dazu, die recht konkret und handfest sein können. Es geht beispielsweise um Ehefragen: warum die Verwandtenehe verboten ist; um das richtige Heiratsalter; warum während der Schwangerschaft kein Geschlechtsverkehr erfolgen soll; warum Priester nicht heiraten sollen. Letzteres war damals ein brandaktuelles Thema: der Zölibat wurde in der westlichen Kirche auf dem 2. Laterankonzil 1139 verbindlich eingeführt, also praktisch genau zu der Zeit, als Hildegard ihre Visionen empfing. Die Gegner des Pflichtzölibates argumentieren, in der frühen Kirche seien die Geistlichen ja auch verheiratet gewesen; dem hält Hildegard entgegen, im Anfang der Welt, als es erst wenige Menschen gab, seien auch die Verwandtenehen üblich gewesen, die jetzt verboten seien. Ob man dieser Form der Argumentation folgen will, sei dahingestellt.

Den drei Teilen des Werkes stellt Hildegard eine Einleitung mit dem Titel *Protestificatio veracium visionum a deo fluentium*, also etwa "Zeugnis darüber, daß die Visionen wirklich von Gott stammen", voraus. Hier der Anfang aus einer Handschrift, die noch zu ihren Lebzeiten entstanden sein kann:

Et ecce, quadragesimo tercio temporalis cursus mei anno, cum cælesti visioni magno timore et tremula intentione, vidi maximum splendorem, in quo facta est vox de cælo ad me dicens: "O homo fragilis et cinis cineris et putredo putredinis, dic et scribe, quam vides et audis." – "Und siehe, im 43. Jahr meines zeitlichen Lebenslaufes sah ich in einer himmlischen Vision mit großem Schrecken und voller Zittern eine übergroße Helligkeit, in der eine Stimme vom Himmel her ertönte und zu mir sagte: 'O du gebrechlicher Mensch, du Asche der Asche, du Fäulnis der Fäulnis, sag und schreibe, was du siehst und hörst!' "Sed quia timida es ad loquendum et simplex ad exponendum et indocta ad scribendum ea, dic et scribe illa non secundum os hominum nec secundum intellectum humanæ adinventionis nec secundum voluntatem humanæ compositionis, sed secundum id, quod ea in cælestibus desuper in mirabilibus dei vides et audis!" – "Aber weil dudich scheust, darüber zu reden, und einfältig bist, es zu erklären, und ungelehrt, es zu schreiben, darum sag und schreibe es nicht wie mit dem Mund eines Menschen und nicht mit dem Verstand menschlicher Erfindung und nicht mit dem Willen menschlicher Zusammenstellung, sondern so, wie du es im Himmel in den Wundern Gottes siehst!" "

Und etwa später, bei der neuen Initiale: *Factum est in millesimo centesimo quadragesimo primo filii dei Iesu Christi incarnationis anno, cum quadraginta duorum annorum septemque mensium essem, maxime coruscationis igneum lumen aperto celo veniens totum cerebrum meum transfudit et totum cor totumque pectus meum velut flamma, non tamen ardens, sed calens, ita inflammavit, ut sol rem aliquam calefacit, super quam radios suos ponit. – "Es geschah im 1141. Jahr der Geburt Jesu Christi, des Sohnes Gottes, als ich 42 Jahre und 7 Monate alt war, als ein gleißendes feuriges Licht vom offenenstehenden Himmel her mein ganzes Gehirn durchzuckte und mein ganzes Herz und meine ganze Brust wie eine Flamme, aber nicht brennend, sondern wärmend, wie die Sonne etwas erwärmt, auf das sie ihre Strahlen fallen läßt." Et repente intellectum expositionis librorum videlicet psalterii, evangelii et aliorum catholicorum tam veteris quam novi testamenti voluminum sapiebam – non autem verborum textus eorum nec divisionem syllabarum nec cognitionem casuum aut temporum habebam; virtutem autem et mysterium secretarum et admirandarum visionum a puellari ætate, scilicet a tempore illo, cum quinquennis essem usque ad præsens tempus mirabili modo in me senseram sicut et adhuc. – Und plötzlich verstand ich den Sinn der Auslegung der Bibelbücher, wie etwa des Psalters, des Evangeliums und der anderen kanonischen Bücher des Alten und des Neuen Testaments – nicht aber etwa die Kenntnis der Wörter des Textes und ihre Unterteilung in Silben oder die Bestimmung der Kasus und der Tempora erlangte ich, vielmehr ihren Sinn und das Geheimnis der heimlichen und erstaunlichen Visionen, die ich schon vom Kindesalter an hatte, als ich fünf Jahre alt war, bis auf die gegenwärtige Zeit verstand ich auf wunderbare Weise in mir selbst, wie auch seither." Also nicht das mechanische Textverständnis gemäß den Regeln des Donat, wie es der Lateinunterricht bot, ist gemeint, sondern ein wirklich inhaltliches Verständnis.*

Ich glaube, das genügt als Eindruck, wobei ich allerdings hinzufügen muß, daß nicht ganz klar ist, ob Hildegard das selbst genau so formuliert hat; sie bedient sich nämlich für die Niederschrift eines Sekretärs namens Volmar, den Sie ja auch auf der Abbildung sehen. Wenn wir die Abbildung wörtlich nehmen, ist er für die Übertragung des Textes, den sie auf der Wachstafel festhält, auf das Pergament zuständig.

Ich zeige Ihnen noch zwei weitere Abbildungen aus dieser Handschrift:



Hier sehen Sie eine Sterbeszene mit dem Kampf von Himmel und Hölle um die Seele der sterbenden Frau. Die Seele ist wie üblich durch eine kleine Figur dargestellt, die den Körper verläßt; ein Engel und ein Teufel kämpfen um sie. Darüber sehen Sie recht eindrucksvoll den Höllenrachen und das Paradies und ganz oben die Hand Gottes. Die zweite Abbildung



zeigt den toten Christus am Kreuz, dessen Blut von der Kirche aufgefangen wird, die auf dem Spruchband als die Braut Christi bezeichnet ist. Unten feiert dieselbe *ecclesia* mit Wein und Brot das Meßopfer. Natürlich hat niemand das ausströmende Blut Christi auf Golgatha in einem Kelch aufgefangen; die Darstellung ist symbolisch gemeint. Aber von solchen Darstellungen leitet sich die Legende vom Heiligen Gral ab, der angeblich zu genau diesem Zweck gedient hat.

Die medizinischen Schriften Hildegards beruhen auf der antiken Humoralpathologie, oder verständlicher ausgedrückt: auf der Vier-Säfte-Lehre. Danach wird der Körper durch vier Säfte bestimmt: Blut, Schleim, gelbe Galle und schwarze Galle. Diese lassen sich nach den Gegensatzpaaren heiß-kalt, feucht-trocken definieren und passen in ihrer Vierzahl in eine Vielzahl weiterer Vierschemata, wie etwa die vier Jahreszeiten, die vier Windrichtungen, die den vier Himmelrichtungen entsprechen usw.:

heiß	trocken	Blut	Sanguis = αιμα	Sanguiniker
kalt	trocken	Schleim	Phlegma = φλεγμα	Phlegmatiker
heiß	feucht	Gelbe Galle	Cholera = χολη	Choleriker
kalt	feucht	Schwarze Galle	Cholera nigra = μελαινα χολη	Melancholiker

Auf diese Weise ergeben sich also auch vier Charaktertypen, die durch das Vorherrschen eines der vier Säfte gekennzeichnet sind. Wünschenswert ist eine ausgewogene Mischung; zu starke Abweichung von dieser Ausgewogenheit führt zur Krankheit. Interessanterweise gibt es die "schwarze" Galle überhaupt nicht; sie ist nur aus

Gründen der Systematik eingeführt worden. Darüber hinaus beruhen Hildegards Ratschläge aber auf einer Fülle praktischer Erfahrung. Beides, die abgehobene Theorie und die praktische Erfahrung, muß man berücksichtigen, wenn man sich heute ihrer Methoden bedienen will.

Auch hier will ich Ihnen Textproben geben. In den *Causae et curae* lesen wir – an verschiedenen Stellen, denn das Werk ist nicht besonders übersichtlich aufgebaut – folgendes: "Warum der Mensch nicht behaart ist. Daß der Mensch nicht behaart ist, kommt von seiner Vernunft. Denn anstelle der Haare und Federn hat er die Vernunft, mit der er sich bedeckt und fliegt, wohin er will. Daß aber der Mann einen Bart und an seinem Körper mehr Haare als das Weib hat, kommt davon, daß der Mann aus der Erde gebildet ist, daß er eine größere Kraft und Wärme hat und überall mehr als das Weib tätig ist. ... Das Weib aber ist ohne Bart, weil es aus dem Fleisch des Mannes gebildet ist, dem Manne untergeordnet ist und in größerer Ruhe lebt. ... Die wachstumsfördernde Kraft der Seele sandte Schaum und Feuchtigkeit zum Kopf, das heißt in das Gehirn. Daher ist das Gehirn feucht, und infolge dieser Feuchtigkeit läßt der Kopf die Haare wachsen."

Das waren also die *causae*. Zu den *curae* lesen wir: "Gegen Haarausfall. Sobald einem jungen Menschen schon die Haare auszufallen beginnen, nehme er Bärenfett und ein wenig Asche von Weizen- oder Winterweizenstroh, mische dies miteinander und reibe sich damit seinen ganzen Kopf ein, vor allem dort, wo die Haare auf seinem Kopf auszufallen beginnen. Danach soll er diese Salbe auf seinem Kopf lange nicht abwaschen. Die Haare, die noch nicht ausgefallen sind, werden durch diese Salbe angefeuchtet und gekräftigt, so daß sie lange Zeit nicht ausfallen werden."

19. KAPITEL: LEXIKA DAMALS UND HEUTE

ALS ICH VOR GUT VIERZIG³ JAHREN zu studieren begann und dadurch erstmals mit dem Mittellatein in Berührung kam, habe ich sofort ein mittellateinisches Handwörterbuch bestellt, das damals zu Subskription stand, und zwar mit der Bemerkung, es werde in etwa einem Jahr erscheinen. Daran hat sich bis heute nichts geändert: das Lexikon steht immer noch zur Subskription, nur der voraussichtliche Erscheinungstermin wird nicht mehr genannt. Das Beispiel zeigt recht gut das generelle Problem: ein wirklich brauchbares und vollständiges mittellateinisches Lexikon gibt es nicht. Nach allem, was ich bisher darüber vorgetragen habe, wie sich das mittelalterliche aus spätantiken Latein unter Beeinflussung durch das Vulgärlatein und das Griechische sowie die Sprache der Bibel entwickelt und wie es sich im Mittelalter durch mehrere Renaissance und unter Einfluß der Volkssprachen verändert hat – nach alledem wird es Ihnen nicht

³ Nach heutiger Rechnung gut fünfzig Jahren. Es handelte sich um das ominöse Jahr 1968.

mehr als pure Bosheit der mittellateinischen Philologen erscheinen, daß es ein solches Standard-Lexikon nicht gibt. Das gleiche gilt natürlich auch für eine mittellateinische Standard-Grammatik.

Wie können wir uns also behelfen? Zunächst führen in der großen Mehrzahl aller Fälle die Lexika des antiken Lateins durchaus zum Ziel; man muß nur die Besonderheiten der mittelalterlichen Orthographie beachten, insbesondere muß man statt unter e auch unter ae und oe, statt unter i auch unter y, statt unter f auch unter ph nachsehen usw.; wir sprachen im 12. Kapitel eingehend darüber. Bei den Bedeutungen wird die Geduld in diesen Lexika oft schwer auf die Probe gestellt; gerade die speziell mittellateinischen Bedeutungen stehen meist erst ganz am Schluß. Daneben gibt es nun eine ganze Reihe von speziell mittellateinischen Lexika, aber sie haben eigentlich alle irgendeinen Haken. Fangen wir ganz mutig einfach einmal an mit dem Mittellateinischen Wörterbuch:

- Mittellateinisches Wörterbuch bis zum ausgehenden 13. Jahrhundert, hg. von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Es erscheint in München seit 1967. Bisher liegt ein ganzer Band vor und etliche Faszikel des 2. Bandes; es reicht derzeit bis *conductus*. Es empfiehlt sich also, nur solche Wörter nicht zu kennen, die nicht allzu spät im Alphabet liegen. Wenn es doch geschieht, gibt es ein anderes Lexikon, das mit der Mitte des Alphabetes beginnt:

- *Novum glossarium mediae latinitatis ab DCCC usque ad annum MCC*, begonnen von Franz Blatt, Jafniae 1959ff. (= Kopenhagen).

Dieses Lexikon beginnt, wie gesagt, mit dem Buchstaben M und ist bisher bis in die Anfangsgründe des P gediehen. Drei weitere Lexika sind vollständig, was das Alphabet angeht, bieten aber nur eine mehr oder minder schmale Auswahl aus dem Wortschatz:

- Albert Blaise, *Lexicon latinitatis medii aevi*. Dictionnaire latin-français des auteurs du moyen-âge. Turnhout 1986 (CC Cont. Med. ohne Bd.-Nr.)

Die Übersetzungen sind, wie der Titel ausweist, französisch, so daß man gerade bei seltenen Wörtern oft zusätzlich ein französisch-deutsches Wörterbuch braucht. Die Wahl zwischen französischen und englischen Übersetzungen haben sie bei:

- J. F. Niermeyer, *Mediae latinitatis lexicon minus*. Leiden 1976.

Das dritte Wörterbuch hat nun tatsächlich deutsche Übersetzungen:

- Edwin Habel/F. Gröbel, *Mittellateinisches Glossar*. Paderborn²1959.

Dies ist freilich auch das schmalste Bändchen von allen. Gehen wir über zum Gegenteil:

- Charles Du Fresne Sieur Du Cange, *Glossarium mediae et infimae latinitatis*. 5 Bde. Paris 1883-87 (ND Graz 1954).

Der "Du Cange", wie man ihn abgekürzt zu nennen pflegt, umfaßt das ganze Alphabet und – zumindest der Intention nach – auch den gesamten mittellateinischen Wortschatz, aber er hat eine Eigenart, die seine Benutzung für Sie erschweren kann: die Worterklärungen sind nämlich ebenfalls in lateinischer Sprache verfaßt. Der Du Cange

ist außerdem ziemlich unhandlich. Deshalb hat man daraus ein einbändiges Handlexikon ausgezogen:

- W.-H. Maigne d'Arnis, *Lexicon manuale ad scriptores mediae et infimae latinitatis*. Paris 1866 (ND Hildesheim 1977).

Sodann gibt es eine ganze Reihe "nationaler" Unternehmungen, die sich auf ein bestimmtes Gebiet beziehen. Ich nenne, eher als Beispiel, folgende:

- J. H. Baxter/C. Johnson, *Medieval latin word-list from British and Irish sources prepared*. 1934 (ND 1947);

ferner:

- R. E. Latham, *Revised medieval latin word-list from British and Iris sources*. London 1965 (ND 1979)

Aus Südeuropa:

- M. Bassols de Climent/J. Bastardas Parera/E. Rodón Binué, *Glossarium mediae latinitatis Cataloniae (800-1100)*. Bisher ist 1 Bd. erschienen (1985), der von A-H reicht.

Aus Osteuropa:

- Bartel, *Glossarium mediae et infimae latinitatis regni Hungarie*. 1901.
- *Słownik Lacyń Sredniowieczny w Polsce - Lexicon mediae et infimae latinitatis Polonorum*. 1953ff.

Die verschiedenen Unternehmungen sind auch in den Einführungen ins Mittellatein, etwa bei Langosch, aufgeführt. Im übrigen finden Sie die Lexika in der Bibliothek unter 63/FR 2475. Nur einen Geheimtip möchte ich Ihnen noch geben:

- Eduard Brinckmeier, *Glossarium diplomaticum*. Erläuterungen schwieriger, einer diplomatischen, historischen, sachlichen oder Wortklärung bedürftiger lateinischer, hoch-, und besonders niederdeutscher Wörter und Formeln, die sich in öffentlichen und Privaturkunden, Kapitularien, Gesetzen, Verordnungen, Zuchtbriefen, Willküren, Weistümern, Traditions- und Flurbüchern, Heberollen, Chroniken, Rechnungen, Inschriften, Siegeln usw. des gesamten deutschen Mittelalters finden. Mit Unterstützung eines Vereins von Gelehrten, aus archivalischen und gedruckten Quellen, und mit den besten literarischen Hilfsmitteln bearbeitet und durchweg mit urkundlichen Belegstellen versehen. 2 Bde., Gotha 1856/63 (ND 1961/7).

Dieses Wörterbuch steht unter 50/ND 4640. Es enthält, wie auch aus dem Titel hervorgeht, lateinische und deutsche *termini* gemischt und kann gerade bei Urkunden oft nützlich sein.

Nun sind alle diese Lexika, gerade auch die Lexika für das antike Latein, nicht etwa in der Neuzeit aus dem Boden gestampft worden, sondern sie gehen auf eine lange mittelalterliche Tradition und Vorarbeit zurück. Bei einigen Übersetzungen im Georges glaubt man geradezu die mittelalterliche Vorlage herauszuhören. Glossare zu bestimmten Themata haben schon die Kirchenväter angelegt, z.B. Hieronymus zu den hebräischen und griechischen Eigennamen der Bibel.

Außerdem war es üblich, etwa in den Bibelhandschriften, zwischen die lateinischen Zeilen die volkssprachlichen Äquivalente da-

zwischen zu schreiben; ein Beispiel für solche Interlinearglossen sehen Sie hier in einer der berühmtesten englischen Handschriften, dem Book of Lindisfarne:



Wenn wir den Text etwas vergrößern, erkennen sie auch, daß der lateinische Text in insularer Majuskel (also beinahe in Unziale) geschrieben ist, die altenglischen Glossen aber in angelsächsischer Minuskel:



Hier eine kleine Tabelle der Wortgleichungen:

lateinisch	altenglisch	Deutsch
agens	doend	Handelnd (tuend)
secundum	æft(er)	Gemäß (nach)
carnem	lichoma	Fleisch (Leichnam)
conversus	gecerred	Bekehrt
ad fidem	to geleafa	zum Glauben
xpi	cristes	Christi
euangelium	god spell	Evangelium

Aus dem Wort "god spell" wird natürlich später Gospel.

Im Frühmittelalter entsteht dann die ganz eigenartige Form, daß aus glossierten Handschriften die lateinischen Wörter mit ihren volkssprachlichen Glossen herausgezogen und alphabetisch angeordnet wurden. Der berühmteste Fall ist der Abrogans (um 770/780), der uns folgende althochdeutschen Gleichungen bietet:

Abrogans	aotmot
Abba	faterlih
Abnuere	pauhnen
Absque foedere	uzzana moatscaffi
Absque amicitia	uzzana friuntscaffi
Abingruentes	una sciupanti
Abinmittentes	ana lacgente
Absit	fer is
Abest	fram ist
Abdicat	farquithit
Abhominat	faruuazzit
Abstrusum	ungaforti

Später kommen dann die gelehrten Lexika auf, die den Stichwörtern, die alphabetisch oder nach Sachgruppen geordnet werden, ihre lateinischen Synonyme gegenüberstellen; auch mehrere Synonyme und längere Erklärungen, die auch ein Zitat oder einen Merkwers enthalten können und teils auch grammatische Erläuterungen geben. Eine Erfindung des 14. Jahrhunderts ist die Angabe der Wortart, des Geschlechtes und der Konjugation bzw. Deklination durch abgekürz-

te Siglen. Diesen lateinischen Erklärungen werden manchmal auch die deutschen Ausdrücke hinzugefügt, aber es dauert eine ganze Weile, bis dies konsequent geschieht und bis es schließlich auch möglich wird, das Lexikon umgekehrt zu ordnen, also nach dem Alphabet der deutschen Ausdrücke.

Der lexikographische Bestseller des 15. Jahrhunderts war der *Vocabularius Ex quo*. Er ist in mehreren hundert Handschriften und etwa 50 Druckauflagen überliefert, was für seine Verbreitung spricht. Ich möchte das Vorwort und die ersten Lemmata zitieren; Sie haben eine Abbildung der ersten Seite vor sich. Die Handschrift liegt heute in Wien; ich habe sie ausgewählt, weil sie bairischen Dialekt aufweist.



Ich zitiere: *Ex quo varii autentici, videlicet Hugwicio, Katholicon, Brevilogus, Papias aliique codices sunt in comparacione preciosi, in collectione prolixo, in intencione obscuri et in numero multi*, – (Die Textqualität läßt etwas zu wünschen übrig: hinter *quo* ist einzufügen *vocabularii*, wie die anderen Handschriften lehren.) "Weil die verschiedenen offiziellen Wörterbücher, wie Huguccio, das *Catholicon*, der *Brevilogus*, *Papias* und die anderen Handbücher bei der Anschaffung teuer, in der Zusammenstellung des Materials ausschweifend, bei den Erklärungen undeutlich und überhaupt sehr zahlreich sind" (Das ist zutreffend, weil die gesamten Lexika des 13. und 14. Jahrhunderts wahre Wälzer sind.), *ita, quod pauperes scolares eosdem de facili et pro precio competenti racione eorum paupertatis habere ac sibi procurare non valeant* – "so daß die armen Scholaren sie auf einfache Weise und für einen angemessenen Preis eben wegen ihrer Armut nicht besitzen und sich beschaffen können," *ut tamen eo facilius sacram scripturam litteraliter intelligere poterint, ymmo quodlibet scriptum latinicale pro utilitate et necessitate* – "damit sie dennoch um so leichter die Heilige Schrift nach ihrem Buchstabensinn verstehen können, ja sogar jedes andere lateinische Schriftstück nach Nutzen und Bedarf", *collectus est presens vocabularius secundum ordinem alphabeti conscriptus, ita, quod latinum precedit et teutonicum subiungitur* – "ist dieses Vokabular zusammengestellt und nach der Ordnung des Alphabets so eingerichtet worden, daß das Latein vorausgeht und das Deutsche nachfolgt." *Ante hoc, cuius generis et cuius declinacionis seu cuius partis oracionis quelibet dicio fuerit, per litteras ibi positas est ostensum*. – "Davor ist durch dorthin gesetzte Buchstaben angegeben, welchen Geschlechtes und welcher Deklination oder welchen Redeteiles jedes Wort ist." *Quem quilibet dei fidelis, qui non potest meliorare, leget, ut vitam eternam possideat, que promittitur elucidantibus sapientiam*. – "Dieses Vokabular soll jeder Gottgläubige benutzen, der es nicht von selbst besser weiß, damit er das ewige Leben erlange, das denjenigen, die das Licht der Weisheit fördern, versprochen ist." *Sicut scriptum est de sapientia in libro Sapientie octavo capitulo: "Qui elucidant me, vitam eternam habebunt."* – "Denn so steht es über die Weisheit geschrie-

ben im Buch der Weisheit im 8. Kapitel: 'Die mich erleuchten, werden das ewige Leben haben.'

Nach diesem Vorwort beginnen dann die Lemmata in alphabetischer Reihenfolge, wobei die Ordnung über den dritten oder vierten Buchstaben nur selten hinausgeht. Also: links am Rand *ppo* mit doppeltem Abkürzungsstrich, das heißt: *prepositio*, sodann:

Ab, id est sine, von

prepositio: ABS, von

a p (das heißt: *activum prime coniugationis*): *Abalienare, gut enphülen* (das letzte Wort steht eine Zeile höher)

adverbium: Abante zu vor

a p (also: *activum prime coniugationis*) *Abreviare, verchürzen* (der ursprüngliche Compiler des Lexikons schrieb *Abreviare* zweifellos mit Doppel-b; dann stimmt nämlich die alphabetische Reihenfolge. Beachten Sie bei *verchürzen* die schöne bairische Affrikata!)

a t (*activum tercię coniugationis*): *Abdere, helen*

a t: Abdicere, verlengen vel verweisen, wesundern (wesundern mit dem bairischen w-Anlaut, also: besondern)

m t (das heißt: *masculinum tercię delinationis*): *Abdias est nomen prophete et interpretatur servus dei* (die grammatische Angabe ist übrigens nicht korrekt: *Abdias* läßt sich entweder nach der ersten Deklination deklinieren oder überhaupt nicht, aber auf keinen Fall nach der dritten).

a t (*activum tercię coniugationis*): *Abducere, abfuren oder enweg furen.*

n s (*neutrum secunde declinationis*): *Abecedarium, ain*

a b c oder ain phibel.

a p (*activum prime coniugationis*): *Abdicare absagen vel alienare.*

n incon (das heißt: *neutrum inconsequens*, also unregelmäßiges Verbum): *Abesse absein oder abwesen.*

m inde (das heißt: *masculinum indeclinabile*): *Abeston est lapis preciosus* (ein edler Stein), *der ist gestalt als eysen.*

Hinter dem zuletzt genannten Wort *Abeston* verbirgt sich übrigens unser Wort *Asbest*, es müßte also eigentlich *Asbeston* heißen. Diese Vereinfachung von *sb* zu einfachem *b* ist nun eine Lautveränderung, die sich beim besten Willen nicht mehr durch eine allgemeine Regel für die mittellateinische Orthographie fassen läßt. Diese Form *Abeston* ist also über die antik-lateinischen Lexika nicht zugänglich, sondern nur über speziell mittellateinische; im konkreten Fall über das Mittellateinische Wörterbuch, weil das Wort freundlicherweise am Anfang des Alphabetes liegt. Daß man aber Jxceron im Georges unter *lynx* (der Wendehals) suchen muß oder daß Julligo die *Brasse* ist (der Georges kennt nur *lulis*: ein uns unbekannter Fisch) oder daß *Iteranus* ein ander Mal heißt, das ist den neuzeitlichen Hilfsmitteln nicht zu entnehmen. Die Benutzung dieser alten Lexika kann also in schwierigen Fällen zum Ziele führen, und sie wird ein wenig dadurch erleichtert, daß von germanistischer Seite Editionen dieser Vokabulare hergestellt werden. Ein Problem liegt freilich darin, daß die deutschen Übersetzungen sich der Lautgestalt des

Spätmittelalters bedienen, also jener Sprachstufe, die man als Frühneuhochdeutsch bezeichnet – teilweise auch der niederdeutschen Entsprechung –, um deren Erforschung es ähnlich bestellt ist wie um das Mittellatein.

20. KAPITEL: "O FORTUNA VELUT LUNA": MITTELALTERLICHE VERSTEXTE

[Musik]

Was Sie gehört haben, ist der Eingangsschor von Carl Orffs *Carmina Burana*, ein zweifellos wirkungsvolles Musikstück. Aber wir müssen uns über eines im klaren sein: so hat mittelalterliche Musik nicht geklungen. Wir kommen später noch einmal auf moderne Interpretationen mittelalterlicher Texte zurück, und ich werde Ihnen das Stück dann noch einmal vorspielen, mit dem Text zum Mitlesen. Das Angebot an Verstexten in mittellateinischer Sprache ist aber viel reicher, und nicht alles ist der Vertonungswut Orffs zum Opfer gefallen. Ich beginne mit einem einfachen Gedicht, das ganz harmlos beginnt, sich aber hochdramatisch entwickelt und mit dem Tod des Helden und seiner Rückkehr in den Schoß der Allmutter Natur endet:

*Flevit lepus parvulus
Clamans altis vocibus:
"Quid feci hominibus,
Quod me sequuntur canibus?"*

"Kleiner Hase weinte sehr, hub an, laut zu klagen: 'Was tat ich den Menschen nur, daß Sie mich mit Hunden jagen?' "

*Neque in horto fui,
Neque holus comedi.
Longas aures habeo,
Brevem caudam teneo,
Leves pedes habeo
Magnum saltum facio."*

"Ich bin nicht im Garten gewesen. Ich habe nicht am Kohl geknabbert. Ich habe lange Ohren und trage einen kurzen Schwanz, ich habe hurtige Füße und mache große Sprünge."

*Caro mea dulcis est,
Pellis mea mollis est.
Quando servi vident me,
"Hase, Hase!" vocant me.*

"Mein Fleisch ist wohlschmeckend, mein Fell ist weich. Wenn die Knechte mich sehen, rufen sie: 'Hase, Hase!' "

*Domus mea silva est,
Lectus meus durus est.
Dum montes ascendero,
Canes nihil timeo.*

"Der Wald ist meine Wohnung, mein Bett ist hart. Wenn ich in die Berge hinaufsteige, fürchte ich keine Hunde."

*Dum in aulam venio,
Gaudet rex – et non ego.
Quando reges comedunt me,
Vinum bibunt super me.
Quando comederunt me,
Ad latrinam portant me."*

"Wenn ich zu Hofe komme, freut sich der König – aber ich nicht. Wenn die Könige mich essen, trinken sie Wein über mich. Wenn sie mich gegessen haben" – und den letzten Vers übersetze ich nicht.

Ich gebe zu, daß dieses Gedicht, das wir in die Kategorie "rhythmische Dichtung" einordnen müssen, gar nicht aus dem Mittelalter stammt, sondern aus dem Jahre 1574, aber es könnte mittelalterlich sein. Sicher mittelalterlich ist das folgende Beispiel in Hexametern bzw. Distichen aus der Feder des Theoderich, Abtes von St. Trond bei Lüttich, der 1107 gestorben ist:

*"Fléte canés, si flére vacát, si flére valétis!
Fléte canés: catulús mórtuus ést Pitulús."*

"Weint, ihr Hunde, wenn euch zu weinen gegeben ist, wenn ihr zu weinen vermögt! Weint, ihr Hunde: mein kleiner Pitulus ist tot."

"Mórtuus ést Pitulús, Pitulús quis?" – "Plús cane dignus."

"Pitulus ist tot? Wer war Pitulus?" – "Mehr als nur ein Hund."

*"Quís Pitulús?" – "Dominí cúra dolórque suí.
Nón canis Álbanús, nec erát canis ílle Molóssus,
Séd canis éxiguús, séd brevis ét catulús." ...*

"Was für ein Pitulus?" – "Seines Herren Liebling und Schmerz. Kein Albaner und kein Molosser Hund war er, sondern ein winziges, kleines und junges Hündlein."

*"Quíd fuit ófficiúm? Numquíd fuit útile vél non?" –
"Út parvúm magnús díligerét dominús,
Hóc fuit ófficiúm, dominó praelúdere tántum." –
"Quís fuit útilitás?" – "Nón nisi rísus erát."*

"Was war seine Aufgabe? Er war doch wohl von Nutzen, oder nicht?" – "Daß der große Herr den Kleinen liebte, das war seine Aufgabe, seinem Herrn etwas vorzuspielen." – "Aber sein Nutzen?" – "Er schenkte nur Heiterkeit."

*Tális erás, dilécte canís, ridénde dolénde,
Rísus erás vivéns, mórtuus écce dolór.
Quísquis té vidít, quisquis te nóvit, amávit
Ét dolet éxitió núnc, miseránde, tuó.*

"So warst du, mein lieber, fröhlicher, armer Hund: Lebend meine Freude, tot nun mein Schmerz. Wer dich auch sah, wer dich kannte, hat dich geliebt und betrauert nun, Armer, dein Ende."

Das ist recht amüsan, und wir dürfen, glaube ich, davon ausgehen, daß dieses Hündchen auch während des klösterlichen Stundengebets nicht etwa in der Wohnung des Abtes eingesperrt blieb. Es gibt aber auch nachdenklichere Text wie etwa den folgenden von Alanus ab Insulis, eines Zisterziensers, der 1202 in Cîteaux starb:

*Omnis mundi creatura
Quasi liber et pictura
Nobis est in speculum:
Nostre vite, nostre mortis,
Nostrí status, nostre sortis
Fidele signaculum.*

"Alles auf der Welt Erschaffne ist gleich einem Buch und Bilde für uns als Spiegel: unseres Lebens, unseres Todes, unseres Zustandes, unseres Loses ein getreuer Hinweis."

*Nostrum statum pingit rosa
Nostrí status decens glosa,
Nostre vite lectio:
Que, dum primo mane floret,
Defloratus flos effloret
Vespertino senio.*

"Unseren Zustand malt die Rose als passender Kommentar unseres Zustandes, als Lehre unseres Lebens: denn, wenn sie früh am Morgen blüht, verliert sie entblättert am müden Abend ihre Blüte."

Es folgen noch drei Strophen ähnlichen Inhalts und Tonfalles. Das ist nun nicht nur melancholische Betrachtung der Vergänglichkeit alles Irdischen, sondern dahinter steht auch, wie Sie sich aus dem 10. Kapitel erinnern, die Interpretation des Textes nach den vier Sinnebenen, und man kann noch einen Schritt weitergehen und fragen: was war zuerst da, die Rose selbst oder der Name der Rose, den die konkrete Rose im Zeitlichen abbildet.

Springen wir ein paar Jahrhunderte zurück, aber bleiben wir gelehrt, denn jetzt soll Alkuin zu Wort kommen. Er war als Schriftsteller sehr fruchtbar, aber es wirkt alles ein wenig gewollt und gesucht, was er produziert, so auch die folgende Inschrift für eine Schreibstube:

*Híc sedeánt sacráe scribéntes fámina légis
Nécnon sánctorúm dícta sacráta patrúm.*

*Híc intérsereré caveánt suo frívola vérbis,
Frívola néc proptér érret et ípsa manús.
Córrectósque sibi quaeránt studiósse libéllos,
Trámite quó rectó pénná volántis eát.*

"Hier sollen jene sitzen, die der heiligen Schrift und der frommen Väter geheiligte Worte niederschreiben! Sie sollen sich hüten, ihren Leichtsinn darunter zu mengen, und aus Leichtfertigkeit soll ihre eigene Hand nicht irren! Eifrig sollen sie nach verbesserten Handschriften suchen, damit ihre Feder auf dem rechten Weg dahineilt." Hier spricht natürlich der Alkuin, der mit Mühe die Bibel von Überlieferungsfehlern gereinigt hat. Aber wir müssen ihn auch auf die Finger klopfen, denn seine Metrik ist alles andere als korrekt. So muß man *interserere* auf dem letzten e betonen, obwohl dieses e kurz ist und nur **ein** Konsonant folgt. Das e von *studiose* ist lang, als Adverbendung, muß aber kurz gesprochen werden, damit der fünfte Versfuß den vorgeschriebenen Daktylus aufweist. Das Gedicht geht noch etliche Verse im selben Tenor weiter. Am Schluß heißt es dann: "Besser als Weinberge umzugraben ist es, Bücher zu schreiben: jenes kommt einzig dem Leib, dieses der Seele zugute. Neues und Altes wird viel der Lehrer dann vortragen können, wenn er der Väter geheiligte Aussprüche vorliest."

Eine ganz eigentümliche Gattung sind die Texte, die sich mit Rom befassen. Sie rühmen nämlich entweder die Rolle Roms als Herrin der Welt, oder sie beklagen dessen Niedergang und den ruinenösen Zustand der Stadt, die seit der normannischen Eroberung von 1085 in der Tat ein Trümmerfeld war. Dazu bietet auch das griechische Wortspiel Ρωμη – ρυμη einen Ansatzpunkt: ρυμη ist die Wiese. Wo einst Rom stand, ist jetzt eine Wiese. Wer denkt dabei nicht an die Kühe, die noch im 19. Jahrhundert auf dem noch nicht ausgegrabenen Forum weideten? Nun aber ein Gedicht, das die Größe Roms feiert:

*O Roma nobilis, urbis et domina,
Cunctorum urbium excellentissima,
Roseo martyrum sanguine rubea,
Albis et virginum liliis candida,
Salutem dicimus tibi per omnia,
Te benedicimus, salve per secula!*

"O edles Rom, Herrin des Erdkreises, hervorragendste aller Städte, rot vom rosenfarbenen Blut der Märtyrer, strahlend von den weißen Lilien der Jungfrauen, dir sagen wir Gruß vor allen, dich segnen wir, sei begrüßt in Ewigkeit!"

Weniger gelehrt, also bei einem einschlägigen Publikum sicher viel beliebter, sind jene Gedichte, die die Männer vor den Tücken der Frauen warnen. Es gibt für die Gattung, wenn Sie einen vornehmen griechischen Ausdruck wünschen, die Bezeichnung "miso-gyn". Ein anonymes, aber in vielen Handschriften überlieferter Text vom Ende des 13. Jahrhunderts ist der folgende. Zuerst singt der Chor:

*Recedite, recedite,
ne mulieri credite!*

"Bleibt weg, bleibt weg, traut nicht den Weibern!" Diese Warnung wird dann im Wechselgesang zwischen einem Vorsänger und mehreren biblischen Personen erläutert. Vorsänger:

*Dic tu, Adam, primus homo,
Qui deceptus es in pomo!*

"Rede, Adam, du erster der Menschen, der du getäuscht wurdest mit dem Apfel!" Adam:

*Sum eiectus dei domo.
Uxor mea me fraudavit;
Dum me pomo satiavit,
Paradiso me privavit.*

"Aus dem Hause Gottes wurde ich hinausgeworfen. Meine Frau hat mich betrogen; indem sie mich mit dem Apfel gesättigt hat, hat sie mich des Paradieses beraubt." Mit denselben sechszeiligen Strophen und auf demselben Stammtischniveau treten der Reihe nach Loth, Samson und der König David auf. Dann resümiert der Vorsänger: "Wohlbekannt ist Salomons Zeugnis: Weiber sind nur selten gut, aber voller Lug und Trug. Was ich weiß, das ist die Wahrheit: tausendfältig ist der Weiber Tücke. Zum Zeugen dafür nehme ich den gesamten Klerus." Dann noch einmal der Chor:

*Recedite, recedite,
Ne mulien credite!*

Ich habe schon angedeutet, daß auch seriöse und wissenschaftliche Texte in Versform gegossen wurden. Dafür jetzt ein etwas ausführlicheres Beispiel. Der Autor war noch in karolingischer Zeit, aber schon nach Karl dem Großen aktiv: Walahfrid Strabo. ("Strabo" heißt der Schielende, oder wenn Sie es freundlicher formulieren wollen: der mit dem Silberblick.) Um 808/9 geboren, kam er wahrscheinlich als Oblate ins Kloster Reichenau. Nachweisbar ist er dort wenigstens seit 822. 827 wurde er in ein anderes Kloster geschickt, nach Fulda, in dessen zivilisatorisch primitiveren und klimatisch ungünstigeren Verhältnissen es ihm aber nicht gefiel – es gibt ein Gedicht über sein Heimweh nach Schwaben –, so daß er glücklich war, als er 829 an den Hof Ludwigs des Frommen berufen wurde, um die Erziehung des späteren Karl des Kahlen zu übernehmen. Da er als Zwanzigjähriger also schon einen Ruf als Gelehrter hatte, muß er mit seinen schriftstellerischen Versuchen schon früh angefangen haben. Wir wissen, daß seine Ordensoberen in der Reichenau das gar nicht so gerne sahen. Daraus folgt, daß Walahfrid aus einer einflußreichen Familie stammen mußte, deren Sproß man so etwas nicht einfach

verbieten konnte – auch im Kloster waren keineswegs alle Mönche gleich.

Das Thema seiner ersten Arbeit macht die Haltung seiner Vorgesetzten etwas verständlicher: sie schildert die Vision eines Mitbruders namens Wetti, der unter anderem berichtete, wie er Karl den Großen im Jenseits für seine Sünden Strafen erleiden sah. Am Hof wurde der Prinzenerzieher ein ausgesprochener Fan der Kaiserin Judith, der er in Gedichten huldigt. 838 – Karl der Kahle, dessen überragende Bildung seinem Lehrer übrigens ein glänzendes Zeugnis ausstellt, war jetzt 15 Jahre alt – kehrte Walahfrid auf die Reichenau zurück, und zwar als Abt. Er geriet dann zwar in die politischen Auseinandersetzungen zwischen den Söhnen Ludwigs des Frommen, beschloß aber dennoch friedlich sein Leben am 18.8.849.

Walahfrid war ein sehr fruchtbarer Autor. Er verfaßte zahlreiche wissenschaftliche Werke zur Theologie, veranstaltete eine Edition der Karlsvita Einhards, zu der er eine Vorrede schrieb, und verfaßte unter dem Titel *De imagine Tetrici* einen Dialog zwischen sich selbst und seinem Genius – ein sehr schwieriges Werk, auf das ich nicht näher eingehen will. Vorführen möchte ich Ihnen eine andere Arbeit, die sich mit dem Kloster befaßt, aber unter einem unerwarteten Aspekt: dem Klostergarten, genauer: dem Kräutergarten des Klosters. Der Text besteht aus 444 klassischen Hexametern.



Einleitend (hier in der 9. Zeile des Textes) hören wir einiges über die Einstellung, die der Gärtner haben muß. Nicht so sehr auf Bodenbeschaffenheit, Klima usw. komme es an, sondern:

Nón negat ingenuós holerúm progígnere frúctus ...

"Nirgends weigert es sich, die ihm eignen Gewächse zu zeugen,
Wenn deine Pflege nur nicht ermattet in lähmender Trägheit,
Nicht sich gewöhnt zu verachten den vielfachen Reichtum des Gärtners

Törichterweise, und nur sich nicht scheut, die schwieligen Hände
Bräunen zu lassen in Wetter und Wind und nimmer versäumet,
Mist zu verteilen aus vollen Körben im trockenen Erdreich.
Dies entdeckte mir nicht landläufiger Rede Erkenntnis
Und nicht allein Lektüre, die schöpft aus den Büchern der Alten:
Arbeit und eifrige Neigung vielmehr, die ich vorzog der Muße,
Tag für Tag, haben dies mich gelehrt durch eigne Erfahrung."

Von einer unbesehenen Verehrung der antiken Autoren sind wir also weit entfernt, anders als später im 15. Jahrhundert. Dann folgen je ein Abschnitt "Schwierigkeit des Gartenbaus" und "Beständiger Fleiß des Gärtners und Frucht seiner Arbeit", ehe, von Vers 76 an, die verschiedenen Gartenkräuter der Reihe nach in jeweils etwa einem Dutzend Verse vorgestellt werden: Salbei, Raute, Kürbis, Melone, Wermut, Andorn, Fenchel, Schwertlilie, Liebstöckel, Kerbel, Schlafmohn, Minze, Sellerie, Betunie, Odermennig, Rettich und zum

Schluß die Rose. Ich will, weil sie relativ kurz sind, die Abschnitte über den Fenchel, die Sellerie und den Rettich zitieren:

"Auch die Ehre des Fenchels sei hier nicht verschwiegen; er hebt sich

Kräftig im Sproß, und er strecket zur Seite die Arme der Zweige,
Ziemlich süß von Geschmack und süßen Geruches desgleichen.
Nützen soll er den Augen, wenn Schatten sie trügend befallen,
Und sein Same mit Milch einer Mutterziege getrunken,
Lockre, so sagt man, die Blähung des Magens und fördere lösend
Alsbald den zaudernden Gang der lange verstopften Verdauung.
Ferner vertreibt die Wurzel des Fenchels, vermischt mit dem Weine
... genossen, den keuchenden Husten."

Hier eine Darstellung des Fenchels, allerdings nicht aus dem *Hortulus*, sondern aus einer anderen Standardschrift zur Ernährungslehre, dem *Tacuinum sanitatis*:



Über den Sellerie heißt es bei Walafrid:

"Zwar ist in unseren Gärten die Sellerie billig geworden,
Und es meinten wohl viele, sie taue höchstens zur Speise.
Dennoch bietet aus eigener Kraft sie zahlreiche Mittel
Wirksamer Hilfe. Denn wenn ihre Samen zerrieben du einnimmst,
Soll, wie man sagt, dies die quälenden Leiden der Blase beheben.
Ißt man sie jedoch selbst mit dem zarten Trieb, so verdaut sie
Reste von Speisen, die noch im Innern des Magens rumoren.
Wenn den Tyrannen des Körpers würgender Brechreiz belästigt,
Trinke man Sellerie gleich mit herbem Essig und Wasser,
Dann wird, von sicherem Mittel besiegt, die Übelkeit weichen."

Falls Sie eine weitere Funktion des Sellerie vermissen, darf ich daran erinnern, daß Walafrid einen **Klostergarten** beschreibt. Über den Rettich erfahren wir:

"Hier der Rettich mit mächtiger Wurzel und von seiner Blätter
Breitem Dach überhöht, ist im letzten der Beete zu sehen.
Ziemlich scharf ist die Wurzel, gegessen besänftigt sie aber
Husten, der dich erschüttert, und Trank aus zerriebenen Samen
Heilet gar oft das Leiden derselben verderblichen Krankheit."

Den Abschluß des Gedichtes bildet eine Zuneigung an Abt Grimald, der als im Obstgarten des Klosters unter Pfirsichbäumen sitzend geschildert wird, während die Klosterschüler die Früchte einsammeln. Die Anordnung der Kräuter entspricht übrigens ziemlich genau derjenigen auf dem St. Galler Klosterplan: das ist nicht verwunderlich, denn der berühmte St. Galler Plan ist auf der Reichenau entstanden und erst später nach St. Gallen gekommen.



Wenn Sie sich näher über das ganze Gedicht informieren wollen, empfehle ich Ihnen folgendes Buch:

- Hans-Dieter Stoffler, Der Hortulus des Walahfrid Strabo. Aus dem Kräutergarten des Klosters Reichenau, Sigmaringen 1996

Ein weiteres Gedicht über ein Lebensmittel ist uns wieder nur anonym überliefert, und das war vielleicht auch gut so, weil es zugleich eine Parodie auf einen Marienhymnus darstellt:

*Vinum bonum et suave,
Bonis bonum, pravis prave,
Cunctis dulcis sapor, ave,
Mundana leticia!*

"Güter und süßer Wein, für die Guten gut, für die Bösen böse, wohl-schmeckend für alle, sei begrüßt, du Wonne der Welt!"

*Ave, felix creatura,
Quam produxit vitis pura!
Omnis mensa fit segura
In tua presentia.*

"Sei begrüßt, du glückliche Schöpfung, die die reine Rebe hervor-bringt! Jeder Tisch wird sicher in deiner Gegenwart."

*Ave, color vini clari!
Ave, sapor sine pari!
Tua nos inebriari
Degneris potentia!*

"Sei begrüßt, Farbe des klaren Weines! Sei begrüßt, Geschmack ohne gleich! Deine Macht möge ruhen, uns trunken zu machen!"

Kommen wir jetzt noch einmal auf die ***Carmina Burana*** zurück, die wohl bekannteste Sammlung mittelalterlicher weltlicher Gedichte.

Sie heißen so, weil ihre wichtigste Handschrift aus Benedikt-beuren stammt. Die Überlieferung ist aber viel breiter. Es gibt aus dem späten 13. Jahrhundert über 20 Handschriften, wobei ein gewisser Schwerpunkt der Überlieferung in England liegt. Die Sammlung enthält aber nicht etwa Volkslieder, sondern die Texte stammen von Autoren, die in der lateinischen Sprache ausgebildet sind, also von Klerikern und wohl überwiegend Studenten. Fast alle Texte sind lateinisch, und sie enthalten eine Fülle von gelehrten Anspielungen, die wir wahrscheinlich heute gar nicht mehr alle verstehen; etliches davon bedient sich auch der Technik des mehrfachen Schriftsinnes, wie sie für die Bibelinterpretation entwickelt war. So könnte etwa der geröstete Schwan, dessen Klagelied ich Ihnen gleich vorführen werde, auch die arme Seele im Fegefeuer bzw. apokalyptisch die Leiden der Verdammten bedeuten. Inhaltlich sind eine Reihe von Freß- und Saufliedern und von Liebesliedern enthalten (wobei man statt Liebe eher Sex sagen sollte), dann Lieder, die Frühling und Sommer be-

grüßen, wobei Sie auch dabei an Sünde und Erlösung denken dürfen. Der überwiegende Teil aber sind Satiren auf die Amtskirche, wobei nicht selten die liturgischen Texte umgestaltet werden.

Ein Beispiel dafür ist das *Evangelium secundum marcas argenti*, also das Evangelium nicht nach Markus, sondern nach der Mark Silber; wenn Sie bibelfest sind, werden Sie jede Menge Zitate entdecken: *In illo tempore dixit papa Romanis: "Cum venerit filius hominis ad sedem maiestatis nostre, primum dicite: "Amice, ad quid venisti?"*

"In jener Zeit sprach der Papst zu den Seinen zu Rom: 'Wenn des Menschen Sohn kommen wird an den Sitz unserer Herrlichkeit, so soll der Pförtner also zu ihm sprechen: Freund, was bist du hierhergekommen? Hält er aber an mit Klopfen und gibt euch nichts, so werfet ihn hinaus in die äußerste Finsternis, da wird sein Heulen und Zähneklappern.' Sprachten die Kardinäle: 'Was sollen wir tun, daß wir Reichtum erwerben?' Und der Papst antwortete und sprach: 'Wie stehet im Gesetz geschrieben? Wie liesest du? Du sollst Gold und Silber lieb haben von ganzem Herzen und von ganzer Seele, und den Reichen wie dich selbst. Tue das, so wirst du leben.'

Der Papst aber saß auf einem hohen Berge, der heißt Säckelstätte. Und er sprach zu den Kardinälen: 'Selig sind, die den Pfennig lieben; denn solcher ist die Kurie zu Rom. Wehe dem, der nicht hat; ihm wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt würde und er ersäuft würde im Meere, wo es am tiefsten ist. Lasset euch niemand verführen mit vergeblichen Worten. Die da haben, sie sollen's behalten, und die da nicht haben, die sollen blind werden. Und wer euch Geld geben will, den führet in euer Haus.' Sprachten die Kardinäle: 'Alles dies haben wir gehalten von Jugend auf.' Der Papst antwortete und sprach: 'Also tut zu meinem Gedächtnis: ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß, wie ich nehme, auch ihr nehmet; denn Herr ist Gold und Silber, dem sei Preis und Ehre an der Kurie zu Rom und Anagni in Ewigkeit Amen.' "

Im Einzelfall gibt es auch konkrete historische Anspielungen, so etwa die folgende:

*Dum Philippus moritur Palatini gladio,
Virtus mox conteritur scelerosi vitio.
Dulcis mos obtegitur a doli diluvio.
Hëu, quo progreditur fidei transgressio!
Lex amara legitur, dum caret principio.
Mel in fel convertitur. Nulla viget ratio.*

"Als Philipp durch das Schwert des Pfalzgrafen starb, wurde auch die Tugend durch die Untat des Verbrechers zerstört. Die anständige Lebensweise wird von der Flut der Heimtücke überschwemmt. Wehe, wie schreitet der Abfall vom Glauben voran! Das bittere Gesetz gilt, wenn die Grundsätze vergessen werden. Der Honig wandelt sich in Galle. Keine Vernunft vermag zu herrschen." Anlaß dieser pessimistischen Betrachtung ist also die Ermordung König Philipps von Schwaben durch den Pfalzgrafen von Wittelsbach 1208. Hinter der *lex amara* steht die Ableitung des Wortes *amarus* (bitter) von *morsus*

(der Biß), nämlich der Biß in den Apfel vom Baum der Erkenntnis, dessen Folge dann *mors* (der Tod) war.

Mehr dem allgemeinen Geschmack (und den Wünschen der Besucher von Mittelalter-Festivals) entspricht folgendes Gedicht:

*Alte clamat Epicurus:
"Venter satur est securus.
Venter deus meus erit.
Talem deum gula querit,
Cuius templum est coquina,
In qua redolent divina.*

"Laut ruft Epikur: 'Ein satter Bauch ist sicher. Der Bauch soll mein Gott sein. Einen solchen Gott verlangt die Kehle, deren Tempel die Küche ist, in der die göttlichen Dinge duften.'"

...
*Venter inquit: "Nichil curo
Preter me; sic me procuro,
Ut in pace in id ipsum
Molliter gerens me ipsum
Super potum, super escam
Dormiam et requiescam."*

"Der Bauch spricht: 'Ich kümmere um nichts außer um mich selbst. Ich richte es mir so ein, daß ich mich behaglich um mich selbst kümmere und über Trinken und Essen einschlafe und ruhe.' "

Nun aber das dramatische Gedicht über den Schwan, der, bereits auf der Schüssel liegend, sein Leid klagt, wobei ich hinzufügen möchte, daß in der höfischen Küche Schwanenbraten bis ins 19. Jahrhundert durchaus üblich war; Sie müssen sich das so vorstellen, daß der Braten so angerichtet ist, daß er nach wie vor wie ein Schwan aussieht, d. h. Hals und Kopf sind mit Hilfe eines Drahtgestelles aufgerichtet, in das Fleisch der Flügel sind Federn gesteckt usw.:

*Olim lacus colueram,
Olim pulcher exstiteram,
Dum dygnus ego fueram.
Miser! Miser!
Modo niger,
Et ustus fortiter!*

"Einst zog ich auf dem See meine Kreise, einst war ich wunderschön, als ich noch ein Schwan war. – Entsetzlich! Entsetzlich! Jetzt bin ich schwarz und völlig verbrannt!"

*Eram nive candidior,
Quavis ave formosior,
Modo sum corvo nigrior.
Miser! etc.*

"Ich war weißer als der Schnee, schöner als jeder andere Vogel.
Jetzt bin ich schwärzer als ein Rabe."

*Me rogas urit fortiter,
Gyrat, regyrat gareifer.
Propinat me nunc dapifer.
Miser! etc.*

"Das Feuer brät mich scharf, der Küchenjunge dreht mich hin und her. Jetzt naht schon der Oberkoch."

*Mallem in aquis vivere,
Nudo semper sub aere,
Quam in hoc mergi pipere.
Miser! etc.*

"Lieber würde ich im Wasser schwimmen in freier Luft, als in diese Pfeffersauce getaucht zu werden."

*Nunc in scutella iaceo
Et volitare nequeo.
Dentes frendentes video.
Miser! etc.*

"Jetzt liege ich in der Schüssel und kann nicht davonfliegen. Ich sehe die gebleckten Zähne."

Zum Schluß nun noch einmal, wie versprochen, der Eingangschor der Orffschen Vertonung, der übrigens am Schluß wiederholt wird. Zunächst die Übersetzung und dann zum Mitlesen der lateinische Text: "O Fortuna, wie der Mond von wechselndem Zustand, immer nimmst du zu und nimmst ab. Beklagenswertes Leben, das spielerisch die Schärfe des Geistes erst verletzt und dann heilt. Armut und Reichtum läßt sie wie Eis schmelzen."

*O Fortuna,
Velut luna
Staut variabilis!
Semper crescis
Aut decrescis.
Vita detestabilis,
Nunc obdurat
et tunc curat
Ludo mentis aciem.
Egestatem,
Potestatem
Dissolvit ut glaciem.*

21. KAPITEL:

"PUTANTNE HI HOMINES SESE LINGUAM LOQUI LATINAM?" – BEOBACHTUNGEN ZUR AUSSPRACHE DES LATEINS IM MITTELALTER

SPÄTESTENS SEIT DER ZEIT, als an den Universitäten diskutiert und disputiert wurde, war das Latein auch wieder eine gesprochene Sprache. Daran schließt man meist routinemäßig die Feststellung an, es habe folglich als Verkehrs- und Gelehrtensprache über die Grenzen der Muttersprachen hinweg gedient. Ganz so einfach war das aber nicht, denn es gab Probleme mit der Aussprache der Texte, die in schriftlicher Form problemlos zu verstehen waren.

Greifen wir zunächst noch einmal in die Antike zurück. Wir wissen nicht, wie das Latein zur Zeit der Republik und des Prinzipates wirklich ausgesprochen wurde, sondern wir kennen nur die regulierte Orthographie der spätantiken Schulmeister, die aber zu keiner Zeit die tatsächliche Aussprache exakt wiedergab. Die romanischen Sprachen, in die das gesprochene Latein allmählich überging, lehren uns zweierlei: 1. es gab regionale Unterschiede in der Aussprache, wie das in einem so großen Sprachgebiet auch gar nicht anders zu erwarten war. Aber es gab 2. auch gemeinsame Tendenzen der Abweichung der gesprochenen von der geschriebenen Sprache.

Lassen Sie uns ein paar Minuten auf die Betrachtung verwenden, worin sich die romanischen Sprachen Italienisch, Französisch, Spanisch, Katalanisch und Portugiesisch vom Latein unterscheiden. (Das Okzitanische und das Rumänische lasse ich aus, weil ich davon keine Ahnung habe.) Das Auffälligste ist, daß sich betontes kurzes e und o in einen fallenden Diphthong aufspalten. Das e wird zum ie, das o im Italienischen zu uo, im Spanischen zu ue und im Französischen zu eu, das heute als ö ausgesprochen wird. Beispiel wäre etwa:

lat.	mel	focus	c(a)elum
ital.	miele	fuoco	cielo
span.	miel	fuego	cielo
franz.	miel	feu	ciel

Wie Sie sehen, gilt die Veränderung auch für das e, das aus dem ehemaligen Diphthong ae hervorgegangen ist. Im Katalanischen und Portugiesischen unterbleibt die Diphthongierung aber. Das Französische, das sich ja am weitesten vom Latein entfernt hat, geht noch zwei Schritte weiter: dort wird das betonte lange e zum Diphthong oi, der bis ins 18. Jahrhundert oë ausgesprochen wurde. Die heutige Aussprache oá kam erst in der französischen Revolution unter dem Einfluß der Pariser Gossensprache auf. Außerdem wird das betonte a gerne zum e umgewandelt, z. B. lat. *clavis*, französisch *clef*; auch die gesamte A-Konjugation könnte man anführen.

Das Latein kannte wahrscheinlich Nasale. Sie erinnern sich aus dem Kapitel über die Hexameter, daß die Endungen -im, -em, -am, -um vor folgendem Vokal elidiert werden, als ob sie ein einfacher Vokal wären. Dies deutet darauf hin, daß sie nasalisiert ausgesprochen wurden. Ebenso lassen sich die Abkürzungen *COS* = *consul*

und *CES* = *ensor* durch Nasalierung erklären. Nasalierung gibt es heute im Französischen und im Portugiesischen.

Am interessantesten unter den Konsonanten sind die Gutturale. Daß der stimmlose Guttural im Altlatein durch drei verschiedene Buchstaben, nämlich C, K und Q, wiedergegeben wurde, ist Ihnen aus dem 2. Kapitel noch in Erinnerung. Wir haben damals die Möglichkeit erwogen, daß dahinter auch verschiedene Artikulationen des Lautes stehen könnten. Die Entwicklung in den romanischen Sprachen bestätigt diese Vermutung, denn die Gutturale werden vor den hellen Vokalen zu Zischlauten:

vor a, o, u	k	g
vor e, i, ae, oe		
Ital.	tʃ	d ₃
Span.	ʃ	x
Port. Franz. Kat.	s	ʃ

Im Französischen kommt noch hinzu, daß das c vor a gerne zum ch (j) wird, z. B. *carus* wird *cher*, *capitulum* *chapitre*. Nur auf Sardinien bleibt die alte Aussprache erhalten, z. B. in *iudike* oder *iuighissa*. Auf die grotesken Diskussionen über die Schulaussprache nach dem Motto "Käsar und Kicero gingen in den Kirkus" muß ich nicht näher eingehen.

Eingeschränkte Überlebenschancen hat das lateinische l. Nach Konsonant bleibt es nur im Französischen und Katalanischen erhalten, während es im Italienischen durchgängig zu j wird. Im Spanischen und Portugiesischen fallen *pl-*, *cl-* und *fl-*, also die Kombination mit Tennis, in einem Laut zusammen, der im Spanischen ein *ll-*, im Portugiesischen ein *ch-* (gesprochen sch) ist; allerdings habe ich mir sagen lassen, daß das *ll-* z. B. in Argentinien ebenfalls sch gesprochen wird. Im Portugiesischen wandeln sich *bl-* und *gl-* zu *br-* und *gr-*, z. B. *branco* (weiß). Das l verschwindet im Portugiesischen sogar im bestimmten Artikel, der auf diese Weise zu *o*, *a*, *os*, *as* wird. Hier noch eine zusammenfassende Tabelle aller dieser Veränderungen:

Lateinisch	Katalanisch	portugiesisch	kastilisch	französisch (langue d'oil)	italienisch
(li)	Li	lh	ll	ill	gli
(gn)	Ny	nh	ñ	gn	gn
f-	f-	f-	h-	f-	f-
pl-	pl-	ch-	ll-	pl-	pi-
cl-	cl-	ch-	ll-	cl-	chi-
fl-	fl-	ch-	ll-	fl-	fi-
bl-	bl-	br-	bl-	bl-	bi-

gl-	gl-	gr-	gl-	gl-	ghi-
ille, illo	El	O	el	le	il, lo
illa	La	A	la	la	La
illi, illos	els	Os	los	les	i, gli
illae, illas	les	As	las	les	Le
(ae), e	E	e	ie	ie	le
o	O	o	ue	eu	Uo
au	O	ou, oi	o	o	O

Wir haben im 12. Kapitel als orthographische Eigenart des Mittellateins die Schreibung *ci* vor Vokal statt antik *ti* kennengelernt, z. B. *racio* statt *ratio*. Sie werden sich aus Ihrer Schulzeit erinnern, wie eifrig der Lateinlehrer Ihnen diese "falsche" Aussprache auszutreiben versuchte. Aussprache und Schreibung kommen aber schon in der Antike vor, so auf Inschriften des 2. nachchristlichen Jahrhunderts die Eigennamen *Crescentsianus* (CIL XIV 246), *Laurentius* (CIL III 12396), *Terensus* (CIL VIII 9927) und *Vincentza* (CIL VIII 16202) sowie *defenicionis* und *terminacio* (Dessau, Inscriptiones S. 811).

Die unterschiedlichen Aussprachegewohnheiten der Volkssprachen färben nun auch auf die Aussprache des Lateins ab. Es wurde ausgesprochen wie diese jeweiligen Volkssprachen, also z.B. im Französischen mit Nasalierung der Vokale. Aus der frühen Neuzeit gibt es in Frankreich die Curiosa, daß lateinische Wörter und Sätze zu französischen Sätzen und Wörtern umgedeutet werden, etwa: *omnia tentate*, ausgesprochen ..., gedeutet als *on y a tant tâté*, oder *Requiescant in pace!*, ausgesprochen ..., gedeutet als *Ré, qui est-ce? – Quantin. – Passez!*, oder *habitaculum*, ausgesprochen ..., gedeutet als *habit à cul long*.

Diese Beispiele aus dem 16. Jahrhundert sind natürlich Spielereien, aber die Aussprache von *en* als *ã* kann zu charakteristischen Fehlschreibungen führen; statt *tentate* könnte also *tantate* geschrieben werden usw. Auch deutsche Aussprachegewohnheiten können ihre Spuren hinterlassen. So etwa die Auslautsverhärtung, d. h. die Gewohnheit, auslautendes *d*, *b* und *g* als *t*, *p* und *k* auszusprechen, die für das Deutsche, aber z.B. auch für das Tschechische typisch ist. Die Folge sind Schreibungen wie *set*, *illut*, *haut* (statt *sed*, *illud*, *haud*) und dann wieder hyperkorrekt *ud*, *tod* (statt *ut*, *tot*) u. dgl.

Daß das Latein geradezu zur Alltagssprache der Gelehrten geworden ist, hat noch eine Folge, die bisher kaum beachtet worden ist: das gesprochene Latein nimmt nämlich teil an den lautlichen Veränderungen der Volkssprachen im Spätmittelalter. Im Englischen wird langes *i* seit dem 15. Jahrhundert in der Aussprache zu *ai*; der Engländer sagt also im Lateinischen nicht mehr *sine*, sondern *saine*. Ähnliches passiert im Deutschen, vor allem im Schwäbischen. Dort wird beispielsweise langes *a* zu *au*, also *rât* zu *raut*, *âbent* zu *aubent* usw.; entsprechend wird lateinisches *casus* zu *causus* und fällt damit in der Aussprache mit den von *causa* abgeleiteten Wörtern zusammen. Natürlich wird diese Aussprache normalerweise von der streng geregelten Orthographie des Lateinischen überdeckt, aber manchmal kommen doch Fehlschreibungen oder hyperkorrekte Formen

vor. Außerdem gibt es Berichte über diese Aussprache; berüchtigt war z.B. das *Latinum Hechingense*, das "Hechinger Latein", das in diesem Ort nahe Stuttgart gesprochen wurde und besonders schwäbisch geklungen habe.

Problematischer wurde es, wenn dadurch die Verständigung in lateinischer Sprache zwischen Sprechern verschiedener Muttersprachen litt. Dies soll beispielsweise geschehen sein, als 1482 Herzog Eberhard von Württemberg von Papst Sixtus IV. in Audienz empfangen wurde: den Italienern sei die lateinische Aussprache seiner Räte so fremd gewesen, daß sie verwundert gefragt hätten: *Putantne hi homines sese linguam loqui latinam?* – "Glauben diese Leute etwa, das sei Latein, was sie da sprechen?" Dahinter steckt natürlich eine gehörige Portion humanistischer Überheblichkeit. Aber schon 750 Jahre früher wird berichtet, daß das mündliche Latein des Bonifacius in Rom nicht verstanden worden sei. Noch auf dem 1. Vatikanischen Konzil gab es Verständigungsschwierigkeiten mit den Engländern wegen deren lateinischer Aussprache.

22. KAPITEL: OPERATION GELUNGEN, PATIENT TOT: HUMANISTISCHES LATEIN UND NEULATEIN

BEI DEN "RENAISSANCEN", die wir im 9. Kapitel betrachtet haben, also der karolingischen, der ottonischen, der staufischen Renaissance usw., handelte es sich um Vorgänge, die aus der lebendigen Kontinuität zwischen Antike und Mittelalter hervorgingen. Besonders diejenigen Ottos des Großen und Friedrich Barbarossas waren nicht denkbar ohne das Bewußtsein, in der Tradition des römischen Reiches zu stehen. Das mittelalterliche Kaiserreich setzte die Entwicklung des antiken römischen Reiches fort – sowohl in kultureller als auch in politischer Hinsicht –, und es war dem antiken Staat zugleich durch seine christliche Prägung überlegen, wie man zur Karolingerzeit ausdrücklich betonte. Um es zugespitzt auszudrücken: die mittelalterliche Sprache beruhte zugleich auf dem Latein Ciceros **und** auf dem Latein der Bibel.

Bei dem Phänomen, das wir jetzt zu betrachten haben, nämlich der italienischen Renaissance des 14. und 15. Jahrhunderts, handelt es sich um etwas grundsätzlich anderes: die Sprache der Antike **allein** wird jetzt zum Maßstab, und dieser Maßstab wird sklavisch befolgt. Die Änderungen der dazwischen liegenden Zeit gelten als Verfall, als kultureller Niedergang. An sich ist die Vorstellung, man könne Verbesserungen dadurch herbeiführen, daß man auf ältere Zustände zurückgreift, vollkommen mittelalterlich; der Fachausdruck dafür lautet *reformatio* ("Rückformung"). Er setzt die apokalyptische Grundeinstellung voraus, daß sich die Weltgeschichte ohnehin dem Ende zuneigt und daß früher alles besser war. Jetzt, im 15. Jahrhundert in Italien, entsteht aber etwas anderes, wobei das den Akteuren zunächst wohl gar nicht bewußt war. Keine Rückführung der Gegenwart auf bessere ältere Zustände ist mehr geplant, sondern ein radikaler Bruch. Eine ganze Epoche – eben das Mittelalter –

wird übersprungen, und die Antike wird zur absoluten Norm erhoben. Dadurch wird aber, wie ich schon zu Beginn dieser Vorlesung betont habe, der lebendigen Tradition des Lateinischen die Gurgel umgedreht.

Das Latein wird jetzt zu einer schwierigen Sprache: der mittelalterliche Autor bediente sich des Lateins als eines selbstverständlichen Besitzes, er erfand, wenn es erforderlich war, neue Redewendungen und neue Wörter und mußte sich nur innerhalb eines relativ liberal gehandhabten grammatischen Rahmens halten. Für den Autor der Renaissance war die Sprache eine Aufgabe, die bewältigt werden mußte; freie Erfindung war unerwünscht, sondern jedes Wort und jede Redewendung mußte dem Vorrat entnommen werden, der aus der Antike überliefert war. Daß auf diese Weise keine lebendige Rede, sondern nur höchst artifizielle Produkte zustande kommen konnten, bedarf keiner Erläuterung. Es kommt noch etwas hinzu, was sehr folgenreich war: um dieses Prokrustesbett für die Sprache zu rechtfertigen, mußten alle anderen Sprachformen abgewertet werden, denn nur wenn das mittelalterliche Latein schlecht war, ließ sich die mühevollen Wiederaufnahme des antiken Latein begründen. Damals entstanden die alphilologischen Vorurteile, gegen die ich im Laufe der Vorlesung mehrfach polemisiert habe.

Wie dies geschah, zeigt recht charakteristisch folgende Äußerung Lorenzo Vallas, der im übrigen dafür berühmt ist, daß er die Konstantinische Schenkung als Fälschung entlarvt hat: *Gothi isti, quid ni et Vandali existimandi sunt? Nam postquam hae gentes semel iterumque Italiam influentes Romam ceperunt, ut imperium eorum, ita linguam quoque – quemadmodum aliqui putant – accepimus, et plurimi forsitan ex illis oriundi sumus.* – "Diese Goten, muß man sie nicht auch für Wandalen halten? Denn nachdem diese Leute ein ums andere Mal Italien überschwemmten und Rom eroberten, da haben wir ebenso wie ihre Herrschaft auch ihre Sprache angenommen, wie wenigstens einige glauben, und die meisten von uns stammen vielleicht von ihnen ab." *Argumento sunt codices Gothice scripti, quae magna multitudo est: quae gens, si scripturam Romanam depravare potuit, quid de lingua putandum est?* – "Ein Beweis dafür sind die gotisch geschriebenen Handschriften, von denen es eine ganze Menge gibt. Wenn dieses Volk sogar die römische Schrift verderben konnte, was soll man dann erst von der Sprache halten?" –

Das ist nun eine ganze Sammlung von Vorurteilen und Mißverständnissen. Historisch besonders ungerecht ist die Gleichsetzung von gotisch und barbarisch, denn gerade unter der Gotenherrschaft hatte die antike Kultur ja ihre letzte Blüte erlebt. Aber die Gleichung ist geblieben, und wir sprechen heute noch von gotischer Kunst, gotischer Schrift usw., wobei es zu Beginn unseres Jahrhunderts allerdings üblich war, von "sog. gotischer" Schrift etc. zu sprechen. Sogar "gotische Novellen" als Bezeichnung für finstere Schauergeschichten gibt es. In die Argumentation mischen sich auch schon nationalistische Töne, denn die Renaissance war zunächst ja ein italienisches Phänomen.

Die geistesgeschichtlichen Hintergründe der Renaissance des 15. Jahrhunderts zu erörtern, ist hier nicht meine Aufgabe und wäre

auch rein zeitlich nicht möglich. So muß hier die Frage also offen bleiben, warum sie gerade in Italien entstand, welche Rolle das Verblässen der religiösen Vorstellungen des Mittelalters und damit die Schwächung der sprachlichen Autorität der Bibel spielte und inwieweit sie der Reformation Luthers ähnlich war, der ja auch über das Mittelalter hinweg auf frühchristliche Vorstellungen zurückgriff.

Eine Frage muß ich hier allerdings noch einmal behandeln, die ich schon im 3. Kapitel angesprochen habe, nämlich das Märchen von den angeblichen Klostergräbern, in denen die Klassikerhandschriften vermodert seien, bis die Humanisten sie gerettet hätten. Zunächst beginnt die Renaissance ja ganz philologisch mit der systematischen Suche nach bisher unbekanntem Texten; die Untersuchung der Texte ist das, was man primär als *studia humanitatis* bezeichnet, und ihre Ausüben heißen entsprechend Humanisten. Die Suche erstreckte sich einmal auf zuverlässige Handschriften bekannter Texte, dann aber auch auf unbekanntes Texte oder Autoren, von deren Existenz man aus Zitaten in anderen Werken wußte. Nach diesen Texten wurde nun in den Bibliotheken gefahndet, und zwar nicht selten mit überraschend schnellem Erfolg. Als besonders ergiebig erwiesen sich die süddeutschen Klöster, die von Konstanz und Basel aus gut zu erreichen waren; in Konstanz und Basel tagten ja im 15. Jahrhundert die großen Reformkonzilien. Die gefundenen Handschriften wurden nach Möglichkeit erworben, wobei es – diskret formuliert – nicht immer ganz mit rechten Dingen zugeht. Eine Reihe von Humanisten waren päpstliche Sekretäre und benutzten diese Stellung zweifellos, um die Klosterbibliothekare einzuschüchtern. Bei einigen Handschriften tat nachgewiesenermaßen eine unerwartete und plötzliche Abreise dieselbe Wirkung. Ich will nicht darüber nachsinnen, welche strafrechtliche Wirkung dies für einen ertappten Handschriftenfreund gehabt hätte; auf jeden Fall wäre sie für einen Gelehrten verhängnisvoll gewesen. Einige Klosterbibliotheken waren allerdings so gut gewacht, daß die Humanisten die Handschriften an Ort und Stelle eigenhändig abschreiben mußten, und wir wissen aus ihren Briefen, daß sie das nicht nur mit sehr viel Schweiß auf der Stirne, sondern auch mit erheblicher Wut im Bauch taten.

Um nun die unbefugte Mitnahme von Handschriften zu rechtfertigen, erfanden die Humanisten das Märchen von den Klostergräbern, aus denen sie die Codices hätten befreien und vor dem völligen Verfall erretten müssen. Gegen diese Behauptung sprechen zwei Beobachtungen: erstens der heutige Zustand der "geretteten" Handschriften, die keineswegs die Spuren mittelalterlicher Verwahrlosung zeigen; und zweitens die überraschende Schnelligkeit, mit der die Fahndungserfolge erzielt wurden: sie setzen nicht nur geordnete Bibliotheken, sondern auch sorgfältig geführte Bibliothekskataloge voraus. Aber die Propagandalüge blieb haften und wird teilweise heute noch geglaubt.

Nun bedeutet aber das antik stilisierte Neulatein der Humanisten keineswegs das sofortige Ende des Mittellateins – ganz im Gegenteil. Das Humanistenlatein war die Literatur- und Briefsprache eines ganz kleinen Kreises, der sich selbst für elitär hielt und diesen elitären Hochmut später an die Lateinschulen, das eben so genannte

"humanistische Gymnasium" weitergab. Die Literatur bildete aber damals wie zu allen Zeiten bis auf den heutigen Tag nur einen kleinen Teil der Sprachproduktion. Die Hauptmasse machen nicht die schöngeistigen, sondern die juristischen Texte aus, also die Urkunden und in ständig zunehmendem Maße die Akten. Urkunden und Akten wurden, sofern sie lateinisch waren, weiterhin in mittellateinischer Sprache verfaßt, und sei es nur, weil die üblichen Formulare weiterverwendet wurden; die Ernennungsurkunde für einen Bischof war noch im 19. Jahrhundert in ganz genau denselben Wendungen formuliert wie beispielsweise um 1400. Ganz analog bildeten übrigens die Juristen das stärkste Bollwerk der gotischen Schrift gegenüber den humanistischen Buchstaben.

Mit dem Rückzug des Lateins aus den Verwaltungen zugunsten des Französischen bzw. des Englischen etwa seit dem späten 17. Jahrhundert schwand auch diese Position. 1848 wurde auch das Latein als Staatssprache in Ungarn abgeschafft. Nun blieb nur noch die Amtssprache der katholischen Kirche, und seit Leo XIII., also seit 1878, wurde auch dieses Latein im humanistischen Sinne umgestaltet – ob mit glücklicher Hand, sei dahingestellt. Durch die Liturgiereform ist das Latein schließlich auch aus den Gottesdiensten verschwunden. Damit haben wir aber den Ausgangspunkt unserer Überlegungen wieder erreicht, wenn Sie sich erinnern, daß die Sorge um die rechte Sprache der Liturgie das Interesse der Karolinger am Latein begründet hatte.

23. KAPITEL. STROHFEUER, ODER: LATEIN HEUTE

IM VORIGEN KAPITEL HABE ICH geschildert, wie die lebendige Sprachtradition des mittelalterlichen Lateins durch die Operation der Humanisten abgebrochen und das Latein in eine wirklich tote Sprache umgewandelt wurde. Natürlich sind keineswegs alle Philologen dieser Meinung, und einer meiner Gegner hat diesem Kapitel die Überschrift gegeben. Ich meine damit das jüngst erschienene Buch von

- Wilfried Stroh, Latein ist tot, es lebe Latein! Kleine Geschichte einer großen Sprache (Berlin 2007, als Taschenbuch 2008)

Das Buch, das der Spiegel auf seine Bestsellerliste gesetzt hat, ist durchaus lesenswert, teilweise sogar amüsant, und hat mir im vorletzten Jahr eine Zugfahrt von Weimar nach Passau verkürzt. Wenn Sie genau hingehört haben bzw. genau hinschauen, erkennen Sie allerdings, daß der Titel einen Sprachfehler enthält: vor dem Wort Latein fehlt der bestimmte Artikel; es müßte korrekt heißen: "Das Latein ist tot, es lebe das Latein!" – analog der berühmten Formulierung aus dem französischen Ancien Régime: "Der König ist tot, es lebe der König!" – "Le roi est mort, vive le roi!" Weglassen darf man den Artikel im Deutschen nur vor einem Eigennamen. Im Englischen ist das

anders, und daher kommt dieser Sprachfehler, der sich leider immer weiter ausbreitet.

Unsere – oder jedenfalls meine – Skepsis gegenüber dem Autor wächst bei der Lektüre des Klappentextes. Er wird dort wie folgt vorgestellt: "Prof. Dr. Wilfried Stroh, geb. 1939, war bis 2005 ordentlicher Professor für Klassische Philologie in München. Seine Schwerpunkte im Bereich der antiken Literatur sind Rhetorik und Erotik. Besonders engagiert sich Wilfried Stroh für Latein als gesprochene und gesungene Sprache; er organisierte zahlreiche Theateraufführungen, Konzerte und sogar Talkshows in lateinischer Sprache."

Das Buch behandelt sein Thema von der vorchristlichen Zeit bis ins 21. Jahrhundert. Uns interessieren natürlich besonders die tausend Jahre der mittellateinischen Zeit. Dabei müssen wir mit Erstaunen feststellen, daß sie gerade einmal 15 Seiten einnehmen, von insgesamt 415 Seiten, also ca. 3,6%. Darin hören wir ein bißchen über Hieronymus, Benedikt von Nursia, Karl den Großen, Bonifatius und die Carmina Burana. Der Hauptteil dieses kleinen Kapitels dient dem Nachweis, daß es ein Mittellatein gar nicht gegeben habe, weil sich im Mittelalter keine neue Sprachnorm entwickelt habe. Demnach, so ist die logische Folgerung, hat die Renaissance auch kein lebendiges Mittellatein töten können. Und so kommt der Altphilologe Stroh auf S. 147 zu dem Ergebnis: "Die beliebte, überall zu lesende Vorstellung, im Mittelalter habe Latein noch gelebt und erst die Renaissancehumanisten hätten es getötet, ist naiv und von Grund auf verkehrt."

Ich überlasse es Ihrem eigenen Urteil, ob Sie nun drei Monate lang eine naive und von Grund auf verkehrte Vorlesung gehört haben. Aber wenn man nicht nur Philologe, sondern auch Historiker ist und die Methoden der historischen Quellenkritik beherrscht, die sich auch auf Texte des 21. Jahrhunderts anwenden lassen, dann fragt man sich doch: warum dieser emotionale Aufwand? Warum beschimpft der Autor an dieser Stelle – und nur an dieser Stelle – die Wissenschaftler, die anderer Meinung sind als er? Doch wohl nur, weil er sich seiner eigenen These gar nicht so sicher ist, wie er vorgibt. Wenn man sich nicht auf die Literatursprache, oder genauer auf einen Ausschnitt dieser Sprache, beschränkt und auch die wissenschaftlichen und die juristischen Texte mit einbezieht, stellt sich die Rolle des Mittellateins ganz anders dar, wie Sie im Laufe dieser Vorlesung gehört haben.

Damit ergeben sich aber zwei Fragen: 1. ist es sinnvoll, das antike Latein heute als Basis mündlicher lateinischer Rede zu verwenden? und 2. ist es sinnvoll, sich heute überhaupt noch mit der lateinischen Sprache zu befassen und sie in der Schule zu lehren und zu lernen? Die erste Frage muß klar verneint werden. Die mündliche Sprachform ist uns aus der Antike in keiner Quelle überliefert, und die geschriebene literarische Sprache mündlich zu verwenden, ist ungefähr das gleiche, als wir uns auf Deutsch mit den Formulierungen Goethes unterhalten wollten. Auch die überlieferten Reden Ciceros sind – selbst wenn Tiro die Formulierungen seines Herrn und Meisters wörtlich mitstenographiert haben sollte – nachträglich über-

arbeitet worden, so wie dies etwa bei den protokollierten Parlamentsreden heute noch üblich ist. Über die fiktiven Reden bei den antiken Schriftstellern brauchen wir kein Wort zu verlieren. Und ich darf noch einmal darauf hinweisen, daß wir selbst die literarischen Werke nicht in ihrer Originalform besitzen, sondern nur in der Form, zu der sie von den spätantiken Schulmeistern bereinigt worden sind; für Livius kennen wir ja sogar den Namen des Grammatikers. Im Stile dieser durch die schulmeisterliche Mangel gedrehten schriftlichen Produkte mündlich reden zu wollen, ist "naiv und von Grund auf verkehrt"; es ist, um es deutlich zu sagen, schlichtweg Krampf.

Damit kommen wir zur zweiten Frage, ob es denn heute noch sinnvoll ist, in der Schule Lateinunterricht anzubieten. Die Diskussion darum wogt seit mindestens 100 Jahren, seit neben dem altsprachlichen Gymnasium neusprachlich und naturwissenschaftlich ausgerichtete Schulformen eingerichtet wurden, und sie wird unter den Stichworten "Verschlankung des Stundenplans" und "Facharbeitermangel" neu aufflammen werden. Es wird ganz banal behauptet werden, im achtjährigen Gymnasium sei einfach kein Platz mehr für den alphilologischen Ballast. Ich will die einzelnen Argumente und Scheinargumente hier nicht im einzelnen vorführen, aber mir scheinen vor allem zwei Denkströme vorzuherrschen: das kulturelle Argument und die These, daß das Latein das logische Denken fördere.

Daß die lateinische Sprache untrennbar mit unserer Kultur verbunden ist, wurde, glaube ich, hinlänglich vorgeführt. Das Argument kränkelt aber, wenn man Latein mit antikem Latein gleichsetzt und so dem humanistischen Zombie das Wort redet. Zur lateinisch vermittelten kulturellen Tradition gehört aber auch ein Satz wie der folgende:

Dúl(e) et decórem (e)st pró patriá morí.

"Es ist süß und ehrenvoll, für das Vaterland zu sterben." Dieser Satz war eine zentrale Aussage im Lateinunterricht der wilhelminischen Kaiserzeit und hat dazu geführt, daß sich 1914 die Gymnasiasten serienweise freiwillig zur Armee gemeldet haben. Die Latein- und Geschichtslehrer – und die dahinterstehenden Latein- und Geschichtsprofessoren – haben hier eine historische Schuld auf sich geladen, die meines Wissens noch nicht aufgearbeitet ist. Auch heute noch werden die Schüler als erstem fortlaufendem Text mit Cäsars Schlachtenschilderungen konfrontiert.

Das zweite Argument, Lateinlernen fördere das logische Denken, ist nicht falsch, aber es gilt anders, als es gewöhnlich dargestellt wird. Nicht, weil das Latein besonders logisch ist, fördert es das Denken, sondern weil man sein ganzes logisches Denken braucht, um seine uneindeutigen und oft sprachlich defektiven Strukturen zu durchdringen. Wenn Sie in der Schule Latein gelernt haben, erinnern Sie sich sicher noch an die fünf verschiedenen Anwendungsmöglichkeiten des Dativs, an die zehn Bedeutungen des Ablativs, an die sieben logischen Varianten des Konjunktivs der inneren Abhängigkeit usw. Man darf also fragen, ob man Logik nicht effektiver in anderen Fächern erlernen und trainieren kann.

An der Tatsache, daß das Latein heute eine tote Sprache ist, die keinen direkten praktischen Nutzen mehr bringt, führt kein Weg vorbei, wenn man vom Nutzen ihres Wortschatzes etwa in der Medizin einmal absieht. Aber ist es die Aufgabe von Bildung, direkten praktischen Nutzen zu bringen?

Ein weiteres Argument gegen das Latein lautet, daß es keine Begriffe für moderne Entwicklungen und Erfindungen bereithalte, was nicht ganz falsch ist, da der Wortschatz des Humanistenlateins am Ende der Antike erstarrt ist. Mit diesem Problem ist vor allem diejenige Institution konfrontiert, die sich auch heute noch des Lateins für ihre Verlautbarungen bedient, nämlich die päpstliche Kurie. Paul VI. hat 1976 sogar eine eigene Stiftung **Latinitas** ins Leben gerufen, um dieses Problems Herr zu werden. Die Arenga der Gründungsurkunde lautet wie folgt. *Romani sermonis praestantiam et usum nullo non tempore tueri et amplificare studuit haec Apostolica Sedes, quippe in qua ille, quamvis nonnullis mutationibus obnoxius – quod in cuiusque linguae natura est positum – ab antiqua Ecclesiae aetate per longum saeculorum cursum usque adhuc sine intermissione viget.* – „Der römischen Sprache Vorrang und Gebrauch zu schützen und zu erweitern, hat sich dieser apostolische Stuhl stets bemüht, zumal sie ja in ihr, wenn auch unter Erleidung zahlreicher Veränderungen, was in der Natur jeder Sprache liegt, von der Zeit der alten Kirche an durch den langen Verlauf der Jahrhunderte hin bis jetzt ohne Unterbrechung gültig war.“ Die Sprachprobe gibt Ihnen zugleich einen Einblick in den manierierten, nicht gesprochenen, sondern konstruierten Sprachstil, dessen sich der Vatikan heute bedient; besonders das *nullo non tempore* statt des normalen *semper* wirkt ausgesprochen geziert. Als Hauptgrund wird sodann angegeben, infolge der Liturgiereform seien die Volkssprachen für den Gottesdienst eingeführt worden, und somit sei ein Rückgang des Lateingebrauchs zu befürchten.

Zu den Aktivitäten der Stiftung gehört ein Lexikon moderner Begriffe mit einem Vorschlag für ein lateinisches Äquivalent. Hier, aus dem Internet von der Seite des Vatikan entnommen, eine Probe für den englischen Buchstaben H:

habitat	<i>naturalis sedes</i>
habitué	<i>frequentador (-oris)</i>
hag (caffé)	<i>cafaeária pótio sine cafaeīno</i>
hall	<i>amplum deversórii atrium</i>
handicap	<i>impedimentum</i>
hangar	<i>receptáculum aërinávium</i>
hascisc	<i>hasīsum</i>
hidalgo	<i>nóbilis Hispanus</i>
high life	<i>élegans víta; láuta vivendi rátio</i>
hinterland	<i>intérior régio</i>
hostess	<i>vectorum adiūtrix; aëria ministratrix</i>
hot pants	<i>brevíssimae bracae femíneae</i>
humour	<i>festívitas; urbani sales</i>
humus	<i>fundamentum (rei spiritualis, culturalis, socialis)</i>

Es fällt auf, daß es sich meistens nicht um Übersetzungen, sondern lediglich um Umschreibungen handelt, die oft auch noch unpräzise und uneindeutig sind. Ein *hidalgo* beispielsweise ist nicht einfach ein spanischer Adliger, sondern eine bestimmte Kategorie von Adligen, etwa im Gegensatz zu den Granden; Kaffee Hag ist nicht einfach koffeinfreier Kaffee usw.. Die Vorschläge sind durchweg unbrauchbar.

Aber jetzt abschließend noch einmal die Frage: ist es heute noch sinnvoll, Latein zu lernen? Ich meine: ja. Lassen wir das gesamte humanistische Brimborium beiseite. Es gibt ein viel besseres Argument: die deutsche Sprache, so wie wir sie heute schreiben und sprechen, hat sich in den vergangenen tausend Jahren anhand des Lateins entwickelt – in einer Art Symbiose – und hat die lateinische Grammatik, vor allem aber die lateinische Syntax übernommen. Sie hat sich, wenn man es so pathetisch ausdrücken will, am Lateinischen empor gerankt. Vor allem die ausgeprägte Nebensatzstruktur des Deutschen ist lateinisches Erbe. Eine grundsätzliche Kenntnis des Lateins ist also die beste Voraussetzung dafür, korrektes und gutes Deutsch zu schreiben und zu sprechen.

24. KAPITEL: GAUDEAMUS IGITUR: POETISCHER AUSKLANG

GÖNNEN WIR UNS ZUM Abschluß der ganzen Vorlesung einen poetischen Ausklang, in dem ich Sie noch einmal in den Himmel des Mittellateins hebe, ehe Sie nächste Woche ins Fegefeuer der Klausur müssen.

Das folgende Gedicht sollte jeder Student wenigstens einmal gehört haben, auch wenn seine Geschichte nicht ganz geklärt ist. Es geht, wie Sie spätestens aus der 3. Strophe entnehmen werden, zurück auf ein Bußlied von 1267, obwohl der Anfang noch gar nicht in diese Richtung deutet.

"Wir wollen also fröhlich sein, solange wir noch jung sind! Nach der angenehmen Jugend, nach dem lästigen Alter wird uns die Erde haben. – Wo sind die, die vor uns waren? Geht zu denen im Himmel, geht dann zu denen in der Unterwelt: wo sind sie jetzt? Gewesen. – Unser Leben ist kurz, in Kürze wird es beendet werden. Schnell kommt der Tod, er raubt uns unerbittlich und schont niemanden."

*Gaudeamus igitur,
Iuvenes dum sumus!
Post iucundam iuventutem,
Post molestam senectutem
Nos habebit humus.*

*Ubi sunt, qui ante nos
In mundo fuere?
Vadite ad superos,*

*Transite ad inveros:
Ubi iam? Fuere.*

*Vita nostra brevis est,
Brevi finietur.
Venit mors velociter,
Rapit nos atrociter,
Nemini parceretur.*

Ob das alles im Zeitalter der Grauen Panther noch so zutrifft, sei dahingestellt. Unverändert aktuell sind aber die beiden folgenden Verse:

*Vivat academia!
Vivant professores!*

Das muß ja auch einmal gesagt werden. Es geht dann weiter: "Jeder Teilnehmer soll leben! Jede Teilnehmerin soll leben! Alle sollen immer blühen! Auch alle Jungfrauen, schöne und wohlgebaute, sollen leben! Auch die Frauen sollen leben, die zarten, liebenswerten, guten, arbeitsamen! Auch der Staat soll leben und der, der ihn regiert! Auch unsere Stadt soll leben und die Liebe der Wohltäter, die uns hier beschützt!"

*Vivat membrum quodlibet!
Vivant membra quelibet!
Semper sint in flore!
Vivant omnes virgines,
Faciles, formose!
Vivant et mulieres,
Tenere, amabiles,
Bone laboriose!*

*Vivat et respublica
Et qui illam regit!
Vivat nostra civitas,
Mecenatum caritas,
Que nos hic protegit!*

Ob diese Strophen noch aus dem Mittelalter stammen, kann bezweifelt werden. Mit Sicherheit neuzeitlich ist die letzte Strophe: "Nieder mit der Traurigkeit! Nieder mit den Pessimisten! Nieder mit dem Teufel! Nieder mit jedem Gegner der Burschenschaften und jedem Spötter!"

*Pereat tristitia!
Pereant osores!
Pereat diabolus,
Quivis antiburschius
Atque irrisores!*

Lassen Sie mich die ganze Vorlesung aber jetzt auf eine etwas unseriöse Weise abschließen, indem ich Ihnen noch einen Autor des 12. Jahrhunderts vorführe. Er ist beinahe anonym, und wir wissen über sein Leben nur das, was er selbst in seinen Gedichten beiläufig erwähnt. In einigen Handschriften wird er so betitelt, wie ihn die Literaturgeschichte nennt: *Archipoeta*. Man errechnet sein Geburtsjahr auf etwa 1130/5, aber das ist unsicher; ansonsten wissen wir nur noch, daß er eigentlich Medizin studieren wollte, aber daraus wurde nichts. Seine Gedichte, ein knappes Dutzend, lassen sich datieren auf die Jahre 1159–1167, und zwar anhand der Person, mit der er offenbar eng verbunden war, Reinald von Dassel, dem Kanzler Friedrich Barbarossas und später Kölner Erzbischof. Der Archipoeta erinnert ein wenig an Walther von der Vogelweide: wie dieser hatte er nie Geld und mußte ständig seine Gönner anbetteln. Wie dieser hat er ein politisches Gedicht verfaßt, das sich an den Kaiser richtet:

*Salve, mundi domine,
Caesar noster, ave!
Cuius bonis omnibus
iugum est suave.*

"Sei begrüßt, Herr der Welt, unser Kaiser sei begrüßt, dessen Joch allen Guten sanft ist!" Letzteres eine etwas penetrante Bibelanspielung, die den Kaiser mit Christus gleichsetzt.

Im weiteren Verlauf wird dann der Zerstörung Mailands und der kaisertreuen Haltung Pavias und Novaras gedacht und Barbarossa als Friedensstifter in Italien gepriesen:

*Iterum describitur
orbis ab Augusto,
redditur res publica
statui vetusto.*

"Erneut wird durch Augustus der Erdkreis aufgezeichnet, das Gemeinwesen erhebt in neuem Glanze." Statt des Eigennamens Augustus können wir natürlich auch "der Augustus", also wieder der Kaiser, übersetzen, wobei diese Doppeldeutigkeit natürlich beabsichtigt ist.

*Pax terras ingreditur
habitu venusto,
et iam non opprimitur
iustus ab iniusto.*

"Der Friede zieht in lieblicher Gestalt im Lande ein, und der Gerechte wird nicht mehr vom Ungerechten unterdrückt."

Die biblischen Anspielungen sind, wie gesagt, unüberhörbar, aber auch Vergil scheint durch. Anschließend ist dann noch von Byzanz und Sizilien die Rede, und der Autor spricht davon, wie der Erzkanzler den Zug des Kaisers in Italien vorbereitet.

Weitaus bekannter ist aber ein anderes Gedicht des Archipoeta, das auch häufig separat überliefert ist, darunter in der berühmten Handschrift der *Carmina Burana*, so daß es auch der Vertonung durch Carl Orff nicht entgangen ist:

*Aestuans intrinsecus
Ira vehementi
In amaritudine
Loquor mee menti.
Factus de materia
Levis elementi
Folio sum similis,
De quo ludunt venti.*

"In heftiger Reue innerlich glühend spreche ich in Bitterkeit zu meinem Sinn: ich bin aus allzu leichtem Stoff gemacht und gleiche dem Blatt, mit dem die Winde spielen."

Das ist also die berühmte Vagantenbeichte, die mir im Hinblick auf die kommende sowohl vorlesungsfreie als auch närrische Zeit zum Abschluß dieser Veranstaltung geeignet scheint, ohne daß Sie die Ratschläge im einzelnen übernehmen müssen. Schon an der ersten Strophe sahen Sie, daß wir weniger eine Beichte, als vielmehr eine Entschuldigung der eigenen Fehler vor uns haben. Aber das Ganze ist mit unvergleichlichem Charme vorgetragen, und wenn Gott, wovon ich überzeugt bin, Humor hat, wird er diese Beichte wohl akzeptieren. Der irdische Beichtvater ist übrigens der Kölner Erzbischof. Die drei Hauptsünden, derer der Archipoeta sich anklagt, sind – wie könnte es anders sein? – *alea, vina, Venus* (Wein, Weib und Würfelspiel):

*Quis in igne positus
Igne non uratur?
Quis Paviae demorans
Custus habeatur,
Ubi Venus digito
Iuvenes venatur,
Oculis illaqueat,
Facie praedatur?*

"Wen, den man ins Feuer wirft,
wird es nicht verzehren?
Wer, der in Pavia weilt,
sich als keusch bewähren?
Wer sich, wenn Frau Venus winkt
Mit dem Finger, wehren
gegen ihrer Blicke Garn,
ihres Munds Begehren?"

*Secundo redarguor
Etiam de ludo.
Sed cum ludus corpore*

*Me dimittit nudo,
Frigidus exterius
Mentis aestu sudo.
Tunc versus et carmina
Meliora cudo.*

"Zweitens hat man mich verklagt
als dem Spiel verfallen.
Läßt mich auch Fortuna oft
nackt aus ihren Krallen,
fühl' ich's doch, zwar außen kalt,
heiß im Innern wallen.
Und ich schmiede Verse dann,
die mir selbst gefallen."

Zum dritten Anklagepunkt, dem Wein, erfahren wir schließlich
unseres Autors vollständige Lebensperspektive:

"Es ist mein fester Wille, in der Schenke zu sterben, damit der Wein
dem Munde des Sterbenden nahe sei. Dann werden um so fröhlicher
die Engelschöre singen: 'Gott, sei diesem Säufer gnädig!'"

*Meum est propositum
In taberna mori,
Ut sint vina proxima
Morientis ori.
Tunc cantabunt letius
Angelorum chori:
"Sit deus propitius
huic potatori!"*

A M E N

Literatur

- LANGOSCH, Karl: Lateinisches Mittelalter. Einleitung in Sprache und
Literatur (Darmstadt 1969)
— Profile des lateinischen Mittelalters. Geschichtliche Bilder aus dem
europäischen Geistesleben (Darmstadt 1965)
BLATT, Franz: Sprachwandel im Latein des Mittelalters (Darmstadt
1970; Libelli 317)
SNELL, Bruno: Neun Tage Latein (Göttingen ⁵1962; Kleine Vanden-
hoeck-Reihe 10)
MANITIUS, Max: Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters,
3 Bde. (München 1911/31; Handbuch der Altertumswissenschaften
9,2)
BRUNHÖLZL, Franz: Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelal-
ters (München 1975ff.)
Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon (Berlin
²1977ff.)
<http://www.phil.uni-passau.de/histhw/bibliographie/8.html>

1. Kapitel: Bonifatius als Sprachpurist

Brief an Bonifatius: MGH EE III S. 336 Nr. 68

2. Kapitel: "Si in ius vocat", oder: es gab schon ein Latein vor Cicero

DÜLL, Rudolf: Das Zwölftafelgesetz (München ⁴1971)

4. Kapitel: "Sub virga degere": Schule und Universität im Mittelalter

FRENZ, Thomas: Das Schulwesen des Mittelalters bis ca. 1200, A. Gesamtdarstellung. In: Max Liedtke (Hg.), Handbuch der Geschichte des Bayerischen Bildungswesens I, Bad Heilbrunn 1991, S. 81-133

— "Danach erhielt ich ein deutsches Büchlein ...". Beobachtungen zum Lesen- und Schreibenlernen vornehmlich im frühen Mittelalter. In: Ingmar ten Venne (Hg.), "Was liegt dort hinterm Horizont?". Zu Forschungsaspekten in der (nieder)deutschen Philologie. Festschrift zum 60. Geburtstag von Prof. Dr. phil. habil. Dr. h. c. Irmtraud Rösler, Rostock 2002 (Rostocker Beiträge zur Sprachwissenschaft 12) S. 59-67

— Eine Klosterschule von innen, in: Nathalie KRUPPA/ Jürgen WILKE (Hgg.), Kloster und Bildung im Mittelalter (Göttingen 2006; Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 218 = Studien zur Germania Sacra 28) S. 49-57

KOCH, Josef (Hg.): Artes liberales. Von der antiken Bildung zur Wissenschaft des Mittelalters (Leiden/Köln 1976; Studien und Texte zur Geistesgeschichte des Mittelalters 5)

Honorius Augustodunensis: PL 172 Sp. 1241-1246

Martianus Capella, ed. James WILLIS (Leipzig 1983)

RASHDALL, Hastings: The Universities of Europe in the Middle Ages, 3 Bde. (Oxford ²1936)

5. Kapitel: "Partes orationis quot sunt?": Lateinunterricht im Mittelalter

KEIL, Heinrich (Hg.): Grammatici Latini, 7 Bde. (Leipzig 1855ff., ND Hildesheim 1981): Priscian: Bd. 2+3, Donat: Bd. 4

6. Kapitel: Ars amoris im Kloster: der Lektürekanon

GLAUCHE, Günter: Schullektüre im Mittelalter. Entstehung und Wandlungen des Lektürekansons bis 1200 nach den Quellen dargestellt (München 1970; Münchener Beiträge zur Mediävistik und Renaissance-Forschung 5)

Mittelalterliche Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz, IV,1: Bistümer Passau und Regensburg, hg. von Christine INEICHEN-EDER (München 1977) S. 24ff.

7. Kapitel: "Arma virumque cano": Vergils Äneis in Antike, Mittelalter und Neuzeit

- VERGIL, Aeneis. Prosaübertragung, Nachwort und Namensverzeichnis von Volker Ebersbach (Stuttgart 1982, ND 2007; Reclam Taschenbuch 20150)
- FROMM, Hans (Hg.): Heinrich von Veldeke, Eneasroman (Frankfurt/Main 1992; Bibliothek des Mittelalters 4)
- SCHEER, Markus: Die Argonauten und Aeneas in Amerika. Kommentierte Neuedition des Kolumbusepos *Atlantis resecta* von Vincencius Placcius und *Editio princeps*, Übersetzung und Kommentar der *Corticias* von P. Petrus Paladinus SJ (Paderborn 2007; Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums [!] NF 1,27)
- FROMM, Hans (Hg.), Heinrich von Veldeke, Eneasroman (Frankfurt/Main 1992; Bibliothek des Mittelalters 4)
- HEISS, Hanns: Virgils Fortleben in den romanischen Literaturen, in: Hans Oppermann, *Wege zu Vergil. Drei Jahrhunderte Begegnungen in Dichtung und Wissenschaft* (Darmstadt 1976; *Wege der Forschung* 19) S. 301–319
- RONCARD, Pierre de: *Œvres complètes*, XVI: *La Franciade* (1572). Édition critique avec introduction et commentaire par Paul LAUMONIER, 2 Bde. (Paris 1950/2)

8. Kapitel: Sprachliche Voraussetzungen des Mittellateins: Spätlatein, Vulgärlatein, Griechisch

- LÖFSTEDT, E.: *Late Latin* (Oslo 1959)
- BERSCHIN, Walter: *Griechisch-lateinisches Mittelalter. Von Hieronymus zu Nikolaus von Kues* (Bonn 1980)
- MIGLIORINI, Bruno: *Storia della lingua italiana* (Florenz ⁵1978)
- PRINZ, Otto: *Zum Einfluß des Griechischen auf den Wortschatz des Mittelalters*, in: *Festschrift Bernhard Bischoff* (Stuttgart 1971) S. 1–15
- GREGOR VON TOURS: Prolog zu "Liber in gloria confessorum" = MGH SS rer. Merov. I,2 S. 297f.
Fredegar-Chronik: Frh. v. St.-Ged.Ausg. 4a. Zur Sprache: S. 18ff.

9. Kapitel: Ein Wald von Renaissancen: Kulturgeschichte und Latein vom 8. bis 15. Jahrhundert

- Boethius*: LexMA II 308–315
Cassiodor: LexMA II 1151–1554

10. Kapitel: Der wichtigste Text: die Bibel

- GANSHOF, François Louis: *La révision de la bible par Alcuin*, *Bibliothèque d'humanisme et renaissance* 9(1947)7–20
Bibelübersetzung: LexMA II 88ff.; KP I 883–891
- OHLY, Friedirch: *Vom geistigen Sinn des Wortes im Mittelalter* (Darmstadt 1966; *Libelli* 218)

11. Kapitel: Prosatexte (Weltchroniken)

- BAK, Janos M.: *Mittelalterliche Geschichtsquellen in chronologischer Übersicht* (Stuttgart 1987)
- BUCHNER, Rudolf (Hg.): *Gregor von Tours, Zehn Bücher Geschichten*, 2 Bde. (Darmstadt 1977; *Freiherr vom Steingedächtnisausgabe* 2+3)

SCHMIDT, Adolf/ LAMMERS, Walter: Otto Bischof von Freising, Chronik, oder: Die Geschichte der zwei Staaten (Darmstadt 1980; Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe 16)

13. Kapitel: Urkunden und rhythmischer Satzschluß (cursus)

BRESSLAU, Harry: Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien (Berlin ²1968/9) Bd. 2 S. 361–369

QUADLBAUER, F.: cursus, in: LexMA III 389–392

DI CAPUA, Francesco: Il ritmo prosaico nelle lettere dei papi e nei documenti della cancellaria Romana dal IV al XIV secolo, 3 Bde. (Rom 1937/56)

15. Kapitel: Mittelalterliche Telenovela: Unterhaltungsliteratur

Nachdichtung: WINTERFELD, Paul von: Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters, in deutschen Versen (München 1913)

Passio Kiliani, Ps. Theotimus, Passio Margaretae, Orationes. Vollständige Faksimile-Ausgabe im Originalformat des Codex Ms. I 189 aus dem Besitz der Niedersächsischen Landesbibliothek Hannover. Kommentarband von Cynthia J. Hahn (Graz 1988)

16. Kapitel: Was sich nicht reimt, wird reimend gemacht: Reimprosa, Metrik, rhythmische Dichtung

MGH Poetae Latini

DREVES, Guido Maria: Analecta hymnica medii aevi (Leipzig 1886ff.)

17. Kapitel: "Der hochberühmte Pfalzgraf Ludwig Rhenus", oder: Wandlungen der Wortbedeutung im Mittelalter

HEINEMEYER, Walter: "Beneficium – non feudum sed bonum factum". Der Streit auf dem Reichstag zu Besançon 1157, Archiv für Diplomatik 15(1969)155–236

18. Kapitel: Mittellatein in weiblichem Munde

HOMEYER, H.: Hrotsvitha von Gandersheim, 2 Bde., lateinisch und deutsch (München 1970/3)

FÜHRKÖTTER, Adelgundis/CARLEVARIS, Angela (Hgg.): Hildegardis Scivias (Turnhout 1978; Corpus Christianorum, Continuatio Mediaevalis 43)

PAWLIK, Manfred (H.): Hildegard von Bingen, Heilwissen. Causae et Curae. Von den Ursachen und der Behandlung von Krankheiten nach Hildegard von Bingen (Augsburg 1997)

'Vocabularius Ex quo'. Überlieferungsgeschichtliche Ausgabe, 5 Bde. (Tübingen 1988ff.)

Mittellateinisches Wörterbuch (München 1967ff.)

DIEFENBACH, L.: Glossarium latinogermanicum mediae et infimae aetatis (Frankfurt/Main 1857, ND Darmstadt 1973)

NIERMEYER, J. F.: Mediae latinitatis lexicon minus (Leiden 1984) ###

EBERLE, Josef: Psalterium profanum. Weltliche Gedichte des lateinischen Mittelalters (Zürich 1962)

STOFFLER, Hans-Dieter: Der Hortulus des Walahfrid Strabo. Aus dem Kräutergarten des Klosters Reichenau (Sigmaringen 1996)

Hilka, Alfons/Schumann, Otto (Hgg.): Carmina Burana, 4 Bde. (Heidelberg ²1978 = ¹1930/ ²1971 = ¹1941/ 1970/ ²1961=¹1930)

BAYLESS, Martha: Parody in the Middle Ages. The Latin Tradition (Ann Arbor 1996)

STROH, Wilfried: Latein ist tot, es lebe Latein! Kleine Geschichte einer großen Sprache (Berlin 2008) [für das mittelalterliche Latein unbrauchbar]